Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Sechster Band.

Die Jahreszeiten.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Die vier Jahreszeiten.

Ein

Cyklus von Novellen.

Frühlingsliebe.

Mein Vater war ein Landprediger. O wie schön, wie unbeschreiblich lieblich lag unser Dörfchen, in einem weiten, von romantischer Gebirgswelt umgebnen Thale, am Ufer eines klaren Sees, zu welchem die Bächlein von den Bergen lustig hinabtanzten, und dessen blaue Fläche mehrere grüne Inseln belebten! Unsere Wohnung war hell, geräumig und freundlich. Sie lag mitten in einem großen Garten, voll Blumen und prächtiger Bäume, deren Gipfel mir bis in den Himmel zu ragen schienen; dunkle, schattige Laubengänge mit Reben, Aprikosen und duftendem Jelängerjelieber umgaben ihn von allen Seiten. Hyacinthen, Aurikeln, Anemonen, ein ganzes Heer bunter strahlender Tulpen schmückten im Frühlinge die Beete, nahe an dem von Säulen getragenen ländlichen Vordach unseres Hauses, um das der Ephen und die Waldrebe mit zarten

Ranken sich anklammerten. Hohe Rosenstöcke mit blühenden Orangenbäumen in bunter Reihe gepaart, ließen im Sommer, wenn jene zarten Boten des Frühlings verblüht waren, uns sie nicht vermissen.

Wir waren sehr wohlhabend und wohnten im eignen, von meinem Vater selbst neu eingerichteten Hause, das zu einem ziemlich bedeutenden Gute gehörte, dessen Eigenthümer er ebenfalls war. Das Pfarrgebäude hatte er, gleich beim Antritte der Predigerstelle, dem Schullehrer eingeräumt. Ein wunderbar verflochtenes Geschick, aus welchem zuletzt eine unwiderstehliche Neigung zu einem stillen, aber dennoch der Welt nützlichen Daseyn, in unbemerkter ländlicher Abgeschiedenheit sich entwickelte, hatte im Sommer des Lebens ihn bewogen, fern von dem Lande, wo er geboren, den Stand eines Landpfarrers sich zu erwählen, und um die Stelle sich zu bewerben, die er jetzt bekleidete.

Meine fromme schöne Mutter mochte wahrscheinlich an diesem wichtigen Schritt ihres Gatten großen Antheil gehabt haben. Meine liebe, liebe Mutter! sie hieß Angelika; ich habe leider

sie, und auch meinen Vater schon in meinem fünfzehnten Jahre verloren, aber ihr freundliches Bild kann keine Zeit in meinem Innern verlöschen. Nie hatte sie unser stilles Dörfchen verlassen, in welchem sie geboren war; alles, was sie je von der Aussenwelt gesehen hatte, umfaßte ein Umkreis von zwei Stunden rings um dasselbe her; was sie von höherer geistiger Bildung besaß, verdankte sie einzig und allein ihrem frühesten Freunde, meinem Vater, der mit ihrer Hand den Entschluß, auf dem Lande zu leben, auf immer ergriff.

Mein Vater war ein großer, sehr ernster, stattlicher Mann, von edelm gebietenden Ansehen. Bedeutend älter als meine Mutter, lebte er dennoch in ihr und für sie, und konnte aus liebender Sorge für die angebetete Frau sich nie dazu entschließen, das schöne Gleichgewicht ihres milden Wesens, auch nur durch die kleinste Veränderung ihrer äussern Lage zu erschüttern.

Die innige Liebe meiner Eltern, das ungewöhnlich zart Zuvorkommende in ihrem Benehmen gegen einander, ließen mich die Art ihres Verhältnisses, und auch wohl überhaupt das ganze

Menschenleben auf Erden, in einem erfreulicherem höherem Lichte sehen, als mir wahrscheinlich für meine Zukunft gut gewesen seyn mag. Ich wuchs in einem vollkommen ideal gehaltnen Daseyn auf, ohne von der übrigen Welt und ihren beengenden kleinlichen Rücksichten und Konvenienzen das Mindeste gewahr zu werden. Meine Eltern hatten durchaus keinen Umgang, weder mit den Pfarrern noch den Gutsbesitzern in der Nachbarschaft. Die isolirte Lage unseres Dörfchens trennte uns ohnehin um mehrere Meilen von allen. Zu uns kam Niemand, ausser Unglückliche, die bei meinem Vater Hülfe suchten und erhielten, und dann die Bewohner unseres Dorfes, und der ländlichen Hütten, längst dem reich angebauten Ufer unseres Sees, deren Knaben meine Spielkameraden waren.

Wer wäre so arm, daß er nicht gern der Tage seiner Jugend gedächte, und bei der Erinnerung an sie mit gerührtem Gemüthe verweilte? Die meinige aber war ein reiner Abglanz des Himmels, viel zu reich, um der Vorhof eines beschränkten Menschenlebens zu seyn. Sie steht von meinen übrigen, ihr folgenden Jahren ganz

abgesondert und in sich vollendet da, ein leuchtender herrlicher Stern, zu dem ich noch immer voll Sehnsucht zurückblicke. Soll ich, mein Freund, den lieblichsten seiner Strahlen dir näher zu leiten versuchen?

Mein vierzehnter Geburtstag war angebrochen, und um ihn nach meiner Art recht fröhlich zu begehen, suchte und erhielt ich die Erlaubniß, ganz allein mit mir selbst, schon am frühen Morgen, auf eine Entdeckungsreise auszuziehen. So nannte ich die Spaziergänge, auf denen ich, seit ich ein wenig herangewachsen war, mich ganz planlos, ohne Führer und bestimmten Zweck, in dem nahen Gebirge vertiefen durfte, zuweilen fünf bis sechs Stunden weit von meinem väterlichen Dache. Mein Vater erlaubte gern und ohne Sorge um mich, mir diese Freude, weil es, wie er sagte, dem Knaben gut sey, wenn er früh lerne, die eigne, von Gott ihm verliehene Kraft zu üben, und sich in mißlichen Lagen zu helfen. Meine gute Mutter blickte freilich mir anfangs ein wenig ängstlich nach, wenn ich so allein auszog, meinen kleinen Tornister auf dem Rücken. Nachdem sie mich aber mehreremale,

und immer gesund und froh wiederkehren gesehen hatte, ergab sie sich endlich darein; gewöhnte sich daran, mich ohne Aufsicht und Schutz auswandern zu lassen, versäumte aber nie, mir viel Warnungen vor möglicher Gefahr mit auf den Weg zu geben, die ich mit kindlichen herzlichen Liebkosungen erwiederte, mir aber gewöhnlich aus dem Sinn schlug, ehe ich noch von unserm Hofe herunter war.

Bei diesen kleinen Fußreisen war ich von jeher immer gerne allein gewesen, und selbst meine liebsten Spielkameraden drangen vergebens in mich, sie mitzunehmen. Denn eine geheime Wunderahnung, die innre schönste Poesie eines jugendlichen Herzens, regte, mir selbst unbewußt, die lichten Strahlenflügel in meiner Brust, und trieb mich fort, weit über Berg und Thal. Ach! und an jenem Morgen, den ich mir jetzt mit Entzücken wieder heraufrufe, wie war alles so über die Maaßen herrlich und freundlich, wie war die Sonne so hell, und das Leben in mir und um mich her so klar und froh! Der unbeschreibliche, nur zu schnell schwindende Zauber des neuen frischen Jugendblickes, zeigte mir, wohin ich mich

wandte, ein blühendes, an Freuden überschweng=lich reiches Paradies.

Was ich längst mir vorgenommen, wollte ich diesesmal, meinem Geburtstage zu Ehren, aus=führen, darum hatte ich früher als gewöhnlich mich auf den Weg gemacht. Ein seltsam gestal=teter Fels auf der fernsten Seite des, unser Thal und unsern See umziehenden Gebirges, dem ich noch nie genaht, hatte schon längst den Wunsch in mir rege gemacht, ihn zu ersteigen, um zu schauen, wie wohl die hinter ihm liegende Welt aussehen möge. Um mir den Weg abzukürzen, ruderte ich mich in meinem kleinen Nachen den stillen See entlang, der im Abglanz der Morgen=röthe gleich einem Meere geschmolzner Rubinen schimmerte. Ich band jenseits den Kahn am Ufer fest, und begann jetzt auf ziemlich ungebahn=tem Pfade aufwärts zu steigen.

Bald war der Gipfel der Felsen erreicht, den ich zum Ziele meiner Wanderung mir ersehen; er bot mir eine entzückende Aussicht über den See und dessen reich bebaute, in Frühlingspracht blühende Ufer, die ich aber von andern Punkten aus schon oft gesehen hatte. Was ich eigentlich

hier suchte, einen Blick in das auf der andern Seite, jenseits der Berge liegende Thal, gewährte er mir nicht. Um diesen doch endlich zu entdecken, kletterte ich von einer Felsenspitze zur andern, durch enge Schluchten hinab, dann wieder steile Felsenspitzen hinauf, und verlief mich, ohne darauf zu achten, immer weiter und weiter. Ehe ich es gewahr geworden, hatte ein immer breiter und bequemer werdender Pfad mich aufgenommen, und endlich abwärts geführt; ich drängte durch eine Hecke mich durch, die mir im Wege stand, und sah mich plötzlich auf der durch Kunst planirten Fläche eines nicht sehr hohen Felsen, neben mir einen kolosalen Blumenkorb voll hoch aufgeschossener Blumen, dicht an diesem einen bequemen Gartensitz, von duftenden fremd blühenden Rankengewächsen umkränzt, die in den Spalten des Felsen von selbst und ungepflanzt zu wurzeln schienen. Ein sehr bequemer Pfad führte von diesem noch tiefer, zu einem wunderlieblichen Plätzchen hinab, wie ich noch keines gesehen. Ein von kunstreicher Hand zwischen den Felsengruppen in mannigfaltigen Schattirungen geordneter Kreis, herrliche Bäume, umschatteten ein Mar-

morbecken, aus dessen Mitte ein kristallheller Strahl des reinsten Wassers, von Regenbogenfarben umschillert, dem blauen Aether zustieg. Tausende von goldnen und silbernen Fischchen tanzten in den kleinen hellen Wellen zur Melodie des Geplätschers der fallenden Tropfen, in welches die hohen, sich wie im Gespräch gegen einander neigenden Bäume, ihr leises Geflüster mischten. Der Duft der Orangenbäume und Rosen, die hier früher als in unserem Garten blühten, stieg berauschend zu mir auf; überall standen sie, um das Marmorbecken und zwischen den Felsen, in großen Massen vertheilt, und dazwischen unzählige mir zum Theil ganz unbekannte Blumen und Blüthensträuche, so üppig, so duftend, in solch einer überschwenglichen Fülle, als wären sie hier, wie in ihrer eigentlichen Heimath, vollkommen zu Hause.

Mir schwindelte beim Anblick dieser niegesehenen Herrlichkeit, die hier, wo ich nimmer sie vermuthen konnte, so überraschend glanzvoll mir entgegen trat. Und gerade heute, an meinem vierzehnten Geburtstage, mußte das mich erwartende neue Leben, von dem mein Vater am ge-

strigen Abend sehr ernsthaft mit mir gesprochen, mit so freundlichem Gruße mir entgegen treten!

Laut jubelnd schwang ich mich von der Höhe, wo ich stand, hinab, pflückte ohne Bedenken Rosen und Orangeblüthen, und warf mich, trunken vor Wonne, in das hohe Gras, um einen vollen prächtigen Kranz zu flechten. Der Kranz war fertig, ich drückte ihn in meine dichten krausen Locken, indem ich rasch emporsprang. Da stand ich nun, und blickte um mich her, keck wie ein Held und zugleich schüchtern wie ein Mädchen. In heimlicher nie gefühlter Seligkeit, wußte ich nicht wohin mit mir selbst. Mir war, als müßte jetzt gleich etwas ganz Unerhörtes, nie zuvor von mir Erlebtes geschehen, das die Richtung meines mir neu aufgehenden Lebens völlig umgestalte. Ich weinte, ich wußte nicht worüber, und war doch dabei so unaussprechlich selig! Meine Phantasie, mein ganzes Wesen, schien in immer wachsender Wehmuth und Sehnsucht sich auflösen zu wollen.

Ein Ton ganz aus der Nähe rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ein Mädchen, schön und jung wie die Blüthen, aus denen sie hervor trat, stieg eilends vom Felsen hinab, und sah eben so

glücklich aus, als ich in meinem Herzen mich fühlte.

Das liebliche Kind war vielleicht noch etwas jünger als ich; es hatte den bequemen Pfad verschmäht, der zu dem Wasserbecken hinabführte, und dafür eine rauhe, schmale, aus unbequemen rohen Steinen zusammengefügte Art von Treppe sich erwählt. Als es beinahe unten war, brachte ein unvorsichtiger Schritt es in Gefahr; es stieß einen kleinen silberhellen Schrei aus. Ich sah die Liebliche ängstlich balanzirend, kaum fähig sich stehend zu erhalten; mit ausgebreiteten Armen sprang ich ihr entgegen, und rettete sie vom Fallen; in der Angst hatte sie die Augen fest zugedrückt, jetzt, als sie von meinem Arm sich gehalten fühlte, schlug sie solche wieder auf, kaum eine Spanne weit war ihr liebes Gesichtchen von dem meinigen entfernt, und als sie die dunkeln lachenden Augen öffnete, war mir, als öffne sich ein ganzer Himmel voll Engel. Sie redete mich an; nie hatte ähnlicher Wohllaut mein Ohr berührt, aber von dem, was sie mir sagte, verstand ich keine Silbe. Die mir ganz unbekannten melodischen Laute ihrer mir fremden Sprache, gingen völlig

bedeutungslos an mir vorüber. Sie betrachtete, anscheinend mit Verwunderung, den Kranz in meinen Locken, und streckte ein wenig scheu das zarte Händchen nach ihm aus, als wünsche sie und wage es doch nicht, ihn zu berühren. Ein innerer Instinkt regte sich in mir, und mit ächt ritterlicher Galanterie, die ich wahrlich selbst nie zuvor in mir gesucht, nahm ich den Kranz von meinem Haupte herunter, und legte ihn in das Gras zu zu ihren Füßen hin.

Mein holdes Wunderkind lächelte mir immer freundlicher und freundlicher zu, und nickte dabei mit dem allerliebsten Köpfchen. Ich kniete endlich selbst zu meinem Kranze in das Gras hin, mir war, als müßte das so seyn, sie aber streckte die kleinen blüthenweißen Hände wie abwehrend vor sich hin, und blieb so zögernd und erröthend in vorgebeugter Stellung, über mir stehen.

Mais Angeline, mais chère Princesse, ou êtes vous donç! quickte eine schneidend gellende Stimme zwischen den Felsen, und wenige Augenblicke später trat eine sehr geputzte ältliche dicke Dame, mit hochrothen Wangen, oben zwischen den Felsen hervor, und fing an mit ängst-

licher Behutsamkeit den bequemeren Pfad herunter zu trippeln. Auch mir ward plötzlich sehr bänglich zu Muthe, und selbst mein liebliches Engelsbild wurde meiner Meinung nach blaß, und schien erschrocken.

Aus meinen Himmeln gerissen, von allen poetischen Entzückungen verlassen, blieb ich plötzlich nicht weiter, als was ich eigentlich noch war, ein verlegener, schüchterner, unbeholfner Junge, und sprang auch als ein solcher, auf einer andern Seite, als der von welcher ich gekommen, die Felsen hinauf; in wenigen Augenblicken war ich zwischen diesen verschwunden.

Wie ein Träumender langte ich Abends zu Hause an, und ward dafür, als Einer, mit dem aus übergroßrr Ermüdung nichts anzufangen sey, früh zu Bette geschickt. Ich war still, aber unbeschreiblich selig. Angelina, sprach ich leise, Angelina, und wiederholte den süßen Namen, bis ich einschlief. Angelina, Angelika! so heißt ja auch die Mutter — o wie ich dich lieben will, Angelina! nun soll alles anders werden, und wie schön!

So wie ich aufgestanden war, suchten meine

Augen am andern Morgen zu allererst den Felsen auf, hinter welchem mein neu gefundenes Paradies lag. Ich selbst durfte freilich sobald nicht wieder hin, aber mir kam es auch gar nicht in den Sinn dieses zu wollen. Ich überlegte gar nicht, daß Angelina dort wahrscheinlich immer wohne, ich verband mit der Erinnerung an sie gar keine andere Idee; ich freute mich nur, daß ich sie gesehen, daß sie wirklich auf der Welt und kein Traumbild sey, wie ich mir deren sonst wohl zuweilen geschaffen. Für einen Engel hielt ich sie gerade nicht, aber daß sie ein Mädchen und obendrein ein sehr vornehmes sey, daran dachte ich vollends gar nicht, obgleich ich die französischen Worte recht gut verstanden, die man ihr zugerufen, und auch in unserm Hause von einer kleinen Prinzessin die Rede gewesen war, die, wie es hieß, seit einigen Wochen das Schloß Belrepos im Gebirge bewohne. Was ein Schloß sey? wußte ich nicht recht; ich hatte noch keins gesehen, und überhaupt fast nie darüber gedacht, und wann dieses einmal geschah, so waren auch immer Wälle, Zugbrücken, feste Thürme und aller Apparat einer Belagerung dabei. Angelina aber

war mir nur sie, der Inbegriff alles Lieblichen und Schönen, was sie weiter noch seyn mochte, ging mich nichts an, und ich bekümmerte mich gar nicht darum.

Meiner Meinung nach gingen, seit ich Angelina gesehen, in stiller aber grenzenloser Seligkeit viele Tage an mir vorüber. Denn in meinem damaligen Alter, hat man noch keinen Maasstab für die Zeit, und eine ganze Woche scheint ein unübersehbar langer Zusammenfluß von Tagen und Stunden zu seyn.

Auch in unserm Garten begannen jetzt Rosen und Orangen zu blühen; der Anblick dieser meiner Lieblingsblumen, ihr süßer berauschender Duft, weckten in mir Erinnerungen, und endlich eine unwiederstehliche Sehnsucht, Angelina wieder zu sehen.

Indessen kostete es mir doch manchen innerlichen Kampf, und es währte ziemlich lange, ehe ich den Muth gewann, auf die Erfüllung dieses köstlichen Wunsches auszugehen.

Endlich am Sonntage in aller Frühe machte ich mich auf, pflückte und band einen großen Straus von den schönsten Blüthen und Rosen in

unserem Garten, und machte mit diesem mich auf den Weg zu ihr.

Ich durchschiffte den See, kletterte durch die Felsengewinde, bald in stürmender Eile, bald bange verzagend. Als ich endlich am Ziele ankam, wäre ich beinahe, und ach wie gerne! wieder umgekehrt, wenn ich mich nur nicht dann vor mir selber hätte schämen müssen. Ich faßte mir endlich ein Herz, und guckte durch eine Spalte im Felsen nach dem Springbrunnen — sie war nicht da. Ich schlich mich hinab; alles war still und leer. Ich wagte es endlich, den ganzen, nicht übermäßig großen Garten zu durchspähen, nirgends war eine menschliche Seele zu finden. Auch der Schloßhof, in den ich zuletzt gerieth, und das Schloß selbst, schienen wie ausgestorben. Ich ging quer über den Hof, durch ein großes Thor an der andern Seite desselben, dem Schloße gegenüber, und gelangte in ein Dorf, in welchem ich nie zuvor gewesen war.

Mitten in diesem stand eine heitere, wenn gleich etwas bunt und überladen verzierte Kirche, sie stand offen, es ward eben Gottesdienst darin gehalten. Ohne Bedenken trat ich hinein und

endlich auf einer schön geschmückten Emporkirche, dem Altare gegenüber, entdeckte ich mein holdes Wunderkind, andächtig im Gebetbuch lesend. Zum erstenmal in meinem Leben war ich in eine katholische Kirche gerathen, denn mein Vater war ein eifriger Protestant; doch hier hätte ich mit der Gemeine hinknien, und in nie so glühend gefühlter Andacht mein Gebet zum Himmel hinauf schicken müssen, und wäre es eine türkische Moschee oder eine indische Pagode gewesen. Ein feierliches Hochamt ward von einem vornehmen Geistlichen, einem fremden Bischoffe glaube ich, gehalten. Die vielen brennenden Kerzen beim hellsten Sonnenscheine draußen, die bunten Gemälde über den Altären, das wie Gold und Silber glänzende Kirchengeräthe auf denselben, der Weihrauchsdampf, und nun vollends die rauschende Musik, die an sich schlecht genug gewesen seyn mag, mir aber, der ich nie so etwas gehört, ganz überirdisch vorkam, Alles dieses zusammen bemächtigte sich unwiderstehlich meiner jungen Phantasie, und riß mich hoch über mich selbst empor.

Fromm, wie ich in unsrer schmucklosen kleinen Kirche, an der Seite meiner geliebten, engel=

gleichen Mutter es zu seyn pflegte, war ich hier nicht, wohl aber begeistert, ausser mir, wie sonst noch nie. Das bunte glänzende Wesen, der im Grunde wohl ziemlich ärmlichen Dorfkirche, kam mir höchst prächtig vor; es erinnerte mich an die alten heidnischen Tempel meiner Römer und Griechen, von deren Herrlichkeit ich viel gehört, ohne mir einen eigentlichen Begriff davon machen zu können. Ich gedachte der großen Thaten, zu deren Vollbringung sie in ihren Tempeln die Weihe empfingen, ich suchte nach einem Helden meines Alters, und der junge Hannibal fiel mir ein, wie Hamilkar, sein Vater, ihn am Altare seiner Götter, den Römern ewigen Krieg geloben ließ. Ich war auf gutem Wege mich gewissermaßen darüber zu betrüben, daß wir meines Wissens keine Feinde zu bekriegen hatten. Mein Herz war voll bis zum Ueberfließen, ich mußte es erleichtern, und so kniete ich dann dicht an den Stufen des Hochaltars, mitten unter der leise und andächtig murmelnden Menge hin, und sprach innerlich aber feierlich das Gelübde aus, mit aller Kraft meines Geistes und Gemüthes dem Großen, dem Edlen, jeder hohen Tugend nachzu-

streben und alles Niedrige, Gemeine ewig zu hassen, um Angelinas willen. Sie war es eigentlich, der ich durch dieses Gelübde mich zu weihen meinte, sie war meine Göttin, deren hoch über mir thronende Gegenwart ich in diesem Augenblicke mir deutlich bewußt war, ohne jedoch den Muth zu besitzen, das wonnetrunkene Auge bis zu ihr zu erheben.

Die Messe war beendet, das rauschende Gloria in excelsis verklungen. Betäubt, mir selbst ganz entfremdet, ließ ich vom Gedränge der Menge mich forttreiben, der Kirchenthüre zu. Ein glänzender, mit sechs Pferden bespannter Wagen, hielt vor derselben; die nemliche roth gemalte, kugelrunde Dame, die ich damals am Springbrunnen den Felsenweg hatte hinunter trippeln gesehen, wurde eben von einem Paar über und über mit Gold besetzter Bedienten in die Kutsche geschoben, meine Angelina aber stand oben auf den zur Kirche führenden Stufen, im Begriff ihr zu folgen. Sie wand sich um, die Landleute zu grüßen, die noch vor der Kirche versammelt standen, und der nemliche kleine silberhelle Schrei, den ich schon einmal von ihr gehört, verrieth mir,

daß sie meiner gewahr worden sey. Ohne weiter noch etwas zu hören oder zu sehen, nahm ich mir das Herz zu einem gewaltigen Wagestück, eilte auf sie zu, und überreichte ihr hinter dem Rücken der, noch immer mit dem in den Wagensteigen nicht fertig gewordnen Dame, meinen Straus. Zu meiner unsäglichen Freude nahm sie ihn ohne Weigern, nickte ein paarmal, kurz hinter einander, mit der allerholdseligsten Freundlichkeit, und hüpfte in die Kutsche. Danken, danken, rief sie aus derselben mir noch zu, den Straus in die Höhe haltend, um mir ihn zu zeigen, während die Pferde mit ihr davon jagten.

Freudetrunken, wie von Himmelsflügeln getragen, und kaum die Erde berührend, langte ich wieder zu Hause an. Ich suchte am folgenden Tage alle meine Spielsachen zusammen, die noch nicht gänzlich verabschiedet waren; meine Bälle, mein kleines Kegelspiel, meine Säbel, Lanzen, Rüstungen, Fahnen und Schilde. Ich trug das Alles zu unserem Nachbar, um es unter dessen Kinder zu vertheilen, weil ich doch jetzt beinah erwachsen und kein Kind mehr sey. Ich lernte und arbeitete heute das doppelte von dem, was

mir zu vollbringen aufgegeben worden war. Den ganzen Tag umschwärmte ich mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit meine Mutter; bei jedem Begegnen küßte ich ihre lieben, schönen Hände, liebkosete sie und nannte sie immer Angelika, wie mein Vater sie zu nennen pflegte. Die liebe Frau sah lächelnd mich an, und wußte nicht was sie heute aus mir machen solle; ich wußte es wohl was ich bei dem Allem mir dachte. Angelika klang ja beinahe eben so schön als Angelina, am Ende waren vielleicht beide nur ein und derselbe Name.

Sonntags durfte ich nur selten bei dem Gottesdienst in unserer Kirche fehlen, aber ich fing an eifrig den Kalender zu studiren, um mir alle die vielen Festtage zu merken, welche wir Protestanten aus der Reihe der unsrigen ausgelöscht, die Bekenner der katholischen Kirche aber noch beibehalten haben. Mit welchem stillen Entzücken lauschte ich oft an ruhigen Abenden dem Schall, der den morgenden Feiertag einläutenden Glocken, den ein günstiger Wind zuweilen über dem See her mir zutrug, und der, bei der großen Entfernung jenes Dorfes, vielleicht wenig andern Ohren

hörbar wurde, ausser den meinen. In früher Dämmerung stahl ich an solchen Tagen mich dann aus dem Hause heraus, um nur am Morgen in ihrer Kirche ihr gegenüber zu stehen. Sie grüßte mich jedesmal mit süßer Freundlichkeit, das war aber auch mein ganzer Gewinn dabei, denn die, Gott mag wissen wodurch, rege gewordene Aufmerksamkeit ihrer Hofmeisterin, vergönnte mir nicht mehr, mich ihr zu nähern.

Endlich einmal traf ich am Springbrunnen im Park sie allein; wie oft hatte ich einen solchen Glücksfall mit feuriger Sehnsucht herbei gewünscht! wie oft ihn mir, als wirklich geträumt! Jetzt war er da, und ich verlegner Knabe stand ihr stumm gegenüber, ohne den Muth sie anzureden, obgleich ich die französische Sprache, die sie, wie ich wußte, neben ihrer eignen, mir unbekannten, redete, nicht nur verstand, sondern mich auch leidlich genug darin auszudrücken vermochte. Auch Angelina sprach keine Sylbe; sie lächelte, nickte mir zu, immer freundlicher und freundlicher, und pflückte zuletzt mit einer sehr raschen Bewegung, von einem neben ihr stehenden Bäumchen, einen blühenden Myrthenzweig, den sie mir zuwarf.

Angelina war vielleicht einige Monate, vielleicht beinah ein Jahr jünger als ich, aber sie war ein Mädchen und mir also in gewisser Hinsicht weit vorausgeeilt. Der Instinkt ihres Geschlechtes gab ihr eine Einsicht, die mir noch fehlte, er lehrte sie, unser eigentliches Verhältniß zu einander erkennen, und über das erröthen, was sie halb aus kindischem Muthwillen, halb von ihrem Gefühle für mich hingerissen, in diesem Augenblicke gethan. So wie sie den Zweig in meinen Händen sah, den sie mir zugeworfen, barg sie das mit Purpur übergoßne Gesichtchen, und die lachenden schwarzen Feueraugen, mit beiden Händen; denn zog sie die eine derselben herab, und blinzelte ein wenig mit einem Auge nach mir hin, aber sie winkte mir zugleich fortzugehen. Dieses war mir indessen für den Augenblick unmöglich; reden konnte ich noch immer nicht, aber ich kreuzte ganz andächtig meine Hände über meine Brust, und streckte sie ihr dann mit bittender Geberde entgegen.

Angelina mußte recht herzlich über diese Pantomime lachen, in ihrem jugendlichen Frohsinne besann sie sich nicht lange, sondern sprang auf

mich zu, schlug ein, und so hielten wir uns eine ziemliche Weile bei den Händen, und sahen im frohen Gefühl des kindlich-reinsten Glückes uns an, immer noch ohne ein Wort zu reden.

Lautes schallendes Gelächter schreckte uns auf; ein Kreis herrlich geputzter Damen nebst einigen Herren, die sich alle von uns unbemerkt herbeigeschlichen hatten, umgab uns. Meine Angelina wurde unter überlauten französischen Exklamazionen, von ihrer erzürnten Aufseherin mir von der Seite gerissen, und ich? — ich wußte vor der Hand gar nicht, wie mir geschehen.

Erst als ich, jenseits der Felsen, am Ufer meines See's athemlos stand, fand ich meine Sinne wieder. Wonne, unsägliche Freude durchschauerten mich, und doch war ich mir dessen, was mich eigentlich so entzückte, durchaus nicht deutlich bewußt. Nur Angelina schwebte mir vor, und wie sie ihre weichen, weißen Händchen in meine Hand gelegt, und wie sie gewiß, nun ganz gewiß mich ebenfalls lieb habe, wenn gleich nicht so wie ich sie. Heut konnte ich nicht nach Hause, mir war, als habe ich vor allem Bedenken dessen was vorgegangen, nicht Zeit dazu; und so brachte

ich denn die laueste, kürzeste Frühlingsnacht, zum erstenmal in meinem Leben, unter freiem Himmel zu.

Meine Mutter war schon aufgestanden, als ich am Morgen, den ich denn doch zuletzt halb verschlafen hatte, zu Hause anlangte. Vielleicht war die gütige liebe Frau, aus mütterlicher Besorgniß um mich, gar nicht zu Bette gegangen gewesen. Sie empfing mich mit einem Gesichte, auf welchem das Bestreben sich erzürnt zu zeigen, mit der innigsten Freude, mich gesund wieder zu sehen, kämpften; meine kindlichen Liekosungen erstickten ihren Zorn, ihre Sorge um mich und ihre Fragen.

Anders war es bei meinem Vater; ich fand ihn wie gewöhnlich am Morgen, in einer Laube auf einer Anhöhe nahe an der Gartenmauer, von der er den Theil unsres Thales übersehen konnte, durch welchen die Landstraße ging. Ruhig aber ernsthaft forderte er mich auf, ihm Rechenschaft zu geben, wo ich die Nacht zugebracht, und was mich abgehalten habe, Abends wie gewöhnlich nach Hause zu kommen.

Ich nannte und beschrieb ihm die Stelle am

Ufer des Sees, wo ich wirklich im Schatten einiger Bäume geblieben war; große Ermüdung und die außerordentliche Milde und Schönheit der mondhellen Sommernacht hatten, wie ich vorgab, zum Ausbleiben mich verleitet.

Ach, zum erstenmal in meinem Leben umging ich, meinen Eltern gegenüber, wissentlich die Wahrheit, und kann doch nicht sagen, daß ich es mit Vorbedacht that. Es kam, ich wußte selbst nicht wie; gewiß ich wollte es nicht! Wie gerne hätte ich ihnen alles gesagt, wenn mich nicht eine Art innerer Verlegenheit, eine heimliche, peinliche Furcht, welche ohne eigentlichen Gegenstand war, davon zurückgehalten hätte, ihnen Angelina's Namen zu nennen. Mit der größten Anstrengung suchte ich mein liebes Geheimniß zu verbergen, und litt dabei Todesangst; das Herz in der Brust that mir wehe, während mein Vater so gütig mich befragte, und die Wahrheit dessen, was ich ihm antwortete, nicht im mindesten zu bezweifeln schien. Ich hätte mich vor mir selbst verbergen mögen, indem ich nicht so wahr und offen, als ich es von Kindheit auf gewohnt war, mich ge-

gen ihn bezeigte, und doch konnte ich nicht anders, und hätte es mein Leben gegolten.

Das erst von Ferne, dann immer näher kommende Rasseln mehrerer Wagen, eine Seltenheit in unserer Gegend, riß aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches ich eben versinken wollte, mich empor. Tief unten, am Fuße der Anhöhe, längs welcher unsere Gartenhecke sich hinzog, sah ich eine Reihe hochbepackter Reiseequipagen einem kleinen Gasthofe am See zufahren, der etwa eine Viertelstunde von unserem Hause lag. Nur in seltenen Fällen wurde er von den wenigen Fremden besucht, die von der Schönheit unseres Gebirges, das damals noch nicht, wie einige Jahre später, Mode geworden war, sich bestimmen ließen es zu bereisen.

Hingerissen von der meinem Alter angemeßnen kindischen Lebhaftigkeit eines halberwachsenen Knaben, lies ich den guten Vater mitten in seiner Rede sitzen, sprang über die Gartenhecke, den steilen Hügel hinunter, den Wagen nach. Mein Vater sah dem, ihm sehr verzeihlich dünkenden wilden Jugendstreich lächelnd zu, und hatte weiter kein Arges daraus. Ach! er hatte nicht, wie ich, An-

gelinas Köpfchen aus einer der Kutschen sich beugen gesehen, und nicht ihr schmerzliches Gesichtchen, nicht die trüben Augen, denen es so deutlich anzusehen war, daß sie geweint hatten.

Ich langte auf einem näher führenden Fußsteige, beinahe mit den Wagen zugleich, im Gasthofe an. Die Reisenden waren ausgestiegen, während die dort sie erwartenden Relais-Pferde angespannt wurden; eine schöne große Dame, von einigen Herren umgeben, stand im Hofe, und sah durch ein Fernglas nach dem See hinaus. Angelinas Hofmeisterin war nicht mit ausgestiegen, sie lag mit geschlossenen Augen in eine Wagenecke gedrückt, und schien sich nicht wohl zu befinden. Bedienten und Kammerfrauen waren theils um die Wagen her beschäftigt, theils standen sie in ehrerbietiger Ferne, zur Bedienung ihrer Gebieter bereit; Angelina war nirgends zu sehen.

Vergebens durchspähte ich, um sie zu finden, das ganze Haus, in welchem ich sehr wohl bekannt war; endlich ging ich hinab in den Garten. Behutsam drängte ich meinen Kopf durch die Seitenwand einer dicht umgrünten Rebenlaube, um zuzusehen, ob in dieser nicht vielleicht die sey,

welche ich suchte; da faßten mich von hinten zwei weiche kleine Hände um die Brust, und drehten mich herum. Angelina's liebe süße Augen begegneten den meinen, sie weinte bitterlich, ich weinte mit ihr, und das währte eine gute Weile. Addio, addio, Carissimo, schluchzte sie endlich, und bog sich näher zu mir hin, und legte in unendlicher Betrübniß beide Arme mir um den Nacken, ihr Köpfchen senkte sich an meine Brust, gleich einer Nelke ohne Stab. Ich riß sie fester an mich, da entwand sie sich meiner Umarmung, und floh, ohne sich umzusehen, leicht wie ein Schmetterling zur Gartenthüre hinaus.

Kaum zwei Minuten später hörte ich die Wagen vom Hofe hinunterrasseln, und fühlte zum erstenmal in aller seiner Schwere das herbe Loos des Sterblichen, den Leidenschaft und eigne Thorheit aus dem Paradiese verbannten, wo keine Trennung seinem Daseyn drohte; der erste heftige, keinen Trost ahnende Schmerz ergriff mich, und zu Boden gedrückt von seiner Last, warf ich mich, da wo ich stand, in das hohe Gras, und weinte als wolle ich mein Leben in einem Strome von Thränen ausströmen lassen.

«Ferdinand, Ferdinand, wachen Sie doch auf, der Papa wartet dort oben auf Sie,» rief nach einer ziemlichen Weile eine mir nicht unbekannte freundliche Stimme, und eine Hand versuchte es, mich aufzurichten. Ich fuhr in die Höhe; vor mir erblickte ich Nanni, die mir wohlbekannte Tochter der Gastwirthin; sie machte mich auf meinen Vater aufmerksam, der auf einem nahen Hügel stand, von welchem aus er den ganzen kleinen Garten übersehen konnte. Er rief mich durch Zeichen zu sich hinauf, und ich nahm mich zusammen so gut ich es konnte, um seinem Winke zu folgen; aber ich war noch zu beklommen, zu seelenbetrübt, um nur daran denken zu können, ihm meine rothen geschwollnen Augen, meine noch immer die Wangen herabschleichenden Thränen verbergen zu wollen; er aber schien beides nicht zu bemerken.

Ich bin jetzt fest überzeugt, daß mein Vater von jener Anhöhe meinem Abschiede von Angelina zugesehen haben muß, und daß weder die Quelle meiner Thränen, noch die Ursache meiner späterhin noch viele Tage anhaltenden Betrübniß ihm ein Räthsel geblieben waren; doch er über-

lies mich meiner scheinbar von ihm unbemerkt bleibenden Trauer, ohne weder durch Fragen noch auf andere Weise mich ihr entreißen, oder mich zwingen zu wollen, ihm den Grund derselben, in Worte gefaßt, zu gestehen. Er verlies sich auf die glückliche Eigenheit der ersten, nah' an die Kindheit gränzenden Jugend, sich leicht über den Schmerz hinweg, zu einer neuen Freude erheben zu können, wenn man sie nur abhält, den erlittenen Verlust durch Klagen sich stets wieder zu erneuern. Deshalb behandelte er mich, ohne es mir jedoch merken zu lassen, wie ein Kind, das man, durch ein neues, glänzendes Spielwerk mitten in seinen Thränen, weit leichter als durch alle ersinnliche Trostgründe, zum Lächeln bringen kann, indem man dadurch seine Gedanken von dem abwendet, was es verloren hat.

Tausend ganz unmerklich herbeigeführte Zerstreuungen, kleine Fußreisen an seiner Seite, eine noch freundlichere Behandlung als die gewohnte, mußten von dem Brüten über meinen Schmerz mich gleichsam von ungefähr abziehen, ohne daß ich den dabei vorwaltenden Zweck im mindesten gewahr werden konnte. Nähere Bekanntschaft

mit Kunst und Poesie älterer und neuerer Zeit, vermehrte Beschäftigungen ernsterer Art, füllten immer mehr meine ehemaligen Spielstunden aus, so daß ich zum Grübeln über Vergangenes wenig Zeit behielt. Am wohlthätigsten aber wirkte auf mein junges verletztes Gemüth die nähere Bekanntschaft mit der Natur, in deren Wunderwelt mich einzuführen, mein edler Vater jede Gelegenheit ergriff; bald unter dem in mitternächtlicher Pracht sich hoch über uns wölbenden Sternhimmel, oder auch gelagert am Fuße des Felsen, verloren im Betrachten des kleinen unscheinbaren Mooses, das ihn kümmerlich kleidet.

Niemals wohl hat ein Mann es besser verstanden als mein Vater, alles was um ihn athmete, zu beglücken; nie wußte ein Gemüth das Glück reiner und ungetrübter in sich aufzunehmen, als das meiner Mutter! ach! und ich, befangen im ersten beseligenden Freudentraum der Jugend, ich stand zwischen beiden, fühlte mit beiden, war der Hauptgegenstand ihrer stets wachsenden unabläßig über mich wachenden Liebe, und zugleich die höchste Freude ihres Lebens.

So von allen Seiten von einem schönen hei-

teren friedlichen Leben umgeben, konnte ich nicht lange in dumpfem Trübsinn verharren. Der Schmerz wich von mir, doch Angelina's liebliches Bild blieb mein Begleiter; in all' seiner himmlischen Klarheit und Freundlichkeit leuchtete es auf meinen Spaziergängen, aus jeder Blume, im Walde, vom hohen Felsen, mir entgegen. Es glitt über die kleinen blauen Wellen meines See's, neben meinem Kahne dahin, und wenn Abends die Glocken über dem Wasser her, mir für den morgenden Tag ein Fest verkündeten, das meinem Glauben fremd, meinem Herzen aber durch Erinnerung unendlich theuer und heilig war, dann glaubte ich oft, in dem fernen Silberlaut ihre Stimme zu hören, ihr addio, addio, Carissimo! und unbestimmte Sehnsucht engte mir die Brust ein, und schmerzlichsüße Thränen drängten aus ihr sich hinauf in meine Augen.

Wenn ich erst groß seyn werde, dachte ich oft, dann — aber was dann? — ich wußte es nicht. Tausend Luftschlösser bauete ich, eins über dem andern; in allen thronte Angelina bald als Fee, bald als Königin. Ihr liebes Bild hat bis auf den heutigen Tag durch alle Ereignisse mei-

nes Lebens mich begleitet, und wird nicht erlöschen, so lange ein Herz in meinem Busen schlägt.

So hatte denn nach einigen Wochen der erste wahre Schmerz meines Lebens erst in stille Wehmuth, dann in beseligende Erinnerung sich aufgelöset. Ach nur zu bald, nach wenigen Monaten schon, sollte ein zweiter, aber tieferer, ernsterer Art ihm folgen, ein Unglück mich treffen, das ich nie ganz verschmerzen werde, dessen Folgen den schönen, stillen, bis dahin so einfachen Gang meines Lebens abänderten, und aus dem Paradiese meiner unendlich glücklichen Kindheit mich vertrieben.

Mein Vater war Prediger, im edelsten erhabensten Sinne des Wortes. Gleich fern von Fanatismus, Bigotterie, und vernünftelndem Unglauben, verwaltete er mit wahrhaft göttlichem Eifer sein Amt, und war, wie ich späterhin eingesehen habe, mehr ein ächter Bote des Herrn, als ein Wächter auf der Zinne seiner Kirche. Die seinem Geiste, wie seinem Gemüthe inne wohnende Kraft, drängte ihn von allen Seiten zum thätigen Wirken und Walten. Allen, die Hülfe bedürfend ihm nahten, erschien er wohlthätig; auch er pflegte eben so wenig darnach zu

fragen, wes Landes und Glaubens der sey, der Beweise seiner Milde erfuhr, als die alles belebende Sonne, die ihre Strahlen auf Gute und Böse fallen läßt. So stand er da, mitten in den Erbärmlichkeiten der Welt; fest auf sich selbst beruhend, immer gebend und niemals empfangend.

Die immer sich mehrenden Schrecken des langen Krieges, der erst damals die Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern begann, hatten unser stilles Thal, in welches sogar die Zeitungen nur selten und spärlich ihren Weg fanden, bis dahin verschont. Nur von Zeit zu Zeit stiegen hinter unseren Bergen, gleich schreckenden Gespenstern, Gerüchte von begangenen Gräueln, von angezündeten und geplünderten Städten und Dörfern, von blutigen Schlachten, hervor. Doch wie jene Grausen erregenden Gebilde der Nacht vor dem Tagelicht, so löseten auch diese beängstenden Nachrichten aus der Ferne, vor dem rings uns umgebenden stillen Frieden schnell wieder in Nichts sich auf; sie dienten nur dazu die Bewohner unseres Thales, gleich Kindern, durch ein angenehmes Schaudern zu erschüttern, das die Ruhe

ihres glücklichen Daseyns sie nur um so lebhafter empfinden ließ.

Allmählig aber trat dennoch das allgemeine Unheil uns näher. Die Hirten sahen schon zuweilen von den Gipfeln unserer Berge, wie drohende Feuerzeichen den nächtlichen Himmel in der Ferne rötheten, und mancher einzelne Unglückliche, den der Krieg vom eignen Heerde vertrieben, fand Hülfe suchend den Weg zu unseren bis jetzt noch von beneidenswerther Vergessenheit umfriedeten Hütten. In banger Ahnung, mit hochschlagendem Herzen, horchten die mitleidigen Bewohner derselben den herzzerreissenden Berichten von ihnen noch unbekannten Gräueln zu, und die Zeit, die bestimmt war, uns Allen, besonders aber mir, einen traurigen Wechsel unserer Lage zu bringen, rückte darüber immer näher heran.

Mehrere Männer, die im Spätherbst in den Wald gegangen waren um Holz zu fällen, kehrten eines Morgens mit allen Zeichen heftigen Schreckens zurück, und verkündeten, wie ein nie zuvor gehörtes, dumpfes, wild brüllendes Getöse Wald und Gebirge durchtobe, so daß die Felsen in ihrer mächtigtiefen Grundfeste davor zu erbeben

schienen. Mein Vater ließ sich von den Männern sogleich an den Platz führen, wo dieser Lärmen sie erschreckt hatte, doch ehe er ihn noch erreichte, erkannte er schon das laute Toben der wahrscheinlich nicht sehr entfernten Schlacht, das Brüllen der Batterien, das knatternde Getöse des kleinen Gewehrfeuers, das, vom Echo von Felsen zu Felsen getragen, durch das Gebirge hindonnerte, und alles, sogar die Vögel und Thiere des Waldes, mit Schrecken erfüllte.

Den ganzen Tag, die Hälfte der folgenden Nacht, saß ich mit ahnungsvoller Seele auf der Anhöhe hinter unserem Garten, und horchte, halb schaudernd, halb gehoben und begeistert, dem fernen Donner mit nie so gefühltem sehnsüchtigem Herzklopfen zu. Wundersame, ungeheure Bilder, vor denen mir graute, und die doch durch einen ganz eignen Zauber mich anzogen, erfüllten dabei meine junge Phantasie, und ich vermochte es nicht, mich von ihnen abzuwenden, bis endlich alles still geworden war.

Am nächsten Tage störte nicht einmal ein über die Berge zu uns eindringendes Gerücht von einer Schlacht, die gewohnte Ruhe und Stille um

uns her. Auch am zweiten und dritten Tage blieb es so, und die, welche nicht das furchtbare Toben des Wiederhalls im Gebirge mit uns gehört hatten, fingen bereits an, es für ein Spiel unserer Einbildungskraft zu erklären, bis der Anblick eines Transports Kriegsgefangener, der erste, der jemals unser Thal betreten, sie am vierten Tage eines Andern belehrte.

O, mein Freund! wie soll ich den unaussprechlichen Jammer, das Haaremporsträubende Grausen, das Herzzerreißende Mitleid dir schildern, alle die Gefühle, die bei dem Anblick eines von mir nie als möglich gedachten Elendes meine junge Seele ergriffen, und sie mit nie empfundenem Entsetzen durchschauerten! Ich sah eine Schaar halbnackter Elenden, zum Theil mit schwarzem geronnenem Blute bedeckt, das aus nicht verbundenen Wunden gequollen war, mit blutenden, von Dornen und spitzigen Steinen zerrißnen unbedeckten Füßen. Nagender Hunger, verzehrender Durst, brennende Fiebergluth, grinsten aus den verzerrten Gesichtszügen der Unseligen mich an, die unter dem Hohngelächter der Bewohner unseres Dorfes, ihrem Kerker mit einer Grau-

samkeit zugetrieben wurden, welche selbst der Verruchteste gegen Thiere kaum übt, die er zur Schlachtbank führt. Ich warf mich vor meiner weinenden Mutter auf die Kniee, ich verbarg mein Gesicht in ihre Kleider, um nur nichts mehr zu sehen und zu hören, bis der entsetzliche Zug vorüber war. Die noch mit Thüren und Fallgitter versehenen, halb unterirdischen Gewölbe eines alten längst verfallenen Schlosses am andern Ende unseres Dorfes, sollten die Unglücklichen aufnehmen, und Tagelang, vielleicht Wochenlang ihnen zur Wohnung dienen.

Während ich und meine Mutter vor Schmerz, Grauen und Mitleid zu vergehen glaubten, trat mein Vater vor die Thüre unseres Houses heraus; mit Mühe erhielt er Erlaubniß, die unglücklichen Gefangenen mit den Labungen erquicken zu dürfen, die meine Mutter schon seit jenem Tage, an welchem wir zwischen unseren Bergen den Kanonendonner gehört hatten, auf mögliche Fälle sorgfältig hatte vorbereiten lassen. Uebrigens aber ging alles was er sagen mochte, um seine ihm sonst so folgsam und von Herzen ihn ehrende Gemeinde zu bewegen, ein Gleiches zu thun, für dieses

mal an ihr verloren; sogar seine Ermahnungen, dem überwundenen, dem Elende verfallenen Feinde, wenigstens durch milde Schonung Mitleid zu beweisen, fanden wenig Gehör. Es war nicht nur jener Widerwille, der fast überall Grenznachbarn von verschiedener Sprache und Sitte gegen einander aufbringt, was hier die Gemüther der sonst gutgearteten Landleute gegen die Armen verhärtete und erbitterte; ein noch schonungsloseres Gefühl, das des Religionshasses, hatte sich ihrer bemächtigt. Der kleinere Theil der in unserm Gebirge belegnen Ortschaften, zu dem auch unser Dorf gehörte, bekennt sich zum protestantischen Glauben, der Größere ist der katholischen Kirche zugethan, und leider fühlen beide Glaubensverwandte sich auf einen solchen Grad gegen einander verfeindet, daß selbst mein edler Vater, mit aller seiner tief in die Herzen eindringenden Beredsamkeit, dem fanatischen Eifer seiner Gemeine kaum Schranken zu setzen vermochte, selbst wenn keine äusseren Veranlassungen obwalteten, die diesen heftiger anzuregen sich eigneten. Hier aber erkannte man in den Gefangnen geborne Katholiken, zum Theil aus dem benachbarten Lande,

und ohne meinen Vater wären vielleicht mehrere von ihnen, zu Märtyrern ihres Glaubens geworden.

Schonungslos, ohne Pflege, ohne mehr Nahrung, als sie zur nothdürftigsten Erhaltung ihres jammervollen Lebens bedurften, wurden sie endlich, Gesunde und Kranke durcheinander, in ihrer dunklen Haft allen Qualen ihres gräßlichen Geschicks überlassen. Ich und meine Mutter litten fast nicht minder als sie, wenn wir ihrer gedachten; doch meines Vaters edle große Seele ließ durch unthätiges, fruchtloses Mitleid sich nicht zufrieden stellen. Er ruhte und rastete nicht, bis er den Gefangenen, mit Erlaubniß der obersten Behörden, in einem leer stehenden geräumigen alten Jagdschlosse, das ziemlich entfernt von unserem Dorfe lag, einen gesünderen Aufenthalt ausgemittelt hatte. Er selbst stellte sich freiwillig an die Spitze derer, welchen die Besorgung der leider jetzt nöthig werdenden, in der Eile getroffenen Anstalten, zur Errichtung eines Lazarethes übertragen worden war. Nicht Mühe, nicht Geld wurde von seiner Seite gespart, um den Kranken Hülfe und Erquickung, den Gene-

senden bessere stärkere Nahrungsmittel zu verschaffen, und meine gute, fromme Mutter ging mit rührender Freudigkeit ihm bei den Anstalten dazu an die Hand.

Viele Monate lang wandelte mein Vater, gleich einem ächten Apostel seines Herrn, zwischen den Leidenden umher. Der ganze Winter ging darüber hin; den Sterbenden brachte er Hoffnung, den Verzweiflenden Trost, ohne nach der Kirche, zu welcher sie sich bekannten, zu fragen; bis mit dem wiederkehrenden Frühlinge seine von unablässiger langer Anstrengung geschwächten Kräfte, endlich erlagen, und er, von einem verzehrend-wüthenden Fieber ergriffen, auf das Krankenbette hinsank.

Nie vergesse ich der letzten Nacht, die ich an seinem Lager wachte! Völlige geistige und körperliche Erschöpfung, hatte meine Mutter in halb wachem Schlummer sinken lassen. Mit schmeichelndem Strahl umspielte der Mondschein das stolze edle Antlitz meines Vaters; die furchtbare Fiebergluth lieh ihm einen täuschenden Schimmer der längst ihm verblüheten Jugend, und verklärte die schönen, gleichsam neubelebten Züge seines

Gesichts. In unsäglicher Pracht war abermals der Frühling vom Himmel auf die Erde gesunken, die Fenster des Krankenzimmers waren geöffnet, der Arzt hatte es so gewollt, und das Lied einer fernen Nachtigall drang leise und schmeichelnd, von einem Meer von Blumendüften getragen, zu uns hinein; kaum hörbare Glokkentöne aus meinem jetzt verödeten Paradiese begleiteten es. Und mitten in dieser unbeschreiblichen himmlischen Ruhe, in dieser überall in der Natur herrschenden Seligkeit, in diesem unendlichen Blüthenzauber, der Alles verklärte, lag allein das arme Menschenherz den furchtbarsten Schlägen des Geschicks, den wilden Schmerzen der Trennung von dem innigst Geliebten, und allen Schauern des Todes, wehrlos hingegeben da. Draußen athmete alles harmlose entzückende Freude, und uns umgaben heiße verwirrende Qualen, unnennbare, an Verzweiflung gränzende Angst, um das Theuerste, was die Welt für uns hatte, um das Leben des Vaters. Die junge Brust wollte vor Schmerz mir zerspringen, indem ich dieses bedachte, ich konnte die Herrlichkeit, die Ruhe der Nacht nicht begreifen, während wir dem

Drucke des Daseyns beinahe erlagen, und zum erstenmal ergriff mich eine Art Ingrimm, indem ich der vielen Tausende gedachte, die in dieser nemlichen Stunde, die mir so dunkel, so drohend erschien, nur Freude und Entzücken athmeten, während meines Vaters gequälte Brust jeden Athemzug mit stechendem Schmerze erkaufte.

Im Momente, da ich von meiner Trostlosigkeit am heftigsten ergriffen mich fühlte, drehte sich leise und langsam die Thüre des Zimmers in ihren Angeln, und eine hohe, dunkle Gestalt trat unhörbaren Schrittes herein. Meine Mutter fuhr aus ihrem leichten Schlummer empor, regungslos, mit verwildertem Blicke starrte sie den Eintretenden an, als wähne sie in ihm den Engel des Todes zu erblicken, auf leisen dunkeln Flügeln hereinschwebend, vom Herrn der Himmel gesandt, um das Leben von der Erde abzufordern, an dem ihr eigenes Leben hing.

Die unerwartet seltsame Erscheinung trat jetzt näher, und wir konnten sie deutlicher unterscheiden. Ein Mann war es, ungefähr von gleichem Alter mit meinem Vater, auch wie dieser von hoher Gestalt, vornehm in Gang und Bewegung.

Mit festem, gemeßnem, eilendem Tritte, wenn gleich unhörbar leise, schritt er auf das Krankenlager zu. Tiefen Schmerz in den edlen scharf bezeichneten Zügen seines Gesichtes, blieb er neben meinem Vater stehen, der schon seit vielen Stunden völlig bewustlos und ohne sich zu regen dagelegen hatte; der Athem des Leidenden ging schwer, wie bei einem in tiefem unerquicklichem Schlaf Versunknen; übrigens gab er kein Zeichen des Lebens.

Lange, lange stand der Fremde da, die fest in einander gefalteten Hände dem Boden zugewendet, das dunkle Auge ruhte, ohne sich abzuwenden, auf den, in Gottes Gewalt Daliegenden, die Lippen des stolzen feingeformten Mundes zitterten vor innerer Bewegung und einzelne Thränen, die unter tödtlichen Schmerzen sich aus der festen männlichen Brust loszureißen schienen, rollten von Zeit zu Zeit, langsam und schwer, ihm die Wangen herab. Meine Mutter und ich, wir regten uns nicht, wir athmeten kaum, wir ehrten und liebten den Schmerz, der dem unsrigen glich, und ihm so nahe verwandt war.

Plötzlich, als habe mitten in seiner, ihn schon

umdüsternden Todesnacht, die Gegenwart des Freundes ihm entgegen gestrahlt, richtete mein Vater sich in seinem Bette langsam auf, und betrachtete mit leuchtenden, schon in Himmelsfreude schimmernden Blicken den, dessen bloße Annäherung ihn allein von der Schwelle der Grabespforte zurückgerufen zu haben schien. Meine Mutter und mich ergriffen ehrfurchtsvolle Schauer, ein gewaltiger Ruf schien an den Sterbenden ergangen zu seyn, der Leben, Athem, Sprache und Bewußtseyn ihm wieder gab, und uns kam es vor, als erneue eines jener hohen göttlichen Wunder früherer Zeit sich unter unsern Augen.

«Herrmann! Herrmann!» rief mein Vater, fast wie sonst, mit kräftiger, volltönender Stimme dem Fremden entgegen; dieser sank ihm in die geöffneten Arme, und beide hielten sich lange und innig verschlungen umfaßt. Mein Vater fiel nach diesem wieder in seine Kissen zurück, doch erholte er bald sich wieder. Sein Auge suchte meine Mutter; ergriffen von neuer seligen Hoffnung, war sie dicht neben seinem Bette in zitternder Freude niedergesunken, ich in seltsamer Befangenheit, kniete neben ihr. Der Vater faßte ihre Hand und auch die meine: «sieh' Herrmann,

siehe diese beiden,» sprach er: «siehe genau sie an, sie sind die Meinigen. Sie waren meine Welt, meine Liebe, meine Sorge und meine Freude. Glaubst du jetzt an mein stilles verborgnes Glück? Fürchtest du noch, daß ich bei Diesen vermissen konnte, was mir schon, vor langer, langer Zeit, wie Staub unter dem Fuße gewesen war?»

Auf meines Vaters, mehr in Blicken als Worten angedeuteten Wunsch, entfernte sich meine Mutter bald darauf mit mir, um ihn, wie er es zu verlangen schien, mit seinem Freunde im ungestörten Gespräche beisammen zu lassen. Auch ich und meine Mutter waren jetzt mit einander allein, aber wir sprachen beide kein Wort, getrauten uns kaum einander anzusehen. Jedes von uns fürchtete dem andern die Hoffnungen zu verrathen, die in unsern Herzen von neuem sich zu regen begannen, und gegen die dennoch in dem nemlichen Herzen, eine mächtige, unerbittliche, alles niederschlagende Stimme, sich furchtbar erhob.

Ach wohl hatte sie Recht, diese Stimme! Ungefähr nach Verlauf einer Stunde, ließ der

Vater uns wieder zu sich rufen; wir fanden ihn höchst ermattet, und von neuem begannen die Schatten des Todes über die geliebte Gestalt sich zu verbreiten

«Ich habe glücklich gelebt, und ein sanfter schöner Tod bringt mir Ruhe nach der Arbeit, indem er, alles vollendend, an das Ende der langen Reihe meiner in Liebe und Hoffnung verlebten Tage tritt,» sprach mein Vater mit matter aber deutlicher Stimme. Dann legte er meiner Mutter und meine Hand mit sanftem Druck in die seines Freundes; «Gott erhörte meinen letzten Wunsch,» sprach er weiter, «ich habe dich wieder gesehen, Freund meiner Jugend, ich kann selbst deiner Vorsorge meine Geliebten übergeben, und scheide mit Bewußtseyn, mit dankbarem Abschiedsgruß von dieser schönen, wunderschönen Welt!» setzte er hinzu, indem er das Auge dem Fenster zuwandte, und mit einem seligen Lächeln in die draußen herrschende Frühlingspracht hineinblickte.

«Weine nicht so, lieber Ferdinand,» sprach er jetzt nach einer Pause noch zu mir. «Ich sterbe, mein Sohn, aber ich leide nicht.» Noch einmal

beseelten die geliebten Züge des Sterbenden sich zu höherem, in Himmelswonne verklärtem Leben, doch nun schwanden seine Kräfte; mit einer sie beruhigen wollenden Gebehrde faßte er noch einmal die Hand meiner Mutter, und behielt sie in der seinen; er schien noch einmal ihr die Thränen von den Wangen abtrocknen zu wollen, dann aber sank er in seine früheren Fieberträume zurück. Himmlische Gestalten, paradiesische Klänge schienen sein Sterbelager zu umschweben, während wir zagend und in Schmerz vergehend, an seinem Bette knieten. Der Engel des Todes überhob ihn der peinigenden Qual, unsern Jammer zu sehen, und ließ erst jenseits der dunkeln Schwelle aus seinen schönen lichten Träumen ihn erwachen, über die er dahin schritt, ohne ihrer gewahr zu werden.

An der Hand meiner stilltrauernden Mutter begleitete ich ihn, nach wenigen Tagen, zur letzten Ruhestätte, und acht Tage später stand ich, zum zweitenmal, und jetzt völlig verwaiset, auch an dem Sarge der mir einzig noch Gebliebenen. Der Mutter Tod war schnell und schön gewesen; holdselig und freundlich lag sie da, ein schlum-

mernder Engel; wie das Lächeln auf dem Gesicht eines an dem Herzen der Mutter entschlummernden Kindes, so war ihr Leben fast unmerklich erloschen. Man darf nicht sagen, der Schmerz habe ihr das Herz gebrochen, dazu war es zu sanft, zu still, dieses Herz. Als ihre Sonne untergegangen war, ging sie zur langen, tiefen Ruhe; sie hörte auf zu leben, weil das Leben ihres Lebens dahin war, und wie die Vögel von uns scheiden, weil der Frühling uns verläßt, so schied auch sie aus der Welt, aus der ihre Liebe geschieden.

Herrmann, der Freund meines Vaters, den ich damals noch bei keinem andern Namen zu nennen wußte, war bei uns geblieben; meine theure Mutter hatte die wenigen übrigen Tage ihres Lebens ihn, wie einst den Vater, über alles frei walten lassen, ohne ihn je über etwas zu befragen. Im Vorgefühl des ganz nahen Scheidens hatte sie mit sprechender Gebehrde, wenn gleich wortlos, mich ihm an das Herz gelegt, und war dann sorglos und fröhlich entschlummert, wie ein müdes Kind. Warum sollte sie sorgen? Herrmann war es ja, dem der Vater unbedingtes

Vertrauen geschenkt, dessen Schutz er selbst die geliebte Gattin nebst dem einzigen Sohne freudig übergeben hatte.

Fast besinnungslos, ohne Klage, ohne Thräne, ohne allen Widerstand, ließ ich, so wie wir von dem Begräbniß meiner Mutter heimgekehrt waren, mich von Herrmann in einen schon bereit stehenden Wagen heben, und fuhr mit ihm ab, ohne daß es mir nur eingefallen wäre, ihn zu fragen: wohin führst du mich vom Grabe meiner Eltern? von dem einzigen mir bekannten und lieben Platz, auf der weiten großen Welt? Jeder Aufenthalt, Tag und Nacht, ja Leben und Tod galten in diesem meinem wortlosen, unendlich tiefen Jammer mir gleich. Mit liebender Weisheit, mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt, brachte Herrmann unterwegs das Gespräch auf meine Todten, auf meine Verlassenheit. Durch Fragen nach tausend kleinen Zügen, aus unserm ehemals so glücklichen häuslichen Leben, durch Hindeutungen auf das unaussprechliche Glück, das ich besessen und verloren, durch Erkundigungen nach der früheren Geschichte meiner Jugend, an der Seite so hochgeliebter Eltern, wußte er

mir endlich die Thränen vom Herzen zu lösen, die mich zu ersticken drohten; sie flossen unaufhaltsam in Strömen dahin. Die Brust ward mir dadurch leichter, doch mein großer Jammer ward es nicht, ich vermochte nur, ihn kräftiger zu tragen.

Wie Angelina's süßes, holdes, nie vergeßnes Bild in jenen, der tiefsten Trauer geweihten Tagen, sich mit dem meiner Verlornen, besonders der geliebten sanften Mutter auf das innigste verflocht, das weißt du wohl, das fühlst du wohl, ohne daß ich versuche, es dir zu beschreiben. Du bist ja keine Ausnahme bei dem allgemeinen Loose der Sterblichen, und auch in dein Leben ist gewiß einmal der Schmerz, mitten in der höchsten Blüthe desselben, verheerend getreten. Ja gewiß, du kennst die Sehnsucht, die uns in die Vergangenheit zurückreißt, bis wir Leid und Freude derselben mit einander verwechseln, und es ganz vergessen, daß die Sonne auch damals uns nicht immer schien.

Lange noch überstrahlte Erinnerung verlornen Glückes mir die, auch jetzt wahrlich nicht freudenarme Gegenwart; lange noch tönten die Melodien meiner Kindheit in allen meinen Träumen mir

wieder. Doch der Mensch ist nicht geboren zu nie endender Trauer, und, wie jedes reine unverstellte und unverkünstelte Gemüth, erfuhr auch ich dieses weit früher, als ich es geglaubt hätte. Des Augenblicks Gewalt, dem wir alle fröhnen müssen, übte auch an mir seine Herrscherkraft aus, und nahm mein Wesen gefangen. Alles um mich her hatte sich indessen neu umgestaltet; was ich geliebt hatte, an was ich, seit ich geboren, gewöhnt gewesen war, Alles, sogar bis auf meinen Namen, war spurlos verschwunden, und auf ganz verschiedne Weise ersetzt.

Viel Neues, selbst viel Schönes, war an die Stelle des Alten getreten, das ich anfangs mit Bewunderung, sogar mit Freude betrachtete. Neubegierig, wie Kinder es sind, nahm ich alles was sich mir bot, willig auf, und ließ es auch, wie ein Kind, bald wieder fallen; denn es war ja doch nicht das Liebe, das Gewohnte, nicht das, was ich immer wieder aufs neue, überall und in Allem, schmerzlich vermißte, und zu dem ich, mit meinen Gedanken wie mit meinen Wünschen, immer wieder zurückkehrte.

Lieber Freund, hat man, als du noch ein

Kind warst, nicht auch dir ein altes Ammenmärchen erzählt, das ich unzähligemal, ohne dessen müde zu werden, von meiner Mutter mir erzählen ließ? Ein Märchen von einem köstlichen Garten, noch schöner als der unsere, voll wunderbar leuchtender Blumen und Früchte, zwischen denen prächtige bunte Vögel herumflatterten, deren schimmernde Flügel wie Silberglöckchen erklangen, wenn sie sie regten. Und ein großer singender Springbrunnen war in dem Garten, und ein ganz durchsichtig helles Schloß von Bergkristall. Ach, ich sah das alles so deutlich vor mir, wenn meine Mutter erzählte! In dem Schlosse gingen die zierlichsten kleinen Gestalten, wahre Engelsbilder, aus und ein, und feierten bei Gesang und Tanz und allerliebsten Spielen die anmuthigsten herrlichsten Feste. In ihrer Mitte lebte ein verzaubertes Kind, ein Knabe, den alle unbeschreiblich lieb hatten, und ihm an Blumen, Früchten und Spielwerk, alles schenkten, was ihm gefiel; er wußte nicht anders, als daß er in das Schloß und zu seinen freundlichschönen Beschützern gehöre, und immer mit ihnen bleiben werde.

Nun aber war mit einemmal die Zeit seiner

Verzauberung um, und er mußte zurück in das Schloß seines Vaters, den er nicht kannte, und der ein König war; dort erwachte er eines Morgens plötzlich, in einer fremden ihm ganz unbekannten Welt. Nichts ist von seinem früheren seligen Aufenthalt ihm geblieben, als die Erinnerung an denselben, die Sehnsucht nach seinen lieblichen, holden Gespielen, um die der arme Knabe lange, lange weint, und die glänzenden Geschenke der Elfen, deren Pracht alles um ihn her in das höchste Erstaunen versetzt, und die er allein nicht mehr zu schätzen weiß, indem er sie jetzt, da sie dem Boden entnommen, dem sie entsprossen, nicht mehr erkennt. Seitdem auf Erden das Licht des Tages sie beschien, hatten sie in kalte, schimmernde, leblose Zweige und Blumen von glänzenden Metallen, und in Früchte von farbigen blitzenden Edelsteinen sich verwandelt.

Ach meine Mutter hat, indem sie dieses mein Lieblings-Märchen mir erzählte, wohl nie gedacht, daß sie mit prophetischem Sinn meine Zukunft mir entdecke! Ich war jetzt der arme Knabe, dem alles, alles verloren, das fühlte ich, besonders Anfangs, unaufhörlich; ich war unendlich einsam, mitten in dem geselligen Gewühle, das mich

umgab. Von allen früheren Hoffnungen, von allen süßen Träumen meiner unbeschreiblich seligen Kindheit war ich unabwendbar geschieden. Neue Freuden fanden sich wohl, aber, wie dort im Märchen, harte, kalte, glänzende Steinfrüchte, nicht mehr das weiche, warme, liebe Leben, an das ich gewöhnt! Denn ich war mit einemmal, ich begriff nicht wie, ein reiches vornehmes Kind geworden, und man nannte mich den jungen Grafen Ferdinand von Hochburg. Ich hatte eine Reihe schöner Zimmer in einem großen pallastartigen Hause zu meiner Wohnung, und einen eigenen Bedienten, Reitpferde und Gewehre, und Jagdhunde, und was ich immer nur verlangen mochte. Wo ich im Hause, und sogar auch auf der Straße mich blicken ließ, grüßten die Leute mich ehrfurchtsvoll. Greise standen vor mir auf, und entblößten ihre grauen Locken. Mein Vater, und mehr noch meine Mutter, hatten immer darauf gehalten, daß ich das Alter ehren, es gern bedienen und ihm hülfreich mich beweisen mußte; und dieses zu unterlassen, ward in der That mir schwer, erst spät und mit großem Widerwillen konnte ich mich daran gewöhnen.

Herrmann war eigentlich nur der Taufname

des General von S..., der jetzt mit wahrhaft väterlicher Liebe sich meiner Verlassenheit annahm. Er war nicht vermählt; sein Verhältniß gegen seinen Fürsten, der vor vielen andern ihn ehrenvoll auszeichnete, die Pflichten der hohen militärischen Stelle, die er bekleidete, alles dieses zwang ihn oft zu bald längeren bald kürzeren Abwesenheiten von Hause, und erlaubte ihm nicht, sich ganz so der Aufsicht über die Vollendung meiner Erziehung widmen zu können, wie er es gerne wollte. Er übergab mich daher seiner von ihm sehr hochgehaltnen und geliebten Schwester, der verwittweten Gräfin von Lichtwerth, in deren Hause ich fortan leben mußte, einer hohen, stolzen, sehr gebildeten Frau, von fast männlichem Geist, und doch mit einem Herzen voll mütterlicher Liebe, das aber erst sich erwärmen mußte, ehe es sich öffnete.

Die höchste Wohlthat aber, die der General mir erwies, bestand wohl darin, daß er einem Hofmeister die Leitung meiner Erziehung übertrug, der sein vieljähriger Freund war, und bis zu dieser Stunde der meinige geblieben ist. Du erräthst wohl, daß ich von meinem hochgeliebten und verehrten Werner spreche. Wenn je ein

Mensch auf Erden lebte, den ich in jeder trefflichen Eigenschaft des Geistes und Gemüthes meinem Vater zur Seite stellen möchte, so ist er es.

Alle diese drei ausgezeichnet edle Menschen vereinten sich, um mir armen Knaben zu ersetzen, was ich auf immer verloren. Sie liebten mich, und ich lernte sie wieder lieben; ich sollte glücklich seyn, und ich ward es am Ende auch, nur anders wie ich es mir gedacht; doch zog mein Herz mich noch lange Zeit nach der ersten seligen Heimath meiner Kindheit zurück, und nie traten meine Blumen, mein See mit dem kleinen Nachen darauf, meine Felsen, meine Bäume, ach, und Angelina! mir lebendiger vor den innern Sinn, als wenn es gerade um mich her am schönsten war. Wenn alle, die mir wohl wollten, voll froher Erwartung um mich herstanden, und vor Begierde brannten, zu sehen, wie ich nun gleich vor Lust über etwas mir ganz unerwartet zugekommen Erfreuliches ausser mir gerathen würde, dann trieb oft die gewaltige Sehnsucht nach Ehemals mir Thränen in die Augen, und ich schien undankbar, weil mein umdunkelter Blick mir nicht erlaubte, das viele Gute zu erkennen, das mir gewährt war.

Sommerliebe.

Der Spätherbst, diese trübste aller Jahreszeiten, hatte so eben seine düstre Herrschaft angetreten, und die Residenz füllte sich wieder mit Familien, welche von ihren Landgütern, oder aus Badeorten in die Winterwohnungen heimkehrten. Die geselligen Freuden hatten den gewohnten Kreislauf zwar noch nicht wieder begonnen, aber dennoch wurden schon überall gegen das Eindringen der Langenweile Anstalten getroffen, dieses allgemein gefürchteten Feindes, der während der immer länger werdenden Abende, ernstlich einzubrechen drohte. Auf allen Straßen liefen athemlose Boten umher, mit Subscriptionslisten zu Thee-dansants und Bal-parées, zu Klubs, Liebhabertheatern und Kartenassembleen. Auch die Morgen wurden bedacht, indem man für diese ästhetische Vorlesungen und musikalische Vereine in Vorschlag brachte; Akademien, in denen jeder

singen durfte, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und literarische Frühstücke, bei welchen man alle Spracheu reden durfte, nur nicht die, in welcher dieses am besten von statten ging, die eigne deutsche Muttersprache. Jede der neun oder zehn Klassen, in welche die vorzugsweise sich so nennende gute Gesellschaft sich eintheilte, beeiferte sich, bei diesen Einrichtungen so wenig als möglich hinter der ihr zunächst Vorangehenden zurückzubleiben. Denn die Stadt war groß und volkreich, und ein glänzender Hof gab den Einwohnern derselben ein Beispiel von Pracht und Eleganz, dem Alle, mehr oder weniger, nach Kräften nachzueifern versuchten.

An einem sehr dunkeln Abende, während welchem der Regen in Strömen sich ergoß, hatte das bei solchem Wetter immer fühlbarer werdende Bedürfniß der Geselligkeit, alle Equipagen in ungewöhnliche Bewegung gesetzt. Eine bunte Schaar Besuchender drängte in allen Salons sich zusammen, am buntesten und zahlreichsten aber in dem der Gräfin Lichtwerth. Es war nicht allein der Wunsch, der allgemein geehrten Frau Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen, der die vornehme

schöne Welt in größern Massen hier vereinte; eine mächtigere Triebfeder kam diesesmal mit ins Spiel, Neubegier, den jungen Grafen Ferdinand von Hochburg, den Pflegesohn der Gräfin ansichtig zu werden, der seit einigen Tagen von seinen Reisen heimgekehrt war.

Das frühere Geschick dieses jungen Mannes, das man sehr romantisch fand, obgleich man wenig Ausführliches davon wußte, hatte ohnehin die allgemeine Aufmerksamkeit ihm schon längst zugewendet. Man wußte, daß er einstweilen bei seiner Pflegemutter abgestiegen sey, um indessen seine eigne Wohnung völlig nach seinem Geschmack einrichten zu lassen, aber bis jetzt war er noch unsichtbar geblieben und hatte keine einzige der sonst üblichen Visiten abgestattet.

Auch an diesem Abende zögerte er zu erscheinen. Alle Blicke, besonders die der jüngern Welt, wandten beim jedesmaligen Oeffnen der Thüre sich derselben zu, und in allen Ecken ward sein Name flüsternd genannt. Man war begierig zu wissen, ob er noch so mädchenhaft aussehe, wie bei seiner Abreise vor fünf Jahren. Auch Ferdinands wunderliche Erziehung kam wieder zur Sprache; bei

einem Landprediger im Gebirge, hieß es, sey er aufgewachsen, der aber kein eigentlicher Landprediger, sondern ein vornehmer Verbannter aus einem benachbarten Staate, und eigentlich des jungen Grafen Hochburg Vater gewesen seyn sollte. Auch sprach man von Herrn Werner, der denselben als Hofmeister auf Reisen begleitet, aber nicht wieder mit ihm hergekommen, sondern jetzt in einer höchst romantischen Gebirgswelt, an die Stelle jenes Pfarrers getreten war.

Wahres, halb Wahres, gänzlich Erdichtetes, Neues und Altes wurde hervorgesucht, um die Zeit des Erwartens hinzubringen. «Am Ende ist Alles nur ein alberner Scherz, von einem unserer witzigen Köpfe ausgedacht, um uns zu mistificiren,» rief zuletzt die schöne, seit wenigen Wochen vermälte, Gräfin Emma: «mein ehemaliger Spielgefährte ist wahrscheinlich noch viele Meilen weit von hier, und denkt nicht daran, sobald hierher ———

«Verzeihung, Gnädigste!» unterbrach sie der Hofrath Althüll, der sich immer viel damit wußte, alles Neue auf das umständlichste zuerst verbreiten zu können: «Verzeihung, er ist am Sonnabend

Abend dreiviertel auf neun Uhr, in Begleitung des jungen Baron Willdorf angelangt, und hier im Hause der Gräfin abgetreten. Gewiß wird er sogleich in unserer Mitte erscheinen — — —

«Tant mieux,» rief Emma, «ich freue mich recht auf ihn. Er wird viel zu erzählen wissen, von seiner Reise in dem ewig heitern Süden, an den herrlichen Ufern des Rheins.»

«Ach, da ist er gewandelt, wie der Tempelherr unter den Palmen,» seufzte Fräulein Klara, der Gräfin Emma jüngste Schwester, die eben aus der Pension angelangt war.

«Sie erlauben gnädigst, mein Fräulein,» fing belehrend der Hofrath an, «die Palmen wachsen eigentlich noch nicht am Rhein:» er stand im Begriffe, sich in einer ziemlich weitläuftigen Dissertation über diesen Gegenstand zu verbreiten, als sein Auditorium ihm plötzlich untreu wurde, denn so eben war Graf Hochburg in den Saal getreten.

Die hohe edle Gestalt, das zierliche Stutzbärtchen, das die fein geschweifte Oberlippe schmückte, ließen in ihm den schlank aufgeschossenen jungfräulich erröthenden Jüngling kaum wieder erkennen, der er gewesen war, als er, dem

Knabenalter kaum entronnen, vor fünf Jahren die Universität bezog. Mit dem ruhigen Anstande eines geübten Weltmannes beantwortete er alle, mitunter vielleicht indiskrete Fragen, welche die ältern Personen an ihn richteten, denen seine Pflegemutter ihn vorstellte. Dann näherte er sich dem jüngern Theil der Gesellschaft, wußte jeden seiner früheren Bekannten und Spielgefährten in ihm aufzufinden, mischte sich mit vieler Gewandtheit in ihre Kotteriespäße und zeigte im Ganzen eben so viel Lebensfreudigkeit als richtigen Takt und feinen Weltgebrauch.

«Der junge Mann hat wirklich erstaunend viel geselliges Talent von seinen Reisen mit zurück gebracht,» flüsterte eine der älteren Damen der andern zu.

«Ach ja,» war die Antwort, «aber ich weiß doch nicht, was er an sich hat, das ihn mir so unheimlich erscheinen läßt; er kommt mir vor wie ein fremder Vogel, man weiß nicht, wie man ihn anfassen soll.»

«Klara!» sprach Abends zu Hause Gräfin Emma zu ihrer Schwester, «der Ferdinand Hochburg ist recht fatal geworden, bei aller seiner Artigkeit. Er sieht so altklug aus, wie der Hofrath selbst.

Der weiß gewiß eben so gut, als dieser, wo alle Bäume wachsen.»

«Und mich behandelt er, als wäre ich noch ein Kind,» rief Klara ganz ereifert, «nur das Allernothwendigste hat er mit mir gesprochen. Eigentlich hat er sich mit niemand, als der langen, häßlichen Geistreichen abgegeben.»

«Ja, ja! das kommt vom Reisen!» seufzten beide im Chor.

Doch auch Graf Ferdinand, nachdem die erste Freude über das Wiedersehen gewohnter Gegenstände und Gestalten vorüber war, wußte sich in das Leben und Treiben um ihn her nicht recht wieder zu finden. Eine Leere, eine Oede um ihn und in ihm, beklemmte ihm die Brust, und trieb ihn oft zu Aeusserungen zweckloser Ungeduld, deren er sich schämte, ohne sie bezwingen zu können. Was ihm eigentlich mangelte, wußte er nicht; war es das freie, kräftige, wenn gleich mitunter etwas rohe Burschenleben auf der Universität? War es der unbeschränktere Umgang mit der freien Natur, an den er auf seinen Reisen sich gewöhnt

hatte? Am schmerzlichsten aber vermißte er jedenfalls die Gegenwart Werners, seines Lehrers und geliebtesten Freundes. Dieser hatte noch während der Reise sich von ihm getrennt, um die ehemalige Wohnung von Ferdinands Vater zu beziehen, und zugleich die Predigerstelle anzutreten, welche jener ehemals bekleidete. Und doch fühlte Ferdinand sehr deutlich, wie nöthig gerade jetzt, auf der neuen Lebensbahn, die er betrat, nicht sowohl ein Freund, als *ein* Führer ihm wäre, denn er war sehr weit davon entfernt, mit seinem eignen Betragen zufrieden zu seyn, obgleich er es nicht abzuändern vermochte.

Er schrieb an Wernern:

«Meine gute Pflegemutter hat in diesen wenigen Tagen mich öfter und ernstlicher ausgescholten, als es mir je zuvor in meinem Leben wiederfahren ist. Ich soll artig, soll freundlich, soll zuvorkommend seyn, weil *ich* dieses alles zu seyn verstehe. Frage ich sie, in Erwiederung dieser Anforderungen, warum ich in diese leeren konvenzionellen Formen mich einengen? von jenen lauwarmen Zuvorkommenheiten, die Herz und Sinn mir empören, mich einfangen? von

dem leeren Geschwätz erst zur Langeweile, dann in unartigen Ausbrüchen innern Aergers mich hinreißen lassen soll? dann legt sie zur Beantwortung von allem diesem mir wieder die verfängliche Frage vor: warum mir denn während der ersten Tage meines Hierseyns alles anders erschienen sey, und ich mit anscheinender Leichtigkeit in das gesellige Treiben einzugreifen vermocht habe, ohne daß mir der mindeste Zwang dabei anzusehen gewesen wäre? Warum ich denn damals durch die Melodien, die sie mir vordudelten, mich zum Mitsingen verleiten lassen konnte? Du lieber Gott! als wenn jeder Misgriff deines schwachen Geschöpfs solche fesselnde Folgen haben müßte! Warum hängt sich denn, ohne meine Schuld, ewiges unvermeidliches Irregehen an jeden meiner Schritte.»

«Wie hatte ich mir hier alles so anders gedacht! Was hatte ich nicht alles von dem Erblühen der lieblichen Knospen gehofft, die ich mit schwerem Herzen damals verlies! und was hab' ich gefunden!»

«Am widerwärtigsten aber sind mir diese grinsenden Larven, diese höhnenden prunkenden Er-

drücker meines Vaterlandes, die zuchtlos, schamlos, zügellos, die edelsten Blüthen umflattern, zerstören, vergiften, ohne daß eine züchtigende Hand sich erhebt, sie zu verscheuchen, oder nur ihnen zu wehren.»

«Ich muß wieder fort von hier. Mit Ungeduld erwarte ich die Rückkehr des Generals S..., des edlen Freundes meines verklärten Vaters. Seinen Rath will ich mir erbitten. Ich weiß, er wird in meine Ansichten eingehen. Ich will eine neue Reise, wahrscheinlich nach einem andern Welttheil unternehmen; dort will ich harren, bis die Zeit der Erlösung kommt, die nicht fern seyn kann; denn alles, was den höchsten Gipfel erreicht hat, muß sinken und fallen.»

«Wahrscheinlich gehe ich allein, denn der Einzige, den ich ausser Ihnen mir zum Begleiter wünschen könnte, unser alter Reisegefährte Willdorf, ist so eng und fest von Familienbanden umgarnt, daß die arme treue Seele sich kaum regen mag. Nun ist er vollends auf Betrieb seiner Schwester, der Hofmarschallin, gleich nach seiner Heimkehr zum Kammerjunker ernannt! Nun, Gott helfe dem wackern Jungen! Ich gehe wohl allein.»

«Zu allem übrigen Jammer hat der arme Willdorf noch eine unglückliche Liebe, deren Gegenstand eine neuengagirte Schauspielerin, eine Mamsel Emilie Lichtfeld, ist. Ich mußte mich von ihm als seinen Freund bei ihr einführen lassen; die Sache war mir neu, und so ließ ich, als etwas aus dem gewöhnlichen ausgetretenen Gleise Hinausgehendes, sie mir recht gern gefallen. Wir wurden mit vielem Anstande, ich möchte im guten Sinne des Wortes sagen, recht vornehm empfangen. Das Mädchen hat einen durchaus unbescholtenen Ruf mit sich hergebracht. Sie ist nicht eben schön, aber brillant; wunderbar gelocktes dunkles Haar, ein paar große, von Geist strahlende Augen, geben dem eigentlich nicht regelmäßigen Gesicht einen ganz eignen Liebreiz. Dazu kommt ein weiches unbeschreiblich wohlthuendes Sprachorgan, das auch bei den gewöhnlichsten Redensarten unwiderstehlich zum Herzen dringt. Ein herrliches Geschenk der Natur für eine Künstlerin ihrer Art!»

«Wir fanden noch einige Herren und Damen, wahrscheinlich vom Theater, bei ihr; sie leuchtete durch Betragen und Anstand, gleich einer Perle,

aus deren Mitte hervor. Heute tritt sie zum erstenmal als Iphigenia auf — wir werden ja sehen – die Natur hat sie wenigstens überschwenglich reich mit Allem ausgestattet, was das Gelingen ihr erleichtern kann.»

«Ergriffen bis in die tiefsten Tiefen meines Gemüthes, kehre ich aus dem Theater zurück. Das war keine Darstellung der Iphigenia, das war das krystallhelle engelreine Wesen selbst, wie die erhabne Phantasie des edlen Meisters, aus dem ungetrübten Born seines Geistes, es geschöpft hat.»

«Aller Glaube, der einst meine Kindheit beseligte, erwachte auf's neue bei ihrem Anblick, bei dem ersten Zauberlaut, der ihren Lippen entströmte. Klar und licht und geebnet, entwirrte sich vor meinem innern Auge der labirintische Pfad durch das Leben, und mir ward das Herz so leicht, wie damals, als ich an der Hand meines Vaters lächelnd dahin ging, ohne eine Ahnung von den Dingen dieser Welt.»

«Welch ein Gemüth muß das ihrige seyn,

das dieses höchste Ideal jungfräulicher, ich möchte sagen, kindlicher Hoheit so in sich aufzunehmen vermag! Mit welcher edlen furchtlosen Zuversicht stand sie vor dem Könige Thoas, wie erhaben war sie in ihrer Demuth!»

«Nie, weder im Scherz noch in Ernst, ist mir der Wunsch gekommen, eine Bühne betreten zu wollen, doch könnte ich einmal diesen Thoas darstellen, und mit ihr, sähe ich einmal diese sternhellen Augen mir bittend zugewendet — ach ich müßte Rolle und Publikum vergessen, und vor ihr hinsinken in den Staub. Ich begreife nicht wie es dem Manne möglich war, stehen zu bleiben, und auf das Stichwort zu lauern.»

«Wird Ihnen bang um mich, lieber Werner? Seyn Sie ruhig, es ist nur die reine Freude an allem in sich Vollendeten, die mich immer beseelte, und die jetzt, nach langem Entbehren, mich wieder über mich selbst erhebt. Morgen will ich zu ihr, der holden Künstlerin für einen Genuß zu danken, der in dem Maaße mir noch nie zu Theil ward. Aber denken Sie deshalb nur nicht, daß ich fähig wäre, sie mit dem Gebilde ihrer

Kunst zu verwechseln, in so großer Vollkommenheit sie es auch hinzustellen wußte.

Ferdinand fand am folgenden Morgen die gefeierte Künstlerin von einem Kreise sich in Lobsprüchen überbietender Bewunderer umgeben, in dessen Mitte sie, gleich einer jungen Königin, umringt von den Huldigungen ihrer getreuen Unterthanen thronte. Iphigenien hier wieder zu finden, hatte er freilich nicht gehofft, oder es sich wenigstens nicht gestanden, wenn er es that; aber die Leichtigkeit verletzte ihn doch, mit der Emilie alle die vielen Lobeserhebungen theils annahm, theils mit zierlichen Phrasen von sich wies, oder auch in ziemlich scharfen Sarkasmen persiflirte. Ihr hell aufsprühender Witz, der Scharfsinn, den sie dabei zeigte, belustigten ihn, indem sie ihm wehe thaten, und gerade dieses sonderbar gemischte Gefühl bannte in ihrer Nähe ihn fest, während die übrigen Besuchenden sich allmählig verloren. Endlich war ausser dem Grafen nur noch Willdorf geblieben; auch er nahm in gewaltsamer Bewegung, als fühle er sich schmerz-

lich fortgerissen, zuletzt Abschied, und ward ebenfalls mit einem halb beißenden, halb lustigen Einfall, beinahe höhnend von ihr entlassen.

«Und womit werden Sie mich jetzt abfertigen?» fragte mit einem etwas bittern Lächeln Ferdinand, als die Thüre hinter seinem Freunde zugefallen war; «womit mich, der es doch auch gewagt hat, sich im Uebermaaße seines bewundernden Dankgefühls zu Ihnen zu drängen. Mit einem kaum mich beachtenden Neigen des schönen Köpfchens? mit einem spöttelnden Lächeln, oder mit einem, mir Worte und Athem abschneidenden Sarkasm?»

«Rächen Sie die kleine Sünde eines vielleicht zur unrechten Zeit angebrachten Scherzes nicht zu ernst, ich bitte, Herr Graf!» erwiederte Emilie, ganz verändert in Ton und Wesen. «Könnten Sie nur eine Ahnung davon haben, wie unser Einem bei den Redensarten unsrer Bewundrer zu Muthe wird! wie es thut, wenn man fühlt, daß man oft so ganz anders verstanden wird, als man es meinte! gewiß sie würden Nachsicht mit meinem anscheinenden Uebermuthe haben, der eigentlich nur Unmuth ist.

Unsre Kunst dient euch zum Schmucke des Lebens, oft nur zum Spielwerk, und doch nimmt sie den vollen Ernst unsers Daseyns, jede Kraft unsres Strebens in Anspruch. Wir bedürfen nicht minder als andre Sterbliche des Ausruhens; unsre Lobredner aber wollen, daß wir vom Morgen zum Abende in nie endender Begeisterung bleiben. Zu dem Gegebenen sollen wir noch Höheres geben; was wir mit Anstrengung unsers ganzen Wesens hervorbrachten, genügt ihnen nicht, wir sollen ihnen auch von dem Wie und Warum Rechenschaft ablegen. Und,» fuhr sie in einem leichteren Tone fort, «sieht es nicht aus, als vergäßen sie über Nacht, was sie Abends zuvor gesehen und gehört, und wollten es sich deshalb am nächsten Morgen noch einmal vormachen lassen?»

Ferdinand erröthete vor Freuden über die Auszeichnung, die ihm hier so ganz unverhofft von der seltnen Künstlerin zu Theil ward, und die gewünscht zu haben er sich nicht einmal eingestand. Sein klopfendes Herz hemmte einige Sekunden lang den raschen Strom der Worte, in welchem er, zuletzt von Bewunderung völlig

hingerissen, es versuchte, Emilien recht anschaulich zu machen, was er bei ihrem Spiel am vorigen Abende empfunden.

Was er sprach, kam aus der Tiefe seines bewegten Gemüthes, es trug das Gepräge der Wahrheit, und Emilie vermochte es nicht, diesem Zauber zu widerstehen. Auch sie entwickelte im Laufe des lebendigsten Gespräches, alle Grazie eines fein gebildeten Geistes, indem sie manchen seiner Ansprüche bescheiden abzulehnen oder auch zu widerlegen versuchte. Ferdinand verließ sie endlich, indem er versprach, sie nicht mehr in Beiseyn Anderer ins Gesicht zu loben, und Emilie gab ihm die Versicherung mit auf den Weg, daß ein Anerkennen wie das seine, sie allein über vieles, von ihrer Stellung im Leben unzertrennliches Trübe, zu trösten vermöge.

Willdorf erwartete, unruhig vor dem Hause auf- und abgehend, seinen Freund. Er eilte auf ihn zu, so wie er seiner ansichtig wurde, und ergriff mit eiskalter, zitternder Hand dessen Arm. Sein Auge flammte, seine Brust rang sichtbar nach Athem, und die bleiche, regungslose Lippe bemühte sich vergeblich Worte zu bilden, indem

er den Grafen heftig mit sich fortzog, zu den nahen Baumgängen, einer um diese Zeit ganz menschenleeren Promenade.

«Sprich es nur aus,» sprach Willdorf endlich, mit bebender, halb unterdrückter Stimme, «gestehe es nur mit deutlich klaren Worten, denn täuschen sollst du mich nicht und kannst es auch nicht wollen. Zwar weißt du wohl, ich kann nicht ohne sie leben — aber gestehe es nur, und dann werde es mit ihr, und mit dir und mit mir, wie es kann und will.»

Ferdinand blieb tief erschüttert vor seinem sonst so gemäßigten und klaren Freunde stehen, dessen jetziger zerstörter Zustand ihm ganz unerklärlich dünkte. Er betrachtete ihn mit Blicken voll der innigsten Liebe und des reinsten Mitgefühls. «O steh' mich so nicht an!» rief Willdorf, «mit diesem Blicke hast du ihr Herz dir zugewendet. Wolle es nur nicht leugnen, daß du sie liebst, und sie liebt auch dich, ich seh es deutlich. Und wie könnte es auch anders seyn?»

«Du bist ein Kind, Willdorf,» erwiederte Ferdinand, der jetzt erst anfing, recht einzusehen, was sein Freund eigentlich meine. «Du bist ein

Kind, ich denke nicht an diese Liebe und Mamsell Lichtfeld thut es eben so wenig als ich. Sey ruhig,» setzte er hinzu, «versprich mir ganz ruhig zu seyn, keine Uebereilung dir zu Schulden kommen zu lassen, und ich will dir geloben, sie nie anders als auf den Brettern zu sehen. So sey doch ruhig,» wiederholte er, Willdorfs jetzt freudigen Ungestüm von sich abwehrend, «ich bringe dir ja mit diesem Versprechen nicht einmal ein Opfer, ich leiste und erfülle es gern, wenn das dich glücklich macht — ja wenn es dich nur freut — selbst wenn es dir nur angenehm ist,» setzte er endlich, von Willdorfs Umarmungen halb erstickt, lächelnd hinzu.

«Ferdinand, theurer Freund,» rief Willdorf im höchsten Freudentaumel, «betrügst du dich nicht etwa selbst? Es wäre zu glücklich, wenn es so wäre wie du sagst, und zu unglücklich, wenn es nicht so ist. Sieh', mein Freund, mein Bruder, ich habe und kenne nichts auf der Welt, als sie, als Emilien, keine Freude, keinen Wunsch, keine Seligkeit. Ich will dir alles gestehen. Ich wage zu hoffen, doch Ansprüche an ihre Liebe gewährte sie mir noch nicht. Und doch habe ich

um ihretwillen dem Zorne meines Vaters und meines Oheims mich ausgesetzt, mit meiner Schwester, mit dem Hofmarschall, meinem Schwager, mit meiner ganzen Familie, bin ich um Emiliens willen entzweit. Ich verliere darüber vielleicht meinen Dienst und die Erbschaft meines Oheims. Es mag wohl thörigt seyn, aber ich kann nicht anders, ich muß, ich muß, da kann kein Gott mir helfen.»

Mit sanft beschwichtigenden Worten führet Ferdinand den aufgeregten Freund nach seiner Wohnung. Er hörte geduldig dem wilden, stürmischen Erguß seiner Gefühle zu, dem dieser sich ganz überließ, aber er suchte zugleich ihn von einer Verirrung des Herzens zurück zu bringen, die seiner ruhigern Ansicht nach, nur dem Untergange zuführen konnte. «Erwache, Willdorf,» rief er, «erwache und blicke um dich her, beleuchte es recht, und du wirst finden, daß nur ein Gebilde deiner Einbildungskraft diesen Zauber an dir übt. Wie kannst du glauben, daß auch ich jemals ihm unterliegen könne? Dich blendet die Liebe, doch ich sehe deutlich, wie künstlich dieses, freilich seltne Mädchen es anfing,

dich zu umgarnen. Auch mich möchte sie umstrikken, diese Zauberin, ich glaube es gern; sie möchte es, um auch mich an ihrem Triumphwagen mit ziehen zu lassen, darum zeichnete ihre Freundlichkeit mich heut aus; aber sey ruhig, mein Freund, noch ziehe ich nicht, und auch du, ehrliche Seele, sollst es nicht lange mehr, wenn meine gesunde Vernunft bei dir Eingang finden kann.»

Doch was auch Ferdinand in dieser Art immer vorbringen mochte, es ging an seinem Freunde spurlos vorüber; dieser hörte nichts, faßte von allen den schönen, vernünftigen Reden desselben nichts auf, als die Versicherung, daß Ferdinand Emilien hinfort meiden wolle, und durchaus nicht gesinnt sey, Willdorfs Nebenbuhler zu werden. Endlich schieden beide mit noch herzlicher gewordener Liebe und erhöhtem Vertrauen von einander.

Jugendliche Gemüther lieben es, sich in Uebung der Grosmuth noch immer selbst zu überbieten, und streben im schönen Eifer, das ihnen gesetzte Ziel so viel möglich weit zu überfliegen. Daher entsagte Graf Hochburg nicht nur, wie er

es versprochen hatte, dem nähern Umgang mit der schönen liebenswerthen Künstlerin, er vermied es sogar, das Schauspiel an Abenden zu besuchen, an welchen sie auf der Bühne erschien, und trug es geduldig, wenn seine Bekannte, und vor allem die Damen, ihn deshalb einen Barbaren und einen Vandalen schalten. Doch eben dieses geflissentliche Vermeiden zwang ihn lebhafter und öfterer ihrer zu gedenken, als vielleicht ohne das geschehen seyn würde. Gleich jenem Britten, der zehn Jahre in London gelebt hatte, ohne den Bezirk der Stadt zu verlassen, und erst dann, als er eine hohe Wette eingegangen war, dieses auch in den nächsten drei Wochen nicht zu thun, den unwiderstehlichsten Drang empfand, sich ausserhalb demselben zu ergehen, so fühlte auch Ferdinand jetzt, oder glaubte zu fühlen, daß er mit dem Versprechen, Emilie Lichtfeld nicht zu sehen, allem entsagt habe, was in seinen gegenwärtigen Umgebungen ihn erfreuen konnte.

Indessen hatte Emilie an der Leere in seinem Leben, die ihm immer merklicher wurde, weit weniger Antheil, als er selbst es sich dachte.

Das tägliche Zusammentreffen mit den Feinden seines Vaterlandes, die in immer größern Massen herbei schwärmten, war es, was hauptsächlich ihn bedrückte und ihm eine Art Unfrieden mit sich selbst aufdrang. Der Uebermuth derselben verführte ihn beinahe täglich zu einer Selbstvergessenheit, die an sich menschlich, deren Grund sogar lobenswerth war, die aber bei der damaligen Lage der Dinge für ihn und seine Freunde sehr gefährlich werden konnte; oft brauchte es aller Würde, alles Ansehens, aller Lebensklugheit seiner Pflegemutter, um ihn vor den üblen Folgen der Unbesonnenheiten zu schützen, zu welchen Vaterlandsliebe ihn hinriß. Indem die Gegenwart immer abschreckender ihm sich darstellte, wachte immer lebendiger die Erinnerung an seine Kindheit in ihm auf, an seinen edlen Vater, seine schöne Mutter und an Angelina's schnell vorübereilende liebliche Erscheinung. Das Dunkel, welches über jene Zeit schwebte, war noch immer nicht völlig ihm geschwunden, obgleich der General S..., oder, wie sein Herz diesen lieber nannte, seines Vaters Herrmann, ihm manches von dem früheren Geschick dieses geliebten

Vaters vertraut hatte. Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft des Generals, um endlich völlige Aufklärung über ihn so nahe berührende Gegenstände zu erhalten. Dieser blieb noch immer aus; politische Verhältnisse flüsterte man sich zu, die er aber selbst in undurchdringliches Dunkel verhüllte, hielten von seinem gewöhnlichen Wohnorte ihn fern. Indessen hatte er dennoch den jungen Grafen Hochburg auf das Dringendste beschworen, jeden Gedanken an eine Reise in entfernte Länder aufzugeben, sich übrigens ruhig zu verhalten, aber bereit, einem ehrenvollen Aufruf augenblicklich Folge leisten zu können, der vielleicht bald an ihn gelangen dürfte.

So war denn der größte Theil des Winters bald träge und matt, bald in wilder Aufregung über das Unerträgliche, das er dennoch ertragen mußte, an ihm vorüber geschlichen, als unausweichbare, auf gesellige Convenienz beruhende Gründe ihn eines Abends zwangen, seinem festgefaßten Vorsatz untreu zu werden, und Emilie Lichtfeld abermals als Iphigenia auftreten zu sehen. Seit er ihren Anblick meiden mußte, hatte sie eine Sicherheit in ihrem Spiele sich an-

geeignet, durch die sie unendlich gewonnen. Ganz Auge und Ohr, verloren im Entzücken über der holden, in seiner Erinnerung fast verblichenen Erscheinung, saß er da. Der Zufall, der es heute gut mit ihm zu meinen schien, hatte an einem sehr in die Augen fallenden Platz in einer der Theaterlogen ihn ohne sein Zuthun gestellt. Er glaubte zu gewahren, daß Emilie seine Gegenwart bemerkt habe, ihm war sogar, als ob sie, gegen ihn gewendet, mit einem ganz eignen Nachdruck die Verse:

— — — — o daß ich
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel,

mehr zu ihm, als zu ihrem Bruder Orest spräche. Doch im nächsten Moment war sie wieder so ganz Iphigenia, daß er sich selbst der lächerlichsten Eitelkeit beschuldigen mußte, die ihn zu einem unverzeihlichen Irrthum verleitet habe.

Doch indem er darüber noch nachdachte, wandte die Künstlerin sich abermals, und noch auffallender gegen ihn:

«O höre mich!» flehte sie, mit jenem Zauberton, dessen sie allein Meisterin war,

«O höre mich, o sieh' mich an, wie mir
«Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet!»
Ferdinand wußte nicht, wie ihm geschehen, wie ein Träumender saß er da, und sah und hörte nur sie. Doch harrte er den Abend über vergebens auf ein drittes Zeichen des Antheils, den Emilie noch immer an ihm zu nehmen schien. Selbst als der Vorhang gefallen, die Lampen erloschen waren, und er schon lange an der glänzenden Abendtafel der Gräfin als ein stummer Gast da gesessen hatte, war seine Seele noch bei Iphigenien. Mitternacht war längst vorüber, als er noch immer in halber Unbewußtheit dessen, was um ihn geschah, in seiner Wohnung anlangte. Doch hier erwachte er aus seinen Träumen, denn zu seinem unsäglichen Erstaunen fand er Willdorf, zu dieser ganz ungewohnten Stunde, in seinem Kabinete ihn erwartend.

Nichts war wohl natürlicher, als der Gedanke, der sich augenblicklich seiner bemächtigte, Willdorf sey da, um ihn wegen seines heutigen Besuchs des Theaters zur Rechenschaft zu ziehen, und schon begann der Zorn in seiner Brust sich mächtig zu regen, als ein Blick auf seinen

augenscheinlich tief betrübten Freund ihn sogleich wieder entwaffnete. Unendliches herzliches Mitleid, tiefe Wehmuth bemächtigten sich seiner, als er jetzt vernahm, Willdorf habe ihn erwartet, um auf unbestimmte lange Zeit von ihm Abschied zu nehmen, indem er mit dem Anbruch des nächsten Tages die Residenz verlassen müsse. Wider Wunsch und Erwarten war er zu einem der Kavaliere ernannt worden, welche den jüngsten Sohn des regierenden Fürsten auf einer langen Reise begleiten sollten, die man unter den obwaltenden politischen Umständen, den jungen feurigen Prinzen antreten zu lassen, für gut gefunden.

«Meine Verwandten haben das in ihrer Weisheit so eingerichtet,» sprach Willdorf mit großer Bitterkeit; «sie wollen mich entfernen, sie wollen von meiner übel angebrachten Passion, wie sie es nennen, mich heilen, und freuen sich jetzt des wohl gelungenen Plans, die klugen Leute. Du aber kennst mich besser, du weist, daß keine Furcht, keine glänzenden Aussichten, keine Macht auf Erden mich von hier weg bringen könnten, wenn — o mein Bruder, über einen todtwunden Riesen kann ja sogar ein Kind Herr werden, und ich

bin auf den Tod verwundet, zerstört, zernichtet, hier mitten im Herzen, im Leben meines Lebens. Sie, ach laß ihren Namen mich nicht nennen! Sie liebt mich nicht. Das ist es nicht allein, das ließe sich tragen, Hoffnung bliebe mir doch; aber sie liebt einen Andern — nicht dich, mein Ferdinand, da bliebe mir doch noch ein Strahl des Trostes in der Nacht meiner Verzweiflung; ein jammervoller Komödiant, der nicht werth ist, daß sein Name in der nämlichen Stunde mit dem Deinen genannt werde, der ist der Mann ihrer Liebe, der täglich, ja stündlich sie umgibt. O mein Bruder! daß dieses hohe Götterbild, dem ich nur mit scheuer Ehrfurcht mich zu nahen wagte, daß es so tief, daß es auf diese Weise sinken konnte, sieh', das ist der Wurm, der an meinem Leben nagt, der es sicher und bald zerstören wird. Meine ganze Existenz ist nicht mehr der Mühe werth, daß ich nur ein Wort um sie verliere, deshalb thue ich auch meinen Verwandten alles zu Gefallen, was sie nur immer verlangen. Hoffentlich gibt es bald Krieg und da findet sich ja auch wohl eine Kugel für mich, die der Posse ein Ende macht.»

Ferdinand konnte unmöglich an Emiliens Liebe zu einem ganz Unwürdigen glauben, doch alles, was er zu ihrer Vertheidigung sagen mochte, ging an Willdorfen verloren. Beide Freunde durchwachten im traulichen Gespräche die Nacht, bis der Morgen anbrach, der auf unbestimmte, vielleicht sehr lange Zeit sie trennen sollte.

«Geh' zu ihr,» bat Willdorf noch zuletzt, indem er Ferdinand's Umarmung sich entwand. «Nimm um deines Freundes Willen des noch immer geliebten Wesens dich an. Sey Emiliens Freund in der bösen Zeit, die unaufhaltsam sich naht, ihr Beschützer, wenn das Unglück sie ergreifen will, und sie verlassen und einsam in einer Welt voll Greuel und Zwietracht dasteht, ein rathloses Weib.»

Schwankend zwischen Leid um den verlornen Freund, heimlicher Freude über den letzten Auftrag desselben, die er sich selbst nicht eingestand, und beklemmender Befangenheit, betrat Ferdinand am nächsten Vormittage Emiliens Zimmer, um ihr Willdorfs letzten Abschiedsgruß zu brin-

gen. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, hatte er auf mancherlei Weise sich den Empfang gedacht, der von ihr ihm werden würde, und sich vorbereitet, ihm in jedem Falle geschickt und geistreich zu begegnen. Doch nichts von allem, was er als wahrscheinlich erwartet hatte, geschah. Ohne eine Spur von Verlegenheit sich anmerken zu lassen, begrüßte Emilie ihn mit dem ihr eignen natürlichen Wesen, als sey sie gewohnt, ihn alle Tage zu sprechen; nichts an ihr verrieth, daß sie sich erinnere, ihn seit Wochen und Monden nicht bei sich gesehen zu haben. Die Nachricht, daß Willdorf abgereis't sey, wie auch sein Abschiedsgruß, wurden mit freundlichem Gleichmuthe von ihr aufgenommen, und als Ferdinand es wagte, anzudeuten, daß eigentlich die unglückliche Neigung seines beklagenswerthen Freundes diesen aus der Heimath vertrieben, da äußerte sich Emilie mit eben so viel Unbefangenheit als Würde, über die ihr unerklärliche und von ihrer Seite unverschuldete Selbsttäuschung, des von ihr sehr geschätzten jungen Mannes. Sie betheuerte dabei, zu ihrem Troste überzeugt seyn zu können, daß diese Täuschung, nun er von ihr

entfernt sey, vor dem Schimmer neuer Gegenstände, wie Nebelgebilde vor den Strahlen der Sonne, sich sehr bald in Nichts auflösen werde.

Ferdinand fühlte sich hier auf durchaus unsicherem Boden. Staunend betrachtete er das wunderbare Wesen vor ihm, und war geneigt, ihm alle jene zärtern, innigern Gefühle in der Wirklichkeit abzusprechen, die es im Kreise seiner Kunst mit so bezaubernder Wahrheit darzustellen wußte.

Er ging und kam, er kam und ging von nun an mehrere Wochen hindurch; der Umgang mit Emilien war eine liebe Gewohnheit ihm geworden, wenigstens mochte er das, was an jedem Morgen ihn zu ihr zog, nicht anders nennen.

Das Theater mußte einer tiefen Hoftrauer wegen einige Wochen geschlossen bleiben, und nicht einmal ein Komödienzettel, den ihr Name schmückte, konnte ihn durch Erinnerung an ihren Stand einigermaßen als Aegide, gegen den Zauber dieser seltnen Erscheinung dienen. Ueberdem blieb alles Komödiantenhafte aus ihrem Benehmen verbannt, ihre ganze Haltung war fein und edel, jede ihrer Bewegungen bewies ein sicheres

Vertrautseyn mit den Gebräuchen der feinern Welt, und nichts Störendes erinnerte Ferdinand jemals daran, daß er sich einer Schauspielerin gegenüber befände.

Und doch war Emilie weit davon entfernt, sich ihres Künstlerstandes zu schämen, sie war im Gegentheil sich desselben mit Würde bewußt, und sprach gern und viel über ihre höhere Ansicht einer Kunst, der sie mit leidenschaftlicher Liebe sich ergeben und deren höchstem Ziele sie mit aller Kraft ihres Wesens zustrebte.

Oft las Emilie in diesen Morgenstunden einzelne Stellen aus den bedeutendsten dramatischen Dichtern ihrem Freunde vor, und er horchte mit immer neuem erhöhten Entzücken dem Wohllaut ihrer Stimme und bewunderte den feinen Sinn, den vielumfassenden, durchgreifenden Geist, mit welchen sie, fern von aller Affectation, jede einzelne Schönheit der Dichtung zu empfinden und herauszuheben verstand. Im Gespräche mit ihr, vergaß er oft auf das, was sie eigentlich sagte, zu hören, um sie nur reden zu sehen. Nie gab es beweglichere Gesichtszüge als die ihrigen, und Ferdinand wußte in dieser holden Schrift selbst

das im Voraus zu lesen, was ihr schöner Mund noch zögerte, auszusprechen.

So vergingen einige Wochen, während welcher Ferdinand seine bewunderte Freundin beinahe an jedem Morgen besuchte, und leise, leise, überschlich ihn ein immer mächtiger werdendes Gefühl, von dem er sich nicht einmal zugeben mochte, daß es einst in Liebe sich umwandeln könne, obgleich er gestand, daß in dieser trostlosen Zeit Emiliens Umgang ihm allein noch Freude gewähre.

Bis jetzt hatte er sie zur gewohnten Stunde immer allein getroffen, doch nun führte der Zufall ihn einst an einem Nachmittage zu ihr. Auch diesesmal fand er Emilien allein, doch, wie es ihm schien, war der Empfang minder freundlich als sonst, und ein leiser Zug von Verlegenheit überschlich ihr liebes Gesicht; auch hatte er kaum den gewohnten Platz ihr gegenüber eingenommen, als die Thüre aufging und ungemeldet, den Hut erst auf der Schwelle abnehmend, frank und frei, als wäre er dort zu Hause, Herr Waller hereintrat, eben der junge Schauspieler, den Willdorf als Emiliens Liebhaber ihm bezeichnete,

und an den Ferdinand nicht wieder gedacht hatte, seit er Emilien näher kannte.

Emilie erröthete ein wenig bei dessen Eintritt, auch Ferdinand fühlte eine ungewohnte, in ihm aufsteigende Glut. Waller aber geberdete sich mit erkünstelter Nonchalence, wie Leute ohne Weltgebrauch es pflegen, wenn sie sich verlegen fühlen, ohne sich dieses anmerken lassen zu wollen. Er begrüßte den jungen Grafen, in dessen Nähe er nie vorher gekommen war, als wären sie alte Bekannte, die einander alle Tage sähen; warf sich in den nächsten besten Sessel, schlug die Beine über einander, nahm eine künstlich unbequeme Stellung an, die aber bequem und vornehm-nachläßig aussehen sollte, und bemächtigte sich dann mit überlauter Stimme des Gesprächs.

Emilie nahm, zuerst um sein Benehmen zu mildern, dann aber mit wirklichem Interesse Theil daran. Die Rede war von einem neuen Trauerspiele, in welchem, bei der nahen Wiedereröffnung des Theaters, beide mit einander auftreten sollten. Waller war zwar nichts weniger als ein ausgezeichneter Schauspieler, dennoch fehlte es ihm nicht an Theaterroutine. Nächst seiner

männlich schönen, volltönenden Stimme, seiner hohen Gestalt von seltnem Ebenmaß, und seinem wohlgebildeten, für die Bühne sich eignenden Gesichte, hatte ihm diese die Rollen des ersten Liebhabers zugewendet, in denen er um so glänzender erschien, da bei diesem Theater keiner neben ihm stand, der ihm den Rang hätte streitig machen können.

Mit stillem Erstaunen hörte Graf Ferdinand Emilien in einem ganz andern Geiste von ihrer Kunst sprechen, als er es wohl sonst von ihr gewohnt war. Sie ließ ihn gleichsam einen Blick hinter die Kulissen thun, und er sah die Hebel, die Winden, die Latten, die grobe, mit Farben beklexte Leinwand, mit deren Hülfe man bis dahin ihm einen Feenpalast vor die Sinne gezaubert hatte. Er erkannte das Zinn, das Flittergold, die Glasstückchen, die als köstliche Kleinode ihm erschienen waren. Ihm wurde zu Muthe, wie Einem seyn mag, der die entseelte Hülle eines einst geliebten schönen Geschöpfs, unter dem Messer des Anatomen zerlegt, in tausend Theilchen erblickt, und banger Widerwille schauerte ihm durch Herz und Sinn.

Emilie und Waller trieben indessen, ohne etwas hievon zu gewahren, ganz ungestört ihr Wesen mit einander. Sie schalten das ungraziöse, durchaus nicht kleidsame Kostüm, in welchem das neue Stück gespielt werden sollte, und beklagten den Mangel frappanter Stellen und brillanter Abgänge in den ihnen zugetheilten Rollen. Dann besprachen sie sich über einige malerische Stellungen, die sie mit einander ausführen wollten, um wenigstens sich selbst einigermaßen zu heben, und die Hände der Zuschauer zu ihren Gunsten in Bewegung zu setzen. Waller war bei dieser Gelegenheit einmal andrer Meinung, als Emilie, da ergriff diese ihren zur Hand liegenden großen türkischen Shawl, warf ihn über und stand im nächsten Moment, einem hohen Götterbilde vergleichbar, vor dem erstaunten Ferdinand. Er hätte bewundernd vor ihr hinknieen mögen, Waller aber rückte eine Falte über dem linken Ellenbogen anders, und meinte, jetzt erst wäre es eben recht.

Je länger Waller und Emilie mit einander sprachen, je theatralischer wurden beide, jemehr schienen sie die Gegenwart eines Dritten zu ver-

gessen. Nach der Gewohnheit fast aller Schauspieler mischten auch sie, oft mit treffendem Witz und köstlichem Humor, einzelne Stellen aus mehreren ihrer Rollen in das Gespräch. Zuletzt bestand dieses fast aus lauter solchen Bruchstücken, besonders als sie anfingen, ihre Mitschauspieler der Reihe nach durchzunehmen. Die mehrsten von diesen wurden auf der Stelle in Geberde und Sprache auf das treffendste nachgeahmt, und alles dieses ging mit der größten Leichtigkeit von Statten, als müsse es so und nicht anders seyn.

Die Trivialität, die leichte Bosheit, die Emilie dabei an den Tag legte, liehen dieser einen neuen unglaublichen Reiz, den Ferdinand tief empfand, so erzürnt er eigentlich war. Was er sah und hörte, verletzte und bezauberte ihn zugleich, und ihm wurde dabei, als fühle er sich plötzlich in eine ihm ganz neue, fremde Welt versetzt, in welcher ihm jedoch äusserst unbehaglich zu Muthe war.

Und dennoch konnte er von nun an es nicht lassen, gleichsam zu seiner eignen absichtlichen Pein, nicht nur wie gewöhnlich des Morgens, sondern auch zuweilen Nachmittags zu Emilien zu gehen,

wo er denn fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, daß auch Waller sich bei ihr einstellen, und das Gespräch, wenn gleich mit tausend Variationen, dieselbe Wendung nehmen würde, die es genommen hatte, als er das erstemal ihn bei ihr gesehen.

Waller entfaltete gewöhnlich in diesem kleinen Kreise eine ihm eigne Art witziger Laune, er zeigte sogar, daß es ihm nicht ganz an Schulkenntnissen mangele, auch schien er Liebe zu seiner Kunst zu fühlen, obgleich die höhere Ansicht derselben, die Emilien einen so unwiderstehlichen Reiz gab, ihm gänzlich abging Uebrigens aber war sowohl seinem äussern Wesen, als seinen Ideen und Bemerkungen, der Stempel an Gemeinheit grenzender Gewöhnlichkeit aufgedrückt, der sich oft auf eine Weise blicken ließ, die Ferdinanden unaussprechlich widerwärtig erschien.

«Ich liebe sie nicht, nein ich liebe sie nicht,» schrieb um diese Zeit der junge Graf Hochburg an seinen Freund Werner, dem er fortwährend sowohl aus seinem innern, als seinem äussern Leben nichts verhehlte. «Ich liebe Emilien nicht, dennoch mag ich es Ihnen nicht verbergen, daß

es mir oft recht schmerzlich weh thut — nein, das ist nicht das rechte Wort für das, was ich empfinde — daß es mich, gleich einem himmelschreienden Unrecht, empört, wenn ich Abends, aus dem Theater kommend, an ihrem Hause vorübergehe, gern hinauf möchte zu ihr, um ihr für den Strahl reines Entzückens zu danken, den sie aus ihrem Kunsthimmel in meine schaale Erdengemeinheit mir herabsandte, und dann schon von weitem, auf den herabgelassenen weißen Rouleaux des mir so lieben bekannten Zimmers, den Schatten jener fatalen Personage neben dem ihrigen schweben sehe. Was in aller Welt kann sie so an dieses Wallers gemeine Natur fesseln, die leider nur zu oft auch die ihrige um einige Stufen herabzieht! Wie ist es nur möglich, daß diese ganz ordinäre Liebhaberfigur ihr nicht die tödtlichste Langeweile macht, dieses Theaterecho, das nichts kann und versteht, als die matte Kunst, ihr auf die fadeste Weise zu wiederholen, was Tausende ihr täglich zurufen? Zu glauben, daß die vom Himmel ihm verliehene Apollo'sgestalt sie an ihn fesselt, die so wenig zu seinem Innern paßt, wäre Entheiligung des liebenswürdig-

sten Wesens. Sie und Er! Emilie und Waller! es ist ja nicht einmal denkbar.»

«Indessen bleibt dieser Herr Waller mir auf jeden Fall ein kräftiges Präservativ gegen eine Liebe, die nach dem Urtheile der Welt sich vielleicht mit meinen übrigen Verhältnissen nicht recht vereinigen ließe. Wüßte meine gute Pflegemutter dieses nur, die sich oft bemüht, mich recht ängstlich und verblümt zu warnen, ohne mit der Sprache offen heraus zu wollen, die gute Frau könnte um vieles ruhiger seyn.»

«Man rede mir nur nicht mehr von der Kleinstädterei kleiner Städte, in unsrer großen Residenz herrscht sie nicht minder, als in irgend einem Krähwinkel, oder Quirlequitsch. Ich weiß mit Gewißheit, jeder meiner Besuche bei Emilien wird belauscht, zu Buche getragen und endlich gehörig rapportirt. Von allen Seiten wird an mir geschraubt, gedreht und gehechelt; verständliche und unverständliche Anspielungen, werden an mir verschwendet; ich lasse die guten Leute ihr Wesen nach Gefallen treiben, das zuweilen sogar dazu dient, mich zu amüsiren; wegbringen, wie sie wohl möchten, sollen sie mich nicht von hier; schon allein mein dem

General S..., gegebenes Wort wäre genügend, mich hier fest zu halten.»

«Von unserm Willdorf habe ich wunderliche Nachrichten, zwar durch eine dritte, aber dennoch sichre Hand, denn er selbst hat mir noch nicht geschrieben. Er hatte erst einige Tage mit seinem Prinzen auf der Reise zugebracht, als er auf dem Gute der Familie von Dorenheim, die der Prinz, als die seines ehemaligen Lehrers, besuchte, in schwere Krankheit verfiel. Das war nun freilich, nach allem mit ihm hier Vorgegangenen, einigermaßen voraus zu sehen gewesen. Die Familie, der es an liebenswerthen Töchtern nicht mangelt, hat wie einen theuren, lieben Sohn und Bruder ihn gepflegt, besonders hat Fräulein Bertha sich des Kranken mit inniger Theilnahme angenommen. Genug, Willdorf ist genesen, und, wie man sagt, nicht nur vom hitzigen Fieber, sondern auch von seiner Liebe zu Emilien; man flüstert sich zu, er sey als Fräulein Bertha's heimlicher Verlobter seinem Prinzen nachgereis't.»

«Gott segne den wackern Jungen und lasse ihn glücklich werden! Wie man aber Emilien, wenn man sie einmal liebte, vergessen kann? selbst an

den Pforten des Todes, das werde ich nimmer begreifen. Ich habe wohl einmal gehört, daß Leute durch ein hitziges Fieber ihr Gedächtniß verloren, aber Liebe wohnt ja nicht im Kopf, sondern im Herzen; deutsche Liebe meine ich, mit der französischen mag es wohl anders seyn.»

«Jeden Falls will ich Herrn Waller in hohen Ehren halten, ein besseres Beruhigungsmittel, als ihn, gibt es nicht. Besonders jetzt, da Willdorfs drohende Gestalt nicht mehr zwischen mir und Emilien aufsteigt.»

Ferdinand begab sich, ohne diesen Brief zu vollenden, in's Schauspielhaus; zum erstenmal wurde Romeo und Julie nach Schlegels meisterhafter Uebersetzung gegeben. Nach Beendigung der Tragödie vermochte Ferdinand es nicht, dem Nachklange des Zaubers zu widerstehen, den Emiliens Spiel an ihm geübt hatte; ein unbestimmtes Hoffen und Wünschen zog ihn mächtig zu ihr, und er trug um so weniger Bedenken, diesem Zuge zu folgen, da er ganz unerwartet sich veranlaßt sah, in Geschäften des General

S... am folgenden Morgen auf mehrere Tage zu verreisen, und somit der Abschied, den er von ihr zu nehmen hatte, diesem späten Besuch zur Entschuldigung dienen konnte. Es schlug zehn Uhr, indem er ihrer Wohnung sich näherte, denn die Vorstellung hatte lange gewährt. Emiliens Zimmer war hell erleuchtet, die Thüre des Hauses stand noch offen. Jetzt, dachte er, jetzt in dieser späten Stunde wird sie doch allein seyn, und die Gegenwart jenes Verhaßten wird wenigstens dieses einemal nicht störend zwischen uns treten.

Unbemerkt war Ferdinand die Treppe hinauf in Emiliens Vorzimmer gelangt; die Thüre ihres Wohnzimmers war ebenfalls halb geöffnet, und er sah seine Freundin vor dem großen hell erleuchteten Ankleidespiegel. Das bräutliche Gewand, welches Julie im Sarge getragen, lag schon abgelegt auf dem Sopha, der reiche Faltenwurf eines Unterkleides von weißem Atlas bezeichnete die edlen Formen der herrlichen Gestalt, Arme und Hände glänzten blendendweiß, indem sie, hoch gehoben, beschäftigt waren, die Blumen und blitzenden Steine aus den dunkeln üppigen Locken zu ziehen.

Ferdinand blieb gefesselt von süßem Erschreken, doch fühlte er die Verbindlichkeit, sich unbemerkt zurück ziehen zu müssen. Nur einmal noch wollte er mit trunknen Blicken das Zauberbild vor sich betrachten, und dann sich fortschleichen, als plötzlich in Emiliens Zimmer selbst eine Nebenthüre aufging, und zu Ferdinands höchster Verwunderung, mit gewohnter jovialer Traulichkeit, Waller zu ihr hineintrat.

Mehr noch, als über des Schauspielers unerwarteter Erscheinung, gerieth Ferdinand darüber in Erstaunen, daß Emilie weder Zorn noch Verwunderung über dieselbe an den Tag legte. Waller überströmte sie sogleich nach seiner gewohnten Art, mit einem Schwall übelgewählter lobpreisend seyn sollender Redensarten.

«Einzig, bezaubernd, hinreißend war meine göttliche Julie, das weiß Gott!» rief er. «Und wie angezogen! wie himmlisch! göttlich sage ich Ihnen. Ich armer seliger Romeo, maustodt wie ich war, konnte es doch nicht unterlassen, nach ihr hinzuschielen. Nein über das Kostüm geht doch gar nichts in der Welt! Da liegt es ja noch, das köstliche Kleid, und, bei meiner armen Seele!

der Goldstoff ist ächt, wie ich jetzt sehe! doch wohl von Gerard et Compagnie? und die prächtige Brautkrone, nein, es kann nichts pompöseres geben.»

So schwatzte Waller eine Weile fort, Ferdinand stand wie versteinert, Emilie saß träumerisch lächelnd in ihren Shawl gehüllt, gab nur zuweilen ein nicht halb passendes Wörtchen zu, schien geistig und körperlich zu angegriffen, um viel auf Wallers Reden zu achten, obgleich sie seine Gegenwart keineswegs unfreundlich aufnahm.

«Nun aber habe ich meinen Willen gehabt,» rief er endlich, «ich habe nach unsrer Auferstehung meine englische Julie wiedergesehen, und muß nun fort zum Soupee, mit dem der Herr Intendant sich für die heutige Darstellung bei uns abfinden will. Sie, Tigerherz! haben abgesagt, gern hätte ich das auch gethan, aber Sie wissen ja auch, wo uns allen eigentlich der Schuh drückt. Da muß man schon sich schicken lernen. Nun, Adieu, Engelskind,» setzte er hinzu, und wollte eine der schönen langen Locken, die dem stolzen Marmornacken hinab wallten, mit zärtlicher Geberde an seine Lippen drücken.

«Was fällt Ihnen ein?» fragte Emilie, indem sie stolz sich erhob und einen Schritt rückwärts that.

«Nicht bös seyn, nicht bös seyn, bitte, bitte, englische Lichtfeld,» rief Waller; «Sie wissen es ja, ich bin der Unglückseligste, wenn Sie zürnen.» Damit haschte er nach ihrer Hand und bedeckte diese mit zahllosen Küssen.

Ferdinand, halb besinnungslos, wollte in diesem Augenblicke sich davon schleichen, und stolperte über einen Stuhl hinweg.

«Um aller Götter willen, der Geist aus Don Juan kommt zu Pferde die Treppe hinauf,» rief Waller. «Ich armer Leporello gehe wieder durch die Seitenthüre ab. Adieu, Adieu, schönstes Leben, englische Lichtfeld. Mit süßem Trennungswehe eil' ich zur Excellenz, dich Morgen wieder sehe!»

Während Waller durch die Nebenthüre wieder verschwand, trat Emilie, ein Licht in der Hand, in das Vorzimmer, um nach der Veranlassung des Geräusches sich umzusehen, das sie gehört, und ihr erster Blick fiel auf Ferdinands geisterbleiche Gestalt.

Mit namenlosem Schmerze hatte dieser in dem Augenblicke, wo er glaubte, aufhören zu müssen, Emilien zu achten, die eigentliche Natur des Gefühles klar erkannt, das wie mit glühenden Ketten ihn zu ihr zog und an sie fesselte. Um nur für den Augenblick sich zu retten, griff er zu einem wilden Mittel, das sein eignes Herz mit unsäglicher Pein verwundete, während es Emilien wehe thun sollte. Mit höhnendem, eiskaltem Grimm, vornehm höflich und herablassend, mit beleidigender Uebertreibung ihres Lobes, mit schneidender Ironie in verletzende Schmeichelworte verhüllt, gab er seine Reue darüber zu erkennen, daß er süße Verhältnisse ungeschickter Weise störend, eingetreten sey; während er, eingedenk seiner morgenden Abreise, nur kommen wollen, um dem unvergleichlichsten, noch über die Bühne hinaus sich erstreckenden Talent, die ihm schuldige Huldigung zu Füßen zu legen.

Ferdinand sprach ziemlich lange, wurde immer bitterer, immer höhnender, aber auch immer witziger, bis Emilie es nicht länger extragen konnte. Sie brach in heiße Thränen aus, deren jede, gleich einem glühenden Lavatropfen in Fer-

dinands Herz fiel. Denn es waren nicht jene entstellenden Thränen ohnmächtiger Wuth, es waren Thränen des herbsten Schmerzes, die mehr dem Beleidiger, als seiner Beleidigung galten.

Ferdinand hielt erschrocken inne mit seinen frevelnden Reden, ohne zu wissen, was er that, nahte er sich ihr und wollte ihre Hand fassen; sie zog sie zurück, richtete sich empor, und trat mit fast königlichem Stolz aus der Fensterbrüstung, in welche sie sich zurückgezogen hatte, hervor, ihm entgegen. Mit aller Siegesgewalt ihres Strahlenauges blickte sie beinahe mitleidig ihn an, große Thränen, die sie nicht zu verbergen suchte, fielen noch immer schwer und einzeln über ihre bleichen Wangen herab.

Ferdinand konnte den ernsten, milden Blick, der unverwandt auf ihm ruhte, nicht ertragen. Er senkte die Augen zur Erde. «Emilie!» seufzte er endlich aus tiefster Brust.

«Und, womit, Herr Graf, habe ich das verdient?» schwebte leise, wie ein halb verhauchter Seufzer, über Emiliens Lippen.

«Emilie,» rief Ferdinand, und zog in wildaufflammender Glut sie an sein Herz, was ist

dir jener leere, anspruchsvolle, in tausend Worten nichts sagende Thor? Was kann er dir seyn?»

«Und was ist er mir denn?» wiederholte Emilie sanft, «was kann er mir seyn! was wäre er denn, daß es der Mühe werth seyn sollte, ihn von sich zu weisen? was wäre es mir denn, wenn ich auch im ganzen Leben ihn nicht wieder sähe?»

Ferdinand schrieb noch am nämlichen Abende folgende Zeilen unter den an Wernern angefangenen Brief.

«Freund meiner Jugend! Einziger, der mich immer verstand und liebte, seit ich, vom väterlichen Heerde hinweg, hinaus in die Welt gerissen ward; so manchen Schmerz, so manche schwere dunkle Stunde hast du mit mir getheilt! Du hast im peinlichen Schwanken der Wogen des Lebens mich immer oben gehalten, du hast mich empor getragen im Sturme des Gefühls, in der wilden Brandung der Leidenschaft. Du, du allein sollst es noch heute erfahren, wie mächtig und herrlich und wonnereich das Glück in meine

so lange verödete Brust eingezogen ist; mein Herz in verdoppelt freudigen Schlägen möchte den Kerker zerbrechen, mein Fühlen und Sinnen, die ganze undenkbare Seligkeit, die mir vor innerer Wonne fast den Athem raubt, möchte ich ausströmen können, in einem einzigen freudejubelnden Laute, damit die ganze Welt es erführe, daß endlich einmal ein Glücklicher auf ihr lebt, ein Seliger, der keinen Wunsch mehr kennt! Emilie liebt mich, liebte mich vom ersten Augenblicke, da sie mich sah. Ich Rasender, ich Thor! womit kann ich die Stunden, deren jede einen Himmel von Seligkeit umfassen konnte, zurückkaufen! die Stunden, deren jede einzelne ein ganzes gewöhnliches Menschenleben aufzuwiegen werth war, und die ich auf ewig verlor.»

«Heute kein Wort, das einer Erzählung dessen, was sich begeben, ähnlich wäre, nie, nie eins! ja wenn wir Aug' in Auge einander gegenüber wären, dann könnte der raschere Schlag des Herzens, der wonnetrunkne Blick dir einen Theil dessen verkünden, was in mir wogt; Worte sind Tand und vollends geschriebene!»

«Soll ich auch das frühere Geschreibsel Ihnen

mitsenden? ja ich will es, mögen Sie am raschen Wechsel meines Sinnes und Gefühls, am Umschwunge meines ganzen Wesens es deutlich erkennen, wie nun der Irrthum meines Lebens gelöset ist; möge eine Ahnung meiner unaussprechlichen Seligkeit, nach langer unendlicher Pein, Ihnen werden; denn, guter Werner! auch ich habe Emilien geliebt, seit ich zuerst sie erblickte; und strebte nur in unsäglicher Angst, es vor mir selbst zu verbergen.»

Dem ersten Aufleuchten des höchsten Lichtpunktes in Ferdinands Leben, folgte jetzt eine schöne, freudenreiche Zeit. Emiliens Liebe war nicht die eines, in halbem Bewußtseyn hinträumenden, der Kindheit kaum entwachsenen Mädchens. Die Künstlerin wußte sogar ihr heiligstes Gefühl zu einem Kunstwerk zu erheben, sie schmückte dem Geliebten jeden Tag zu einem hohen Feste, sie erfand an jedem eine neue Gunst, die sie allein ihm gewähren konnte, weil nur ihr tief empfindender, alles lebhaft ergreifender Geist fähig war, den Gedanken daran zuerst aufzufassen.

Ueberall, wo sie selbst nicht war, traten Beweise ihres liebenden Andenkens ihm entgegen, er konnte fast mit Gewißheit darauf rechnen, in jedem der vornehmen Kreise, zu welchem Emilie nicht Zutritt hatte, ein ihn begrüßendes Zeichen von der Geliebten zu erhalten; ihr Erfindungsgeist war in dieser Hinsicht unerschöpflich. Eine Blume, ein paar nur ihm verständliche Worte von ihrer Hand, wurden ihm zugespielt, er wußte nicht wie? noch durch wen? Bestellungen, von denen die Ueberbringer derselben nichts verstanden, wurden ihm ganz unerwartet, durch die wunderlichst gewählten Boten überbracht. Zuweilen pflegte sie auch wohl den Glockenschlag einer gewissen Stunde ihm zu bestimmen, mit dem gleichzeitig sie verhieß, ihn laut bei Namen zu rufen, und der Schlag der Pendule im fürstlichen Saal wurde dann plötzlich ihm zum Liebesruf, der mit unsäglicher Wonne ihn durchschauerte.

Auch von der Bühne aus wußte Emilie in tausend Formen dem Freunde sich zu nahen. Nur dem Auge der Liebe bemerkbare Zeichen sagten ihm, daß sie ihn beobachte, daß sie nur seinen

Beifall suche in der bewundernden Menge; die innigsten Liebesworte, welche die Dichter ihr in den Mund legten, wurden ihm allein angeeignet und das überfüllte Haus erbebte oft vom donnernden Beifall der entzückten Zuschauer, während Emilie nur mit der vollen Glut ihres Gefühls sich freute, dem Geliebten in harmoniereichen Worten zu sagen, wie sie ihn liebe.

Ihr Zimmer, in welchem sie ihn an jedem Tage mit leidenschaftlicher Freude empfing, als habe sie Jahre lang ihn entbehren müssen, war ein treues Abbild seiner Neigungen. Kupferstiche, Bücher, feine weibliche Arbeiten, die er einmal gelobt, alles, was nur einmal ihm gefallen, mußte so viel möglich sie umgeben; sogar seine Lieblingsblumen wurden mit treuer Sorge gepflegt und durften nie auf ihrem Blumentische fehlen. Nichts wurde vergessen, was ihm Freude machen konnte, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Zwischen ihm und ihr war nie weder von Fordern noch von Gewähren die Rede, es war als dächten und empfänden und wollten beide nur eins und dasselbe, und ihr Leben verzweigte sich immer enger und fester in einander.

Noch einen hohen Genuß, den keine Andre ihm hätte gewähren können, fand Ferdinand im Durchgehen der Rollen, die Emilien zugetheilt wurden; sie besprach sich dann mit ihm über ihr Spiel, sie ging gern dabei selbst auf anscheinend unbedeutende Einzelheiten ein, und immer entzückte ihn von neuem der helle Geist, der klare Scharfblick, der bei der anscheinend höchsten Absichtslosigkeit dennoch auch nicht das Kleinste dem Zufalle überließ. Nie hatte Emilie die Dichter besser verstanden, nie ihre Meisterwerke begeisterter vorgetragen, als jetzt. Sie war das Wunder des Hofes und der Stadt. Journale und Zeitungen waren ihres Lobes voll, und so, wie sie nur auf der Bühne sich zeigte, wurde sie von dem freudetrunkenen Publikum beinahe vergöttert.

Doch gerade dieser hellglänzende Theil von Ferdinand's Glück, hatte auch seine sehr dunkle Kehrseite. Zwar, wenn er nach einem ihrer glänzendsten Triumphe zu ihr, der Hochgefeierten, der Allbewunderten, ging, um ihr für den Genuß zu danken, den sie ihm gewährt, wenn sie dann, die von tausend Zungen noch vor wenigen Minuten hoch Gepriesene, alles ihres Glanzes

entäussert, in anspruchsloser Einfachheit ihm liebevoll entgegentrat, wenn sie mit rührender Offenheit ihm bekannte, wie sie immer an ihn nur gedacht, wie ihr Auge unter den Zuschauern ihn gesucht, wie entzückt sie gewesen, als sie ihn gefunden, dann fühlte und nannte sich Ferdinand den glücklichsten aller Menschen, und war es wirklich.

In solchen Momenten vergaß er gern und leicht, mit welcher bittern Pein er kurz vorher dieses Glück erkaufen müssen; denn vor der glanzerfüllten Bühne ging die Freude an Emiliens seltnen Kunsttalent nur zu oft in einem höchst bittern beklemmenden Gefühle ihm unter, dessen er sich schämte, weil es als Emiliens völlig unwürdig ihm erschien, und das dennoch unwiderstehlich sich seiner bemächtigte. Er kannte sich kaum selbst vor wüthender innrer Empörung, wenn ein fremder Arm es wagen durfte, die geliebte, reizende Gestalt zu umfassen, wenn in täuschender Liebesglut das Auge der Geliebten einem andern strahlte als ihm, wenn der liebliche Mund in jenem weichen unnachahmlichen, von Sehnsucht erbebenden Tone an einen Andern Liebesworte

verschwendete, die ihm allein gehören sollten. Ach! wenn nun vollends des verhaßten Wallers Lippe die nach dem reinsten Ebenmaß der Antike geformte Stirn, oder die schöne Wange zu berühren wagen durfte, dann klopfte mit wüthendem Schmerz in jedem seiner Pulse die Ueberzeugung, daß dieses anders werden müsse, daß Emilien nur die Wahl bleiben könne, ihm allein anzugehören, oder seinem völligen Untergange zuzusehen.

So, in ewigem Wechsel zwischen tödtlichem Schmerz und entzückender Freude, gerieth sein ganzes Wesen endlich in eine ihm fremdartige Spannung, die sogar denen auffallen mußte, welche ihn nur oberflächlich kannten. Liebende Vorsorge und alles gern erforschende Neubegier, beobachteten ihn bald von allen Seiten mit Späherblicken, und das schönste, ihm heiligste Geheimniß seines Lebens, durch Verleumdung und Gemeinheit entstellt, wurde in durchaus verzerrter Gestalt bald zum Mährchen der Stadt.

Die Gräfin Lichtwerth suchte und fand in mütterlicher Besorgniß Mittel und Wege, ihren Bruder, den General S..., auf einige Tage

seinen wichtigern Geschäften in der Ferne zu entziehen, und ihn zu Ferdinand's Rettung aus eminenter Gefahr herbei zu rufen. Denn der nur im Ideenkreise ihres Ranges und Standes alt gewordenen Frau, war es, auch bei den edelsten ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes, dennoch unmöglich, sich für den jungen Grafen von Hochburg ausser demselben ein Glück nur als möglich zu denken.

Der General, voll Besorgniß für den Sohn seines verklärten Freundes, folgte ihrem Rufe, und begab sich auf eines seiner, nur wenige Stunden von der Residenz entfernten Güter, weil er in diesem Augenblicke Gründe hatte, die Stadt selbst nicht betreten zu wollen. Dorthin berief er Ferdinanden zu sich. Verdrüßlich über die unwillkommene Störung aus wichtigen Geschäften, getrieben von dem Wunsche, mit möglichster Zeitersparniß zu diesen wieder zurück zu kehren, mochte er beim Wiedersehen diesen wohl mit zu kurzen, ernsten, vielleicht zu wenig abgemessenen Worten über den Ursprung eines, wie er sich ausdrückte, albernen Gerüchts befragen, das seinen geliebten Pflegesohn einer, besonders in diesen schicksal-

schwangern Tagen, höchst unpassenden, Tugend, Ehre, und das Andenken seiner edeln Eltern gleich schwer beleidigenden Verbindung mit einer Schauspielerin, beschuldige.

Ferdinand war ohnehin, durch tausend in der Gesellschaft gangbare Neckereien und Anspielungen auf sein Verhältniß zu Emilien, in *eine* sehr gereizte Stimmung versetzt worden; die Art, mit der hier sein Heiligstes, seine Liebe erwähnt ward, empörte ihn deshalb *auf* das Aeußerste, und so that er, woran er vielleicht vorher noch nicht ernstlich gedacht, oder was er wenigstens noch eine Weile verschoben haben würde; er erklärte dem General ganz unumwunden, daß er von keinem, ihn, oder die Tugend, oder das Andenken seiner Eltern entehrenden Verhältnisse etwas wisse, daß er sich aber dieser Gelegenheit freue, dem edeln Freunde seines Vaters früher als jedem andern das seltne Glück zu verkünden, das ihn erwarte, sobald es ihm nur gelungen seyn werde, Emilie Lichtfeld zu bewegen, den Tag seiner unabwendbar fest beschlossenen Vermählung mit dieser Krone ihres Geschlechts zu bestimmen.

Ein sehr heftiges, von beiden Theilen mit

Vorurtheil und Erbitterung fortgesetztes Gespräch entstand nun zwischen diesen beiden Männern. Ferdinand fühlte, wie er in der Raserei des Zornes sich immer unverzeihlicher an seinem zweiten Vater versündige, und dieses Gefühl verstärkte seine nichts mehr schonende Wuth; die wegwerfende Art, mit welcher er, den in der Tiefe seines Gemüths noch immer von ihm hochverehrten Herrmann, von seiner angebeteten Emilie sprechen hören mußte, verleitete ihn zu immer empörender werdenden leidenschaftlichen Ausbrüchen, zu immer eigensinniger und verwegener sich aussprechenden Entschlüssen.

Der General setzte dem jugendlichen Toben nur die ernste Würde eines tief beleidigten väterlichen Freundes entgegen, die sich freilich ohne besondere Schonung in seinen Worten, wie in seinem ganzen Wesen aussprach. Er verhehlte dem immer mehr sich vergessenden Jünglinge nicht, daß er bereit gewesen und es noch sey, dem Andenken seines unvergeßlichen Freundes, des verstorbenen Grafen von Hochburg, jedes Opfer zu bringen, nur könne dieses nicht über die von Gott und Menschen anerkannten Schranken des Rechten und

Billigen hinaus gehen. Daher dürfe er dieser Behandlung, von Seiten eines von Leidenschaft geblendeten, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings, sich nicht länger aussetzen.

«Du verschmähst meine väterliche liebende Sorge um dich,» fügte der General zuletzt noch hinzu, «so fahre denn hin! meine Gewalt über dein inneres besseres Daseyn hast du vernichtet, meine Gewalt über deine äussern Verhältnisse weichen der Macht der Zeit. Seit mehreren Monaten bist du mündig. Morgen soll mein Geschäftsträger dir meine Rechnungen vorlegen, und die Verwaltung deines Vermögens in deine Hände abgeben. Sey von nun an ungestört durch mich der Thäter deiner eigenen Thaten, und lasse dir somit auch die Folgen derselben gefallen.»

«Nun habe ich nur dich noch in der Welt!» rief Ferdinand, indem er im aufgeregtesten Zustande, zerrissen von tausend einander widerstrebenden Gefühlen, vor Emilien hinstürzte und mit flammendem Blicke ihre Knie umfaßte. «Nun ist es gut, nun bin ich ganz allein auf dich zu-

rückgewiesen, nun darfst, nun sollst, nun kannst du dich mir nicht länger entziehen wollen, du bist jetzt der einzige Stern, der meinem Leben noch leuchtet, du kannst mich nicht zurückstoßen wollen in ewige Nacht.»

Lange währte es, ehe die tödtlich Erschrockene aus Ferdinand's, nur durch inniges Bitten ihm abgedrungenen Antworten, so viel sich zusammensetzen konnte, daß sie errieth, Ferdinand sey um ihrerwillen mit dem General S... in einen Zwist verfallen, der wenig Hoffnung zur Versöhnung aufkommen lasse.

«So ist es gut, so ist es ja gut,» rief Ferdinand, der jetzt wieder sich ein wenig zu sammeln begann. «Ich danke ihm, denn seine Härte hat mich endlich, wenn gleich gewaltsam, der einzig möglichen Entscheidung unsers Schicksals zugeführt, welcher mein Herz schon längst mich zugetrieben. Emilie, wir sind eins, aber wir dürfen es nicht länger in die Macht irgend eines Wesens auf Erden stellen, uns trennen zu können. Morgen, meine Emilie, morgen werde ich von deines Feindes vormundschaftlicher Fürsorge befreit, übermorgen gehe ich auf mein Stamm-

gut, dort, so viel die Kürze der Zeit es erlaubt, bereite ich alles zu deinem Empfange, und kehre dann mit der Eile eines seinem Glücke entgegen Gehenden zu dir zurück. Du liebst mich, Emilie, und wirst dich nicht weigern, mir ganz zu gehören, du wirst mein heißes Flehen erhören, wirst am Altar das Gelübde dir feierlich wiederholen lassen, das mein Herz längst vor Gott ausgesprochen, das Gelübde, das mit allem, was ich bin und habe, mich dir zu eigen gibt fürs ganze Leben.»

Emilie sank verstummend in ihren Sopha zurück, Thränen rollten einzeln über ihre glühende Wangen, während ein süßes träumerisches Lächeln ihre Lippen umspielte, und ihr sinnendes Auge sich in dem Bilde einer Zukunft verlor, die in morgenfrischer Helle ihr entgegenstrahlte. Sie strebte lange vergebens das schmeichelnde Gefühl, das unwiderstehlich sie umstricken wollte, zu bekämpfen, doch nahm sie endlich, gleichsam mit Gewalt, sich zusammen. Sie stand vom Sopha auf und trat an das Fenster, als wolle sie Ferdinands persönlicher Nähe sich entziehen, doch er folgte ihr dorthin; schwankend zwischen Furcht

und Hoffnung hatte er bis jetzt jede ihrer Bewegungen bewacht.

«Sieh, Emilie,» fing er an, indem er ihre Hand ergriff, «sieh um dich her, wir stehen hier auf dem nämlichen Platze, wo du, Engel der Huld, den Frevler zu einem Himmel voll Glück einst erhobst, den armen Ferdinand, den heiße Liebe zur Sünde gegen dich verleitete; sprich es hier aus, daß du meinem Wunsche nachgibst, daß du es mir frei stellst, die Welt zum Zeugen eines Glückes zu machen, an welchem hinfort alle ihre Versuche, es zu stören, zersplittern müssen.»

Laut und schmerzlich weinend eilte Emilie mit verhülltem Gesicht wieder zum Sopha zurück. Ferdinand, in verstummender Angst, stand über sie hingebeugt, während ihre Thränen lange unaufhaltsam hinströmten, er wagte kaum zu athmen, denn er kannte ihren festen edeln Sinn und ahnete den mächtigen Kampf, den sie in diesem Augenblicke in ihrem Innern bestand.

«Ferdinand,» sprach sie endlich, mit unendlich weichem Tone, «wozu die Qual der Ungewißheit verlängern? Laß mich nach alter Gewohnheit das Unabänderliche frei und offen gegen dich aus-

sprechen: nie kann ich dein Weib werden.» Ihre Stimme brach, athemlos sank sie zurück, doch Ferdinand's wildes Auffahren zwang sie sich wieder zu ermuthigen.

«Höre mich an, Liebster, höre mich an, ich flehe darum,» rief sie. «Ich bin frei, ganz unabhängig frei, stehe ganz allein in der Welt, nur dir gehöre ich an, dein Glück ist das meine, und von gegenseitigen Opfern, die wir einander zu bringen hätten, kann unter uns beiden niemals die Rede seyn. Doch darf ich den Schritt, zu dem deine dich verblendende Leidenschaft dich verleiten will, nimmer zugeben; glaube mir, nie ist ein Gedanke daran in mein Herz gekommen, ihn von dir zu erwarten, oder auch nur zu wünschen. Ich kenne die entsetzlichen Folgen eines Mißbündnisses, wie das, in welches du uns verstricken möchtest, ich selbst bin das Kind eines solchen, und, daß ich Zeuge des unheilvollen Zustandes seyn mußte, den es herbeiführte, hat schon früh das Glück meines Jugendlebens vernichtet. Nein, sieh mich nicht so flehend an! bitte nicht, zerreiß mir nicht vollends das Herz. Emilie ist dein, doch Gräfin Hochburg kann sie nie werden.»

In höchster Erschöpfung sank Emilie an Ferdinands Brust. Sie fühlte den gewaltsamen Herzensschlag, der ihn durchbebte, mit krampfhafter Anstrengung faßte seine eiskalte Hand die ihrige, hörbar rang er nach Athem, sein ganzer gewaltsamer Zustand, war gleich dem eines Sterbenden.

«Nein! nein, es ist unmöglich!» rief er endlich. «Nimm es zurück, Emilie, das Wort. Großes, edles Herz, wie könntest du die Nichtigkeit von Rang und Reichthum nicht empfinden, wenn unsere Liebe gegen sie in die Waage kommt? Sey größer als dein Geschlecht, Emilie, gib freiwillig, was du geben mußt, laß mich nicht mit Bitten eine Einwilligung dir abdringen, die du in edler Freiheit gewähren kannst. Du vermagst es ja doch nicht mehr, dich mir zu entziehen, Emilie! Glaube mir, mein Leben, für uns beide gibt es kein Glück mehr, als in unsern Herzen. Mich hat die Aussenwelt von sich gescheucht, dich hat sie nie anerkannt, trotz der Lobeerkränze, die sie dir spendet; von uns Beiden ist jedes nun an das Andere gewiesen.»

Emiliens Herz war zum Zerspringen voll, Ferdinand's Glut ergriff auch sie, beide hielten

wortlos unter heißen Thränen sich lange umfangen. Dann entwand sie sich wieder seinen Armen, von neuem suchte sie seinen Wunsch zu bekämpfen, von neuem wandte er alles an, was verzweifelnde Liebe ihm nur eingeben mochte, um sie zu besiegen.

«Ferdinand,» sprach Emilie endlich, «ich trage dieses Kämpfen nicht länger, meine Kraft erliegt, wenn gleich nicht mein fester, klarer Wille. Höre mich endlich geduldig an, aus Schonung für mich. Längst opferte ich dir schon das Höchste, was ich hatte, meinen unbefleckten Ruf vor der Welt, die mich verdammt, ohne mich zu kennen. Ich klage nicht deshalb sie an; was ich that, habe ich gethan, weil ich dich liebte, und bereue es nicht. Deine Liebe ward mein Leben; wohin sie führt, wie es einst enden wird, gleichviel. Doch vorwurfsfrei in meinem Innern muß ich bleiben, und wenn ich gleich vielleicht mein Daseyn verschleudert hätte, dein Leben, Freund, darf nicht verloren gehen, nie werde ich seinem Gange hemmend entgegentreten. Ich bin älter als du, meine Welterfahrung ist reifer. Laß diese, laß meine Liebe dich endlich besiegen, laß die schöne Klar-

heit deines eigenen hellen Sinnes für mich bei dir sprechen, kräftiger als ich selbst es vermag. Ferdinand, ich gebe dir den höchsten Beweis von Liebe, den ein edles Weib zu geben hat, ich erwähle dich zum Herrn und Gebieter meines Geschicks, ordne es nach freier Wahl, führe mich hin wohin du willst, ich bin ganz dein, doch die Hand reiche ich dir nicht am Altare und trage deinen Namen nicht. Bestehst du noch darauf, so muß ich fliehen und werde die Flucht vor dir nicht überleben.»

Ehe er es vermuthete, war Emilie bei diesen Worten an ihm vorbei, in ihr Kabinet geschlüpft; «gute Nacht, gute Nacht,» rief sie ihm noch zu, er hörte, wie sie den Riegel vorschob, und eilte hinaus, um die glühende Brust in der kalten Sturmnacht zu kühlen.

«Auch Sie, Werner?» schrieb Ferdinand vierzehn Tage später an seinen Freund, «auch Sie haben vom Strudel des allgemeinen Urtheils über meine Verbindung mit Emilien sich hinreißen lassen? Ich habe Ihren langen Brief er=

halten, den Sie mir ausdrücklich geschrieben, um mich von einer Vermählung mit einer Komödiantin abzubringen; doch dieser Brief, gestehen Sie es nur, er floß zwar aus Ihrer Feder, doch nicht aus Ihrer Seele; der General und meine gute, aber vorurtheilsvolle Pflegemutter sind diesesmal Ihre Orakel gewesen. Ich bitte, beruhigen Sie sich und auch jene beide über diesen Punkt. Graf Ferdinand von Hochburg heirathet keine Komödiantin, er sitzt in diesem Augenblick auf seinem alten Stammschlosse mit ganz andern Gedanken beschäftigt; denn, fassen Sie es wohl auf, die Komödiantin hat dem reichen, vornehmen Grafen einen Korb gegeben; ich wünsche, daß Alle, die es interessirt, Feinde und Freunde, diese Weigerung erfahren mögen. Ferdinand war von jeher, wie jedermann weiß, etwas absurd, und so hat denn dieser Korb, so schmerzlich er von Einer Seite ihn verletzte, ihn doch zugleich auch zum glücklichsten Sterblichen erhoben, den vielleicht die Erde trägt.»

«Muß ich denn wirklich dem edeln Freunde und Führer meiner Jugend dieses alles erst erklären? muß ich es ihm deutlich machen, daß

meine Emilie groß genug dachte, um meine Hand auszuschlagen, damit auch nicht der geringste Anschein von Eigennutz oder kleinlicher Absichtlichkeit ihr reines Wesen jemals entstelle; damit nicht gesagt werde, sie habe, um sich zu erheben, mich in meinem Fluge gehemmt. Rücksichtslos, jedes fremden Schutzes sich entäussernd, hat sie ihre ganze Zukunft, all' ihr Wohl und Weh in meine Hände gelegt. Und welch ein verächtlicher Elender wäre ich, wenn nicht eben deshalb die Sorge um sie der Zweck meines Lebens würde! wenn ich jemals es vergessen könnte, wie hoch ihr unbeschränktes Vertrauen mich geehrt!»

«Doch sie vertraute mir nicht nur ihre Zukunft, auch ihre Vergangenheit liegt ausgebreitet vor mir; klar, hell und fleckenlos, strahlt sie im herrlichsten Schimmer der Unschuld und nie sich vergebender Würde. Wie bin ich jetzt darüber beschämt, daß dieser Waller einst meine Eifersucht rege machen konnte. Ausser dem Theater war er Emilien von jeher zu unbedeutend, um sowohl seine Persönlichkeit, als sein Betragen einer besondern Bemerkung werth zu halten; doch auf den deutungsvollen Brettern war er, als ihr

gewöhnlicher beständiger Mitspieler, ihr von der höchsten Wichtigkeit. Sie pflegte gern über manchen kleinen Theatercoup sich mit ihm zu besprechen, den sie, bei dem immer tiefer sinkenden Geschmacke unserer Zeit, mit ihm ausführen mußte; und daß sie in den Theaterproben nicht gern dergleichen mit ihm verabreden mochte, war wohl natürlich. Dieses gab zu dem vertrauten Benehmen Anlaß, das er sich erlaubte, und welches sie duldete, weil sie sich nicht die Mühe nehmen mochte, ihn in die ihm gebührenden Schranken zurück zu weisen. So war er denn auch an jenem Abende, nach der Vorstellung von Romeo und Julie, nur gekommen, um eine kostbare Hutagraffe ihr wieder zuzustellen, die sie für diesen Abend ihm geliehen.»

«Wie unser Leben sich jetzt gestalten wird, fragen Sie? ob Emilie mir ihre Kunst opfern wird? Sie erbot sich dazu, mit der Aeußerung, sie hoffe, sie würde mit der Zeit lernen, die dadurch entstehende Lücke in ihrem Daseyn auszufüllen; doch welch ein Ungeheuer von Egoismus wäre ich, wenn ich, nach einer solchen Erklärung, nur den Gedanken fassen könnte, ihrem Daseyn

seine schönste Blüthe sogleich gewaltsam rauben zu wollen. Die Zeit, die so vieles ebnet, soll auch hier heilsam wirken.»

«Freilich trägt diese Blüthe, deren Duft mich erfreut, mir auch Dornen. Wespen, Nachtvögel, Käfer, allerlei Geschmeiß wagt es, sie zu umschwärmen. Dieses zudringliche Volk zu verscheuchen, ist freilich keine angenehme Mühe, doch habe ich in diesen Tagen einen Versuch gemacht, der, hoffe ich, von gutem Erfolge seyn wird. Ich habe einen der jungen Herren, der sich in meiner Gegenwart unbescheidene Aeußerungen über Emilien erlaubte, ein wenig in die Schule genommen, und denke die Andern sollen sich an ihm ein Beispiel nehmen.»

«Jetzt bin ich hier auf dem Schloß Hohenburg, theils um meine Angelegenheiten zu ordnen, theils um es abzuwarten, daß jene Duellgeschichte, durch irgend eine neue Albernheit aus der geselligen Unterhaltung verdrängt werde. Kopf und Herz trage ich voll paradiesischer Träume von einer überglücklichen Zukunft, aber sie wogen noch, kaum halb verstanden, in den tiefsten Tiefen meiner Seele.»

Ferdinand kehrte bald darauf in die Residenz und zu Emilien zurück. Er verlebte zauberisch schöne Tage, Emilie ließ nie in dem Bestreben nach, ihn täglich durch neue Beweise ihrer innigen Liebe zu beglücken; doch manche Bitterkeit mischte sich dennoch in diese Freuden, die sein Daseyn wahrhaft verschönten, und manche Wolke stieg an dem heitern Horizont seines Lebens ihn umdüsternd auf.

Vor allem begann sein gestörtes Verhältniß zu dem General S... und dessen edlen Schwester, durch ein der Reue sehr ähnliches Gefühl, ihm mit jedem Tage drückender zu werden. Er war es nicht gewohnt, alte Liebe und Treue zu vergessen, in dem hülflosen Zustande verwaister Jugend ihm erzeigte Wohlthat, mit Undank zu lohnen, und sein Gewissen sprach ihn in dieser Hinsicht nicht ganz frei von aller Schuld; er mußte sich wenigstens gestehen, daß er dem wohlmeinenden Freunde, dem väterlichen Beschützer, mit mehr ehrerbietiger Duldsamkeit hätte begegnen sollen, als er gethan; und wenn er daran dachte, daß er sogar seine Pflegemutter, die ihm doch nie anders, als mit herzlicher Güte entge-

gen gekommen, mit fast beleidigender Absichtslosigkeit vermieden, dann hätte er gern vor sich selbst sich verbergen mögen.

Der Zufall führte ihn einst am dritten Orte der lange nicht Gesehenen entgegen; die Gräfin blickte nicht zürnend, aber mit trübem Ernste auf ihn, und tief ergriffen eilte Ferdinand zu ihr hin, ihre Hand zu küssen, die sie ihm nicht verweigerte; er blickte zu ihr auf und eine große Thräne perlte in dem stillen klaren Auge der ehrwürdigen Frau.

Dies war zu viel für sein Herz. Die Umgebungen, in denen beide sich befanden, erlaubten für den Augenblick ihm keine Ergießung desselben, doch er eilte noch am nämlichen Abende zur Gräfin, zu einer Stunde, in der sie, wie er wußte, sich gewöhnlich allein befand. Nach alter Gewohnheit ging er, ohne sich melden zu lassen, geradezu hinauf in ihr Zimmer, und stand plötzlich wider Hoffen und Erwarten vor der ehrwürdigen Gestalt seines ehemaligen Vormundes, des General S..., der so eben, nach langer Abwesenheit, heimgekehrt, und bei seiner Schwester abgetreten war.

Ferdinand weilte einen Augenblick an der Schwelle des Zimmers, unschlüssig, ob er näher treten, oder wieder umkehren solle? Doch Herrmann machte seinem Schwanken ein Ende, indem er einige Schritte ihm entgegen ging. Ein gleichgültiges Gespräch wurde angeknüpft, während welchem beide jede Seite sorgfältig zu berühren vermieden, die einen Mißton hätte hervorbringen können. Doch Ferdinand hielt es nicht lange aus, in so ganz verändertem Verhältniß diesem Manne gegenüber zu stehen. Das Benehmen des Generals blieb sich gleich, mild, ernsthaft und gemessen, wie immer; Ferdinanden aber that das Herz weh. Er dachte daran, wie dieser nämliche Herrmann einst an dem Sterbebette seines Vaters gleich einem trostbringenden Schutzgeist ihm erschienen war, und griff hastig nach seinem Hute, um dessen jetzt drückender Gegenwart zu entfliehen.

«Du gehst, Ferdinand,» sprach plötzlich der General, indem er ihm näher trat, «gehe wohin du willst, und möge das Glück, das du hoffend suchst, dir entgegen treten. Manche meiner früheren Bitten und Ermahnungen hast du vergeſ-

sen. Es sey darum! Meine ermahnende Bitte dich für einen nahen, ehrenvollen Aufruf stets bereit zu halten, ist hoffentlich nicht unter jenen. Die große Zeit, die nebenher manchen Flecken und manche Scharte vertilgen wird, naht jetzt mit leisem, aber gewaltigem Schritt. Fasse diese meine Andeutungen wohl, und laß dich nicht so fest umgarnen, daß du dich nicht mehr losmachen könntest, wenn es dem großen Werke gilt.»

Des Generals letzte Worte waren unbeschreiblich wohlthätig für Ferdinand's wundes Gemüth; er sah nicht ganz sich von dem Manne verstoßen, den er, ohnerachtet alles dessen, was in der letzten Zeit Störendes vorgegangen war, dennoch sehr hoch stellen, und als einen zweiten Vater verehren mußte; überdem war die Hoffnung langersehnter, thatenreicher Tage ihm um vieles näher gerückt worden, so daß er ihnen jetzt in freudiger Erwartung mit Sicherheit entgegen sehen durfte.

Er eilte zu Emilien, um sein freudiges Gefühl ihr mitzutheilen, er wollte zugleich sie zu bewegen versuchen, die herrannahende Zeit ihres jährlichen Urlaubes, die sie sonst zu einer soge-

nannten Kunstreise anzuwenden pflegte, auf seinem Gute zuzubringen, wohin er sich, bis zum gewiß nicht mehr fernen Tage des Aufbruchs, zurück zu ziehen wünschte, um dem Anblick der immer übermüthiger sich zeigenden Feinde zu entgehen. Doch zu seinem Mißvergnügen fand er Emilien von Gesellschaft umringt. Einige Fremde von Bedeutung, von dem Rufe der seltnen Künstlerin angezogen, hatten gewünscht, abgesehen von der Bühne, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; einige ihrer geistreichsten Bekannten aus der Stadt, hatten zu diesen sich gesellt, freilich lauter Männer, denn Emiliens Stellung in der Welt erlaubte ihr nicht, weiblichen Umgang ihren Wünschen gemäß zu wählen.

Umstrahlt von einer Glorie von Reiz und Anmuth, saß Emilie in der Mitte dieses Kreises, Heiterkeit thronte auf ihrer Stirn und ihr Auge glänzte heller als sonst; sie sprach eben mit vielem Geiste und großer Lebendigkeit von ihrer Kunst. «Ich spiele wie ich athme,» hörte Ferdinand bei seinem Eintritt sie sagen, «Kunst und Leben sind mir gleich bedeutend und ich bin überzeugt, daß ich nur beiden zugleich entsagen könnte.»

Diese, alle seine schönsten Hoffnungen für die Zukunft vernichtenden Worte, verletzten Ferdinanden tief; mit einer Stimme, welche von innerer Aufregung bebte, suchte er an dem Gespräche jetzt Theil zu nehmen. So gut es in Gegenwart so vieler Zeugen sich thun ließ, erinnerte er Emilien an jene Pläne zu einem Leben in ländlicher Abgeschiedenheit, dem Genuß der Natur wie dem der Kunst, im weiter umfassenden Sinne des Wortes hingegeben, denen sie sich oft an seiner Seite überlassen hatte.

«Sie dachten einst anders, und das ist eben noch nicht sehr lange her,» sprach er zuletzt. «Wissen Sie noch, wie Sie, unter gewissen Bedingungen, es gar nicht für unmöglich achteten, dem öffentlichen Auftreten auf der Bühne entsagen zu können?»

Emilie schwieg, indem sie mit wehmüthigem Lächeln zu ihm aufblickte. «Sie haben Recht, das war einmal und ist nicht mehr,» sprach sie endlich. «Es war ein Irrthum, doch er war göttlich schön; und noch immer gibt es Augenblicke, in denen ich mich mit Freuden ihm hingeben kann,» setzte sie mit einem halbunterdrückten Seuf-

zer hinzu. «Wenn ich aber ganz unbefangen darüber nachdenke, so finde ich doch, daß diese Idee nichts weiter ist, als ein schöner Traum, gegen dessen Erfüllung mein ganzes Wesen anstrebt. Ich weiß, ich müßte und würde darüber zu Grunde gehen, denn glauben Sie nur, Graf Hochburg, wen die Kunst einmal recht ergriffen hat, den hält sie fest für's ganze Leben, da gilt kein Widerstreben und keine Wahl. Auch paßt ein Solcher für nichts Anderes mehr, und sollte auch wohl sich auf nichs Anderes mehr einlassen wollen.»

Nicht sowohl diese Erklärung, als die Art, mit der sie ihm gemacht wurde, fiel Ferdinanden sehr unangenehm auf, er verließ früh die Gesellschaft und eilte in seine Wohnung. Briefe, die er zu Hause antraf, ließen ihn seinen Unmuth jedoch bald vergessen. Sie bestätigten die wichtigen politischen Neuigkeiten, die man seit einigen Tagen im engsten Vertrauen einander zugeflüstert; von vielen Seiten erhielt er Nachrichten von großen, wenn gleich bis jetzt noch geheim gehaltenen Zurüstungen und Verbindungen, zum gewaltigen Kampf. Neues, frisches Jugendleben durchglühte

dabei seine Brust, seine Phantasie erfüllte sich mit Bildern von einem glorreichen thatenvollen Daseyn, das ihm nun bald aufgehen solle, und so wie nur die Morgenstunde schlug, in welcher Emilie ihm sichtbar werden konnte, eilte er zu der Geliebten, seine freudigen Erwartungen ihr mitzutheilen. Sein gestriger Unmuth blieb vergessen, wie seine gestrigen Pläne, an deren Ausführung für jetzt ohnehin nicht mehr zu denken war.

Weit früher als gewöhnlich, fand er Emilien völlig angekleidet, in voller Arbeit vor einem Tische, auf welchem seidne Stoffe, Flor, Flittern, Perlen, Stickereien, Theaterschmuck aller Art, hoch aufgethürmt durcheinander lagen. Drei der widerwärtigsten Theaterkreaturen, die Ferdinand nie zuvor bei Emilien gesehen, waren ihr zur Seite, in ernster tiefer Beschäftigung mit allen diesen Herrlichkeiten.

«Willkommen zur guten Stunde!» rief Emilie ihrem Freunde entgegen, so wie sie seiner ansichtig wurde. «Sie kommen recht erwünscht, um uns mit Ihrem anerkannt feinen Geschmack in einer wichtigen Angelegenheit beizustehen. Donna Diana braucht ein verführerisches Negligee, wir

haben einen eigenliebigen stolzen Prinzen zu besiegen, wenigstens gilt Don Cesar für einen solchen, und das ist kein kleines Unternehmen; da darf nichts Gemeines, nichts Unächtes erscheinen, nichts, das nicht mit erprobtem Schönheitssinn angeordnet wäre.»

Die drei Theaterdamen unterließen bei diesen Worten nicht, Emilien mit einem Schwalle der allertrivialsten Schmeicheleien zu überhäufen, und steigerten dadurch Ferdinand's unmuthigen Widerwillen fast bis zum Unerträglichen. Er trat seitwärts in das entfernteste Fenster des Zimmers, und auf ein Zeichen, das er ihr gab, eilte Emilie sogleich zu ihm hin.

In aller Kürze theilte er hier in wenigen geflügelten Worten der Geliebten mit, welche an Gewißheit grenzende Hoffnung einer nahen, alles bis jetzt ertragene Unheil ausgleichenden Zukunft ihm aufgegangen war, seit er sie nicht gesehen. Seine Wange glühte, sein Auge flammte, er drückte Emiliens Hand auf sein in stolzer Freudigkeit hoch schlagendes Herz, während er, leise flüsternd, ihr es recht lebendig darzustellen suchte, welch ein Glück es sey, den Tag noch zu

erleben, an dem die Völker aufstehen würden, um die lange getragene Schmach von sich abzuwälzen; wie herrlich es sey, mit in die Reihe der Kämpfer einzutreten, und Glück und Leben, Hab und Gut, an die Erreichung eines großen, allen gemeinsamen Zweckes zu setzen. Emilie hing mit leuchtenden Blicken an dem Ausdruck seines Gesichts. Nie glaubte sie ihn schöner gesehen zu haben, als in diesem Augenblick. Aehnlich einem Helden des Alterthums stand er vor ihr, von Muth und Thatendurst beseelt und gehoben.

Doch sie hatte ihn nur gehört, nur gesehen, aber nicht verstanden, denn ihr Sinn war noch an das, was an ihrem Arbeitstisch vorging, gefesselt. Sie hatte nur vernommen, daß er ein freudiges Ereigniß ihr verkünde.

«Freut es dich, Liebster? nun so freut es mich auch,» erwiederte sie daher ganz fröhlich, als er aufgehört hatte zu reden. Ferdinand blickte voll Erstaunen sie an. «Aber nun, bitte, bitte, nun laß mich zurück,» setzte sie noch hinzu, indem sie von ihm sich los machte, «laß mich an meine Donna Diana denken, das ist vor der Hand das Nothwendigste.»

Ferdinand sah mit einem seltsamen Gefühle ihr nach, wie sie im Nu wieder mitten in Diskussionen über die Auswahl unter mehreren Farben sich einließ, Drapperien, Federbüsche und Kostüme abhandelte. Bruchstücke aus Rollen, Parodien und Theatergeschichten mischten sich im buntesten Wirbel in ihre Unterhaltung mit den drei Damen. Ferdinand hielt es für das Beste, sich zu entfernen, um am nächsten Tage wieder zu kommen.

Doch leider fand er am andern Morgen alles genau so, wie er Tags vorher es verlassen, dieselbe frivole Beschäftigung und die nämliche unleidliche Gesellschaft, durch einige elegante Nähjungfern vermehrt. Emilie war noch heiterer, als am vorhergehenden Morgen, denn ihre Arbeit schien ihr zu gelingen. Scherze, lustige Anspielungen, witzige Einfälle folgten einander mit Blitzesschnelle, sie war wirklich in dem Moment höchst reizend, Ferdinand fühlte das wohl, der neue Zauber, den sie um sich her zu verbreiten wußte, verfehlte nicht, ihn zu ergreifen, aber er hatte dennoch keine Freude an diesem ihm ungewohnten Treiben, bei dem ihm eigentlich recht

unheimlich ward, fast wie sonst, wenn Wallers Gegenwart ihn drückte.

«Wird das Alles noch lange währen?» fragte er endlich.

«Damit ist es, wie mit der Höhe des Berges Sinai, man weiß es nicht,» rief lachend Emilie, warf ihm einen Kuß zu, indem er, seines Unmuthes nicht länger Meister bleibend, zum Fortgehen sich anschickte, machte aber nicht den kleinsten Versuch, ihn zum Dableiben zu bewegen.

War das Emilie! sprach Ferdinand zu sich selbst, als er von ihr ging in diesen Tagen, in denen die Morgenhelle einer großen kommenden Zeit meine ganze Seele durchleuchtet, beschäftigen sie Putz und Tand so ausschließend, daß keine Stunde ihr bleibt, um mich zu hören, wenn ich mein von großen Empfindungen und Gedanken überströmendes Herz vor ihr ausschütten möchte! Er erinnerte sich, wie sie noch vor Kurzem ihm zuweilen verbot zu kommen, weil sie ihre Rollen lernen müsse, und dennoch ihn schalt, wenn er dem Verbote Gehorsam leistete, und wie sie ihm gestanden, daß sie sich gewöhne, drei Stunden früher als sonst dem Schlafe zu entsagen, um nur

die Abende, an denen sie nicht auf der Bühne erscheinen mußte, ihm frei zu erhalten; er gedachte alles dessen, wie etwas lange Vergangenen, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Treue innige Liebe und ernste Beschäftigung mit Vorbereitungen für eine noch ernstere Zukunft, ließen indessen den in ihm aufkeimenden Unmuth nicht festere Wurzeln schlagen. Nicht sowohl die Vernachlässigung seiner selbst hatte ihm wehe gethan, sondern vielmehr die Kälte, mit der Emilie über das, was in diesem Moment ihm das Wichtigste schien, verwundete sein Gemüth am empfindlichsten. Er begriff nicht, wie ein wahrhaft großes Herz, selbst in einer weiblichen Brust, kalt bleiben könne, sobald es der Befreiung des Vaterlandes von fremden schimpflichen Ketten galt, und eilte, sich in einen Strudel von Arbeiten zu stürzen, um nur nicht ferner darüber nachdenken zu müssen. Er fing an, emsiger als je, seine eigenen Angelegenheiten noch vor dem Ausbruche eines Kriegs zu ordnen, dessen Dauer nicht vorher berechnet werden konnte, und einige kleine Reisen in die nächsten Umgebungen der Residenz, die er deshalb unternehmen mußte, verhinderten ihn mehrere Tage

lang Emilien zu sehen. Dieses Entbehren konnte nicht verfehlen, die Sehnsucht nach ihr von Neuem in ihm zu erwecken, jedes Gefühl des Unmuths entschlummerte in seiner Brust, als er heimkehrend die Thürme der Residenz wieder von fern erblickte. Er erinnerte sich, daß eben am heutigen Abende eine zwischen ihm und Emilien oft besprochene Darstellung des Tasso gegeben werden solle, in welcher sie neben einem fremden Schauspieler von bedeutendem Rufe als Prinzessin auftreten werde, und er wandte alles an, um wenigstens früh genug anzulangen, damit er diesem Triumph der Geliebten noch beiwohnen könne. Unerachtet der möglichsten Eile war es indessen doch spät geworden, der erste Akt des Meisterwerks war vorüber, der zweite angefangen, als Ferdinand das Schauspielhaus betrat; alle Logen waren bis zum Erdrücken von einer schaulustigen Menge gefüllt, die hauptsächlich der Wunsch herbeigezogen hatte, den berühmten Gastspieler zu sehen; und Ferdinand, bei der Unmöglichkeit, bis zu seinem gewohnten Platze zu gelangen, blieb ganz Auge und Ohr, in einer der vom Theater entferntesten Logen stehen. Jetzt begann der dritte Auf-

zug und jetzt erst erblickte Ferdinand Emilien. Ihre melodische Stimme, ihre glänzende Schönheit, die unnachahmliche Kunst, mit der sie die harmoniereiche Sprache des Dichters sich anzueignen wußte, riß alles zum rauschendsten Beifall hin. Entzückt, begeistert hing Ferdinands Auge an der Geliebten; doch von ungefähr streifte es an dem Platze vorüber, den er gewöhnlich einzunehmen pflegte, ein Fremder von hoher schöner Gestalt stand, über Alle hervorragend, fast isolirt an demselben und Ferdinand glaubte sogar zu sehen, wie Emiliens Blicke diesen einigemal aufzusuchen schienen. Vergebens flüsterte sein guter Genius ihm zu, sie sucht dich an der gewohnten Stelle, der alte Unmuth erwachte wieder, begleitet von einem eigenen vorahnenden Gefühle, das immer lauter ward, je öfter er den Fremden mit seinen Blicken aufsuchte; und als endlich Tasso auftrat, die schöne Zauberwelt in seinem Gemüthe bejammernd, von der er wähnte, daß sie jetzt vor seinem klar gewordenen Sinn in nichts sich auflöse, als er mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes ausrief:

Auch sie! auch sie! Entschuldige sie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch sie! auch sie!

da ertrug Ferdinand es nicht länger. Noch einmal blickte er zu dem Fremden hin; weit, weit vor ihm, ihr ganz nahe, stand jener im hellsten Lichte des Prosceniums; eine kalte Hand preßte Ferdinanden das Herz zusammen, indem er die Dunkelheit bemerkte, die ihn selbst umgab, ihm wurde, als sey er von nun an ihr nicht minder fern, als alle die Uebrigen um ihn her; er eilte fort; die Sterne, die Bäume, alles was er erblickte, schien mit Klagetönen ihm zuzurufen: Auch sie! Auch sie!

Die Stille der Nacht beschwichtigte endlich den Sturm in seinem Gemüthe, sein besseres Selbst erwachte, und lehrte ihn, sich eines im Grunde lächerlichen, eigentlich auf Nichts fußenden Anfalles von Eifersucht zu schämen. Er gelobte sich selbst, in Zukunft duldsamer gegen die Geliebte zu seyn, deren Stellung in der Welt es ihr zur Pflicht machte, Allen gefallen, Alle bezaubern zu wollen. So früh er am andern Mores konnte, eilte er zu Emilien, um ein Unrecht ihr abzubitten, von dem sie nicht einmal wußte, daß er sich dessen schuldig gemacht habe. Im

Vorzimmer eilte Nanny, Emiliens Kammermädchen, weinend an ihm vorüber, ohne ihm Rede stehen zu wollen; Ferdinand begann schon ein Unheil zu ahnen, das die Geliebte betroffen, und zwiefaches Schrecken ergriffen ihn, als er die Thüre ihres Wohnzimmers öffnete, und sie bleich, entstellt, allem Anscheine nach krank, auf dem Sopha liegen sah.

Ehe er noch eine Frage an sie wagte, wollte er selbst hinweg eilen, um den Arzt herbei zu holen, doch Emilie rief ihn zurück.

«Ich bin nicht krank,» sprach sie, «nur verstimmt, nur verdrießlich, nur ärgerlich zum Sterben, und habe wahrlich auch Grund dazu. Aergeres, wie mir, ist noch keinem widerfahren! Du selbst warst Zeuge, mit welcher Sorgfalt ich meinen Anzug für die Donna Diana vorbereitete, auch war es mir gelungen, das eleganteste, kleidsamste und dabei doch recht fürstlich-würdigste Negligee, für die so schwierige Scene in der Laube zu ersinnen. Ich wollte, du hättest mich darin gesehen, als ich es anversuchte! und nun, Ferdinand, denke dir mein Entsetzen! Daß ich fähig war, weiter zu spielen, ist der höchste Be-

weis meines Talents, den ich bis jetzt noch abgelegt habe; denke dir, Geliebtester, wie mir ward, als gestern die unerträgliche Kramer, als Leonore Sanvitale, mir in der ersten Gartenscene genau so gekleidet entgegen tritt, wie ich nächstens in der Donna Diana es seyn wollte. Die kleine la Croix, der ich das Kleid zu nähen gab, hat mich verrathen, sie soll es entgelten und Nanny auch, die mit im Komplotte war — — —»

«Emilie!» unterbrach sie Ferdinand mit einem ganz seltsamen Tone.

«Sey ruhig,» sprach Emilie weiter, «die Kramer triumphirt nicht. Ein Gott hat es mir eingegeben, ich zerschneide meinen neuen türkischen Shawl; ich bin mit mir selbst schon im Klaren, die zweite Erfindung des Gewandes soll an Eleganz die erste bei weitem übertreffen; aber verdrießlich bleibt diese Geschichte denn doch.»

«Welcher Theater-Dämon hat denn in dieser Zeit allen Unfug, der je zwischen den Kulissen ausgebrütet worden, über dich ergossen, und dich fast bis zum Unkenntlichen deinem Freunde entstellt!» nahm mit mächtiger Stimme jetzt Ferdinand das Wort. Er fühlte sich um so erzürnter,

und auch betrübter, je kleinlicher und unbedeutender der ganze Vorfall ihm erschien, der Emilien ausser sich gesetzt hatte.

«Ich bitte dich,» erwiederte ziemlich empfindlich Emilie, die noch immer in einer etwas aufgeregten Stimmung sich befand, «ich bitte dich, unternimm es nicht, über ein Gefühl absprechen zu wollen, von dem du keinen Begriff haben kannst. Du kannst es unmöglich fassen, wie viel mir daran liegen muß, den ersten günstigen Eindruck mir zu bewahren, und das Feld zu behaupten. Die Kramer ist hübsch, ist eine ganz neue Erscheinung, die Gunst des Publikums etwas sehr Wankelmüthiges; wie nothwendig aber diese Gunst meiner Kunst und folglich auch meinem Leben ist, das kann ich dir freilich nicht deutlich machen.»

Es war zum erstenmale, daß Emilie es aussprach, wie bei aller Liebe, die sie für Ferdinand im Herzen trug, sie sich dennoch als ein von ihm getrenntes Wesen betrachte, sobald er dem gegenüberstand, was ihre Kunst von ihr erheischte. Es verletzte ihn tief, aber er wußte in ihrer Gegenwart dieses zu verbergen, und als er von ihr wieder entfernt war, brachte ein mit gewinnender Zartheit sie

entschuldigendes Liebe athmendes Briefchen von ihrer Hand, ihm bald das gewohnte Gleichgewicht wieder. Aber es zerstörte nicht zugleich die ihm immer deutlicher werdende Ueberzeugung, daß Emiliens Kunst seiner Liebe ein weit gefährlicherer Nebenbuhler sey, als alle Waller's der Welt. Der Wahn, als könne Emilie ungestraft ihr Daseyn zwischen ihrer Liebe und ihrer Kunst theilen, löste sich immer mehr vor seinem, durch die letzten Erfahrungen klarer gewordenen Blick, in ein schönes aber trügerisches Nebelgebilde auf; und immer deutlicher ward es ihm, daß sie den Versuch aufgeben müsse, ihrer beider Existenz auf so traurige Weise zerstückeln zu wollen.

Weniger leidenschaftlich, aber fester und bestimmter, als an jenem Abende, da er im wilden Wahnsinn der Verzweiflung zu Emiliens Füßen sank, fühlte er in seinem Herzen die klare Ueberzeugung, daß sie, durch gesetzliche Bande ihm vereint, auch vor den Augen der Welt Leid und Freude, Ehre und Namen mit ihm theilen müsse, wenn nicht er sowohl als auch sie am Ende in Zwiespalt und Unsicherheit untergehen sollten. Er verbarg sich die Größe des Opfers nicht, das

Emilie ihm bringen mußte, indem sie den ganzen Zweck ihres bisherigen Strebens hingab. Ihm selbst that das Herz weh, wenn er es sich dachte, wie er hinfort dem Glück entsagen müsse, seine schöne Geliebte in der blendenden Glorie ihrer Kunst mit dem Bewußtseyn zu sehen, daß sie doch nur ihm allein angehöre. Aber in der Tiefe seines Gemüthes erhob sich laut und dringend die Stimme der Nothwendigkeit, und er beschloß, alles daran zu setzen, um Emilien seinen jetzigen Ansichten zu gewinnen, und dadurch ihr, wie sich selbst, ein durch keine Halbheit getrübtes Daseyn zu sichern.

Er nahm sich vor, das, was er einmal beschlossen, rasch und besonnen auszuführen, und die erste dazu schickliche Stunde zu benutzen, um der Geliebten das Wiederaufleben seines ihm früher verweigerten Wunsches an das Herz zu legen, von allen Gründen unterstützt, die seine Liebe wie sein Verstand ihm eingeben konnten. Doch Zufälligkeiten, die sich nicht im Voraus berechnen ließen, verhinderten ihn mehrere Tage lang, diesen Entschluß in's Werk zu stellen.

Eine Stille war jetzt in das öffentliche Leben

getreten, ähnlich der, welche kurz vor dem Ausbruche des Sturms die Wogen ebnet; der kundige Schiffer erkennt und benutzt sie zu Vorbereitungen gegen das nahende Unheil. Bei dem tiefsten Ernst im Herzen, zeigte jedermann ein völlig unbefangenes Gesicht. Hof und Stadt belebten glänzende Feste, zu denen die Vermählung einer Prinzessin des regierenden Hofes die nächste Veranlassung lieh. Eine Menge, durch Rang, Ansehen, oder einem ihnen vorangegangenen bedeutenden Ruf ausgezeichneter Fremden, schien der Zufall nur darum in der Residenz vereinigt zu haben, um dem geselligen Treiben neues Leben zu verleihen. Ferdinand's Verhältnisse erlaubten ihm nicht, sich bei dieser Gelegenheit in Dunkelheit zurückzuziehen, auch wollte er dieses nicht zu einer Zeit, in welcher oft, mitten im anscheinend lustigen Gewühle, ein ernster tiefer auf das zunächst Bevorstehende Bezug habender Sinn, ihm gerade da entgegen trat, wo er dieses am wenigsten vermuthet hatte.

Unter allen den mannichfaltigen neuen Gestalten, die dem Auge des Beobachters sich entgegen drängten, ragte eine einzige, gleich einem

kolossalen Riesenbilde, über alle übrige hoch empor; eine Erscheinung, die sowohl durch persönliche Vorzüge, als durch tausend auffallende Sonderbarkeiten die Augen auf sich ziehen mußte, und es sichtbarlich auch wollte. Es war Graf Felix Colotinsky, der Sohn eines ehemaligen polnischen Magnaten, von unermeßlichem Reichthum. Von Jugend auf hatte er meistens auf Reisen gelebt; Monate, beinahe Jahre lang, war er zuweilen in Städten geblieben, wo er bei seiner Ankunft nur wenige Stunden hatte verweilen wollen; an andern Orten reis'te er oft in dem Augenblicke wieder ab, in welchem eine mit Mühe und bedeutendem Aufwande auf lange Zeit für ihn eingerichtete Wohnung zu seinem Empfange fertig geworden war. Ein sehr wechselnder Ruf ging überall ihm voran; bald nannte das Gerücht ihn einen ausgemachten Narren, bald erhob es ihn zum Halbgott; bald galt er für enthusiastisch und sentimental, bald schien er mit Allem, sogar dem Heiligsten, ein freches übermüthiges Spiel treiben zu wollen, von dem man sich schaudernd abwenden mußte.

So stand dieser seltsame Mensch unverstan-

den, ungeliebt, aber dennoch allein herrschend, in jedem Kreise, den er um sich zusammen zog; er vereinte die seltsamste Mischung von einander widerstrebenden Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften. Ob er dem reifen Mannesalter sich nähere, oder noch in der Blüthe der Jugend stehe, war schwer zu entscheiden: aus dem dunkeln rollenden Feuerauge blitzte oft ächt jugendliches Verlangen unter den scharf gezogenen, etwas tiefen Augenbogen, und doch schien der durchdringende Blick auf mannichfaltige große Erfahrungen zu deuten. Der fast gewaltsam geschlossene, fein geschweifte Mund, trug den Ausdruck glücklich besiegter, aber heftiger Schmerzen; und doch umspielte ihn oft kaltes, seltsames, beinahe ironisches Lächeln. Sein Gliederbau war groß und gewaltig, fast athletisch zu nennen, aber eine ihm eigene Anmuth und Grazie begleitete jede seiner Bewegungen. Er wäre in den glänzendsten Frauenkreisen als unbestrittener Sieger aufgetreten, hätte der Stolze nicht zu deutlich merken lassen, daß er solche Siege verschmähe, die ihm leicht werden zu wollen schienen.

Uebrigens war das Aufsehen, das er überall

erregte, ihm augenscheinlich ein wahres Bedürfniß; alles um ihn und an ihm war darauf berechnet, die prächtig gekleidete zahlreiche Dienerschaft, die mit fast orientalischer Pracht ihn umgab, die Menge glänzender Equipagen, schöner Pferde und Hunde. Auch unternahm er selbst mancherlei, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; er fuhr im Luftballon den Sternen zu, oder rutschte auch auf einer Draisine mühselig einher; kaufte Kostbarkeiten, die er im nächsten Moment an ihm ganz gleichgültige Personen verschenkte, und beging tausend Thorheiten. Die ihm angeborne edlere Natur hielt ihn aber stets fern von allem Gemeinen, vielleicht ohne daß er sich dessen bewußt war; er hatte sogar Augenblicke, in denen sein Geist so klar, so göttergleich über eine Alltagswelt sich erhob, daß selbst die, welche ihm am wenigsten wohl wollten, ihm bewundernd huldigen mußten.

Ferdinand hatte diese auffallende Gestalt in der Gesellschaft zwar bemerkt, wie das denn auch nicht anders seyn konnte, aber er war ihr fast geflissentlich ausgewichen. Auf den ersten Anblick hatte er in dem Grafen jenen Fremden wieder

erkannt, den er bei der Vorstellung des Tasso an seinem Platz erblickt, und der schon damals einen unheimlichen, widerwärtigen Eindruck auf ihn machte. Die Erinnerung an jenen Abend, die Besorgniß, daß Colotinsky als Pole sich wahrscheinlich auf die Seite des allgemeinen Feindes hinneige, und sogar durch heimliches Auskundschaften der guten Sache gefährlich werden könne, eigneten sich nicht dazu, diesen ersten Eindruck zu mildern. Und nun mußte er an dem ersten freien Abende, den es seit langer Zeit ihm gelang, bei Emilien zuzubringen, denselben Mann, den er so absichtlich vermieden, bei der Geliebten treffen; und zwar auf dem Fuß eines alten Bekannten, der nicht gesonnen schien, einem Andern so bald zu weichen.

Ein stechender Schmerz benahm ihm bei Colotinsky's Anblick Luft und Athem; ein dumpfes peinigendes Gefühl, wie von einem großen Unrecht, das ihm geschehen sey, hemmte ihm die Sprache und raubte ihm die sonst ihm eigene Geistesgegenwart. In seltsamer Bewußtlosigkeit begrüßte er Emilien und den Grafen, und setzte sich neben beide hin, ohne jedoch an ihrer wirk-

lich geistreichen Unterhaltung den mindesten Antheil zu bezeigen. Ohne alle Weigerung folgte er endlich dem Allbewunderten, als dieser aufstand, und Ferdinanden daran erinnerte, daß es Zeit sey, sich auf das Schloß zu begeben, wohin sie beide zur Abendtafel geladen waren.

Nach einer in dumpfem Unmuth über sich selbst durchwachten Nacht, ging Ferdinand am folgenden Morgen hinaus, um im Frühlingssonnenschein unter eben knospenden Bäumen, sich einigermaßen zu erholen und zu beruhigen. Eine Menge festlich geputzter Leute, die an ihm vorüber eilten, erinnerten ihn durch ihren Anblick, daß er gestern von einer, für diesen Morgen bestimmten Lustbarkeit gehört habe, nur hatte er völlig vergessen, von welcher Art diese seyn und an welchem Orte sie statt haben solle. In dem Augenblicke rauschten ein Paar Dienstmädchen mit einem halberwachsenen Knaben an ihm vorüber.

«Mach' fort, Fritz,» sprach das eine der Mädchen, wir kommen sonst zu spät und kriegen nichts mehr zu sehen.»

«Ach was! damit hat's keine Noth,» antwortete der Knabe, «die Mamsell Lichtfeld ist noch

nicht da, und eher darf kein Pferdeschwanz aus dem Stalle. Der polnische Graf hat das seinen Leuten wohl zehnmal selbst anbefohlen, der Herr Stalljunge mit der bunten Jacke hat es mir gesagt, und der muß es ja am besten wissen.»

«Ach ich möchte wohl so eine Mamsell seyn, die die vielen Pferde so in Trab setzen kann, wenn sie will!» setzte der Knabe hinzu.

«Und die vielen Grafen dazu,» lachte das Mädchen, indem sie vorwärts eilten.

Empört im tiefsten Grunde der Seele, eilte Ferdinand jetzt ebenfalls weiter, denn plötzlich war er es sich deutlich bewußt worden, daß an diesem Morgen ein Pferderennen nach englischer Art statt finden solle, an welchem der reiche Pole den bedeutendsten Antheil nehmen mußte, indem niemand schönere Pferde besaß als er. Auch flogen in dem Augenblicke, da er an dem zum Wettrennen bestimmten Platze anlangte, einige wunderschöne englische Renner an ihm vorüber, die er sogleich für das Eigenthum desselben erkannte. Zu jeder andern Zeit würde das Schauspiel, das hier bereitet war, ihn sehr angezogen haben, doch diesesmal suchte sein Auge unter der Menge von

Zuschauern nur die Geliebte, und fand sie auch bald an der Seite einer ihrer Bekanntinnen, in einem der vielen Wagen, die angefüllt mit Damen an einer Stelle hielten, wo man alles bequem übersehen konnte. Graf Colotinsky hielt unfern Emilien auf einem prächtigen wildschnaubenden Araber, er nahte sich ihr von Zeit zu Zeit, um ihr ein paar Worte zu sagen, während ihr strahlendes Auge an dem lebensreichen, flüchtig-schönem Schauspiele mit unverhehlter Freude hing, und den pfeilschnell an ihr vorüber eilenden herrlichen Thieren, mit einer Art von Begeisterung folgte.

Ferdinand wandte den Blick jetzt seinen eigenen nächsten Umgebungen zu, und fand sich mitten unter Freunden und Bekannten, von denen aber kein einziger ihn anredete; Vieler Blicke waren fest auf Emilien gerichtet.

„Qui va à la chasse perd sa place! garde à vous, mon cher!“ schnarrte endlich ein alter Wüstling, unter überlautem frechen Gelächter ihm entgegen. Ferdinand fuhr zusammen, faßte sich aber bald wieder, grüßte verbindlich die ihm zunächst Stehenden und ging dann, da das Rennen

eben beendigt war, mit erzwungener Fassung auf Emilien zu.

«Ich darf doch diesen leeren Platz einnehmen?» fragte er, indem er, ohne die Antwort abzuwarten, oder die Equipage und die Livree der zu ihr gehörenden Dienerschaft zu betrachten, den Schlag des Wagens öffnete, und sich den beiden Damen gegenüber setzte. «Nach Hause doch wohl?» fragte er nochmals, und rief auch sogleich dem Kutscher zu, «nach Hause, vorwärts! fort!»

Die Pferde zogen an, doch im nämlichen Augenblick hielt auch der polnische Graf neben Emilien, der in einiger Entfernung mit einem Bekannten im Gespräch gewesen war. Er legte die Hand auf den Schlag, Ferdinand's Auge folgte dieser Bewegung und erkannte nun zu seinem nicht geringen Schrecken Colotinsky's Wappen auf demselben.

«Dank Ihnen, Graf Hochburg,» hob dieser jetzt, seltsam lächelnd, an, daß Sie selbst meine Unart gut machen wollen; ich sah sie zu Fuß, und zögerte, unsere schöne Freundin um die Er=

laubniß zu ersuchen, Ihnen diesen Platz anbieten zu dürfen.»

Eine wahrscheinlich beleidigende Antwort, auf diese ziemlich ironische Anrede, schien in diesem Augenblicke auf Ferdinand's Lippe zu schweben; doch Emilie bemächtigte sich mit vieler Geistesgegenwart des Gesprächs, und wußte, während des kurzen Wegs bis zu ihrem Hause, die beiden wild erregten Gemüther so zu beherrschen, daß die äussere Ruhe durch nichts unterbrochen ward. An der Thüre ihrer Wohnung schwang Colotinsky sich vom Pferde, und machte Miene, sie mit ritterlicher Galanterie bis an ihr Zimmer führen zu wollen; doch sie verbat dieses sehr ernstlich, und nahm von ihren beiden Begleitern Abschied, denn sie wagte nicht, mit Ferdinanden hier eine Ausnahme machen zu wollen, von der sie gewiß war, daß Colotinsky nicht ermangeln würde, sie auch auf sich ebenfalls auszudehnen.

Ferdinand und der Pole trennten sich gleich darauf mit kalter Höflichkeit, und jeder von ihnen ging allein seinen Weg; Ferdinand in der gewissen Ueberzeugung, in der nächsten Stunde eine Aus-

forderung zu erhalten. Er war es sich bewußt, Colotinsky beleidigt zu haben, und rechnete dessen bisheriges höfliches Betragen seinem feinen Takte zu, der ihm als einem Mann von Welt nicht erlauben konnte, in Gegenwart einer Dame diese Beleidigung zu rügen. Er zweifelte indessen nicht daran, daß dieses schonende Benehmen jetzt sehr bald einer rascheren Handlungsweise weichen dürfte. Doch der Tag verging, ohne daß etwas von dem, was Ferdinand erwartete, erfolgt wäre. Der Abend kam heran, mit ihm die Zeit, in der er für das letzte und glänzendste der durch die fürstliche Vermählung herbei geführten Hoffeste sich ankleiden mußte, und abermals war ein Tag vorüber, an welchem Ferdinand's wild aufgeregtes Gemüth ihn davon abgehalten hatte, sich wie sonst der noch immer innig Geliebten mit herzlicher Offenheit zu nahen.

Das Fest dieses Abends bestand in einem glänzenden Maskenball am Hofe, zu welchem die Einladungen nur mit großer Auswahl vertheilt worden waren. Die den Tanzsal umgebende Gallerie, war für Zuschauer aus den höheren Ständen eingerichtet, auch Emilie hatte Billette zu

dieser erhalten, und einen ziemlich in die Augen fallenden Platz eingenommen, von dem sie ernsten Blickes in das unter ihr wogende glänzende Getümmel hinabschaute. Die mannigfaltigen Gruppen, scheinbar aus allen Völkern der Erde in ihrer auffallendsten Nationaltracht zusammen gebracht, die hier ganz ungesucht in malerischen Stellungen sich bildeten, mußten den Beobachtungsgeist der Künstlerin erregen und befriedigen. Mit wahrer Freude bewunderte sie die vielen schönen, prächtig gekleideten Frauen, und den gebildeten Geschmack, mit dem jede die ihr vorgeschriebene Tracht ihrer Individualität anzupassen, und selbst dem scheinbar Unkleidsamen, Anmuth und Würde zu verleihen gewußt hatte. Doch endlich nahm eine einzelne, seltsame Erscheinung ihre Aufmerksamkeit ausschließend in Anspruch.

Ein prächtig gekleideter indianischer Zauberer bewegte sich durch die ihn umgebende Menge, und diese ganze feenartige Welt schien in dem Augenblicke nur durch die Gewalt seines mächtigen Stabes hervorgerufen und geordnet zu seyn, so sicher, so treu in Haltung und Ausdruck, wußte er die Rolle, die er sich gewählt, aufzufassen und

durchzuführen. Es war Colotinsky, darüber blieb kein Zweifel möglich. Jetzt trat er mit der schönen Fürstenbraut in die glänzenden Reihen, um mit ihr den phantastischen Tanz seines Volkes, den Masureck, anzuführen. Immer seiner Rolle getreu bleibend, flog er mit dämonischer Gewandtheit, gleich einem Wesen aus andern Sphären, um das den süßen Träumen der Kindheit sich eben entwindende, anmuthige Wesen. Die schüchterne und doch würdevolle Haltung der jungen Prinzessin bildete mit den kühnen, fremdartigen und dennoch graziösen Wendungen ihres fast kolossalen Tänzers einen auffallenden, aber sehr reizenden Kontrast.

Mit der Begeisterung einer Künstlerin, vor deren Augen ein ausgezeichnetes Kunstwerk sich entfaltet, sah Emilie dem lebensvollen Schauspiele zu, ohne den Blick davon abzuwenden. Jetzt aber war der Tanz beendet und jetzt erst wurde sie Ferdinanden gewahr. Ohne alle Theilnahme an dem, was um ihn her vorging, stand er unten im Saal, an eine Säule gelehnt, ihr gegenüber; sie glaubte fast schmerzlich es zu fühlen, wie ernst-trübe sein durchdringender Blick

an ihr haftete. Die schöne Tempelherren-Kleidung, die er sich erwählt hatte, gab seinem ganzen Wesen etwas ungewohnt Kräftiges und Entschiedenes; mit beinahe richtendem Ernste stand er in der edeln farblosen Tracht, mitten in der bunt ihn umfluthenden, flimmernden Menge.

Zum erstenmal that sein Anblick Emilien nicht wohl; sowohl heut, als alle die zunächst vergangenen Tage hatte sie vergeblich auf eine einsame trauliche Stunde mit ihm gehofft, die alles schlichten und jedes mögliche Mißverstehen beseitigen sollte. Jetzt, da sie ihm so nah und doch auch so fern sich sah, überschlich eine eigene traurige Beklemmung ihr Gemüth; alle Freude, die sie bis jetzt an dem fröhlichen Gewühle gefunden, schwand plötzlich dahin, der Glanz der Kronleuchter verwundete ihr Auge mit stechendem Schmerz, die Musik weckte in ihr eine quälende Unruh, und so entschloß sie sich plötzlich, sich nach Hause zu begeben, obgleich es noch sehr früh, und die Lust eben erst im Beginnen war.

Ferdinand sah sie fortgehen, und ein unwiderstehlicher Trieb, ihr zu folgen, bemächtigte sich seiner; auch er war bedrückt und trübe; ihm

war, als habe er ein Unrecht ihr abzubitten, und die Sehnsucht, dieses sogleich thun zu dürfen, ließ ihm keinen Augenblick Rast und Ruh. Bis zu der bald nach Mitternacht angesetzten Abendtafel, bei der er nicht wohl fehlen durfte, war es noch über zwei Stunden hin; und da die Gesellschaft durch mehrere Säle und Zimmer sich verstreute, so durfte er erwarten, von niemanden vermißt zu werden. Er konnte den Gedanken, sich zu Emilien zu schleichen, unmöglich aufgeben, da er ihn einmal aufgefaßt hatte, und es gelang ihm endlich, ihn glücklich auszuführen. Freilich kostete es einige Müh', eh' er durch eine Menge von Masken sich durchwinden konnte, die ihn mit ihren, zum Theil albernen Späßen verfolgten und aufhielten; doch endlich war auch dieses überwunden; in seinen großen Mantel gehüllt, saß er in dem ersten besten Fiaker, den er vor dem Schlosse gefunden, und blickte bald darauf zu den hell erleuchteten Fenstern der Geliebten hoffend hinauf.

Leise schlich er die Treppe hinan, leise öffnete er die Thüre zu Emiliens Wohnzimmer. Er sah sie an ihrem gewohnten Platz auf dem

Sopha sitzend, und ihr gegenüber, schön wie ein Halbgott, in der fremden, seinen hohen edlen Wuchs malerisch bezeichnenden Tracht, saß Felix Colotinsky. Gleich einem Starrsüchtigen blieb Ferdinand auf der Schwelle des Zimmers stehen.

Frei und gewandt wie ein Weltmann, mit rascher Offenheit, wie einer, der weder Furcht noch Berücksichtigungen kennt, trat Colotinsky dem Regungslosen entgegen.

«Ich sehe,» sprach er verbindlich in Ton und Anstand, «ich sehe mit Freuden, daß das nämliche Gefühl den Grafen Hochburg hierher zieht, welches auch mich in diesen ächten Zauberkreis bannte, vor dessen Wundern meine arme Kunst sich neigen muß, wie einst die der ägyptischen Negromanten vor Moses und Aaron. Ich sehnte mich, wie sie wahrscheinlich auch, jenem unseligen, ermüdenden Haschen nach Geist dort drüben auf einige Minuten zu entfliehen, um hier sicher zu finden, was dort vergebens gesucht wird; und nun wir zu Zweien sind, werden wir unserer schönen Freundin um so leichter die Erlaubniß abdringen können, hier ein wenig verweilen zu dürfen. Es thut mir unbeschreiblich wohl, ein-

mal wieder rein-geistig verstanden zu werden, gönnen auch Sie mir diese seltene Freude, Graf Hochburg, kommen Sie, seyn Sie einmal recht menschlich-liebenswürdig und gut, wie ich weiß, daß Sie es seyn können. Lassen Sie uns in diesem seltenen Zusammentreffen die Welt, und ihre schreienden Extreme eine kleine Weile vergessen.»

Unter diesen Reden hatte Colotinsky mit sanfter Gewalt den noch immer verstummenden Ferdinand zu Emilien gezogen; ein Blick auf sie erinnerte diesen, wie unmännlich es wäre, unter ihren Augen nur eine Spur des innern Zorns, der rasenden Glut blicken zu lassen, die ihn verzehrten. Er verhielt sich also ruhig und bemühte sich sogar in den Ton einzugehen, den Graf Colotinsky angegeben hatte.

Mehr bedurfte es nicht, um diesen zu veranlassen, seine ganze Liebenswürdigkeit mit aller der schmeichelnden unnachahmlichen Gewandtheit zu entfalten, die den Vornehmeren seines Volkes fast angeboren wird. Er, der an beinahe fürstliche Pracht Gewöhnte, wußte mit der gewinnendsten Grazie sich in Emiliens beschränkte Hausordnung zu fügen, er schmeichelte ihr für sich

und Ferdinanden die Erlaubniß ab, an ihrer kleinen, durch den heutigen Ball ohnehin verspäteten Abendmahlzeit Theil nehmen zu dürfen, und wußte während derselben belehrenden Ernst mit jugendfrischer Fröhlichkeit und auch wohl ein wenig phantastischer Schwärmerei auf das Anmuthigste im Gespräch zu vereinen. Mit dem Anstriche herzlicher unbefangener Offenheit ließ er in seinen Aeusserungen einen, weit über das Gewöhnliche hinausragenden Geist hindurch blicken, und erschien dabei einfach und anspruchslos, wie ein gut geartetes Kind.

Ferdinand fühlte sich in seinem Herzen gezwungen, die gewaltige geistige Ueberlegenheit dieses Mannes anzuerkennen; er hatte diese, nicht ohne Bezug auf Emilien, schon oft dunkel empfunden, obgleich er nie sie sich gestanden, und daß er gerade in dieser Stunde es mußte, erfüllte ihn mit Todesschmerz. Seine Gedanken verwirrten sich, ein bodenloser Abgrund gähnte rings umher ihn an, ihm war, als habe er Emilien nie wirklich gekannt, nur von ihr geträumt; ihm war, als sey er gestorben, und sitze nun, sich selbst bejammernd, neben seiner eigenen Leiche.

Nur einsilbig und verworren vermochte er zu antworten, wenn eben eine Frage an ihn gerichtet ward, und selbst Emiliens liebevolle Besorgniß um ihn, ging nicht minder klanglos an ihm vorüber, als des Polen geistreiche Reden.

Die Wanduhr meldete, daß nur eine Viertelstunde bis Mitternacht noch übrig sey, und: «jetzt ist es Zeit, jetzt müssen wir fort, in jene Hofsphäre wieder hinein,» sprach, von Tische aufstehend, Colotinsky: «gute Nacht, schöne Freundin, eigentlich sollte ich sagen, guten Tag, denn sie haben heute meinem Leben einen neuen Morgen heraufdämmern lassen, einen Frühlingsmorgen, voll Blüthen und Nachtigallen. Mögen die Götter Ihnen dafür eine fröhliche Stunde verleihen, so oft Sie ihrer bedürfen,» setzte er mit plötzlich verändertem bewegten Tone hinzu.

In der Thüre wandte er noch einmal sich um; Ferdinand sah, wie er Emilien mit brennenden Blicken betrachtete, er schauderte zusammen, und wandte sich rasch, um dem Grafen zu folgen.

«Ferdinand!» flüsterte Emilie so leise, so weich, so mit dem Tone inniger Liebe, es zog

ihn zurück mit schmerzender Gewalt. Er stand vor ihr, ihre beiden Hände in den seinen. Schweigend hob sie die schönen glänzenden Augen zu ihm auf, sie wurden trüber und trüber, und flossen endlich von Thränen über. Er hätte eine Welt geben mögen, sich nur diesesmal aussprechen zu können, aber sein böser Genius band ihm die Zunge. Er konnte nichts als ihre Hand an seine Lippen, an seine Augen, an sein stürmendes Herz drücken, und entfernte sich.

Trübe sinnend blieb Emilie jetzt mit sich und dem Gefühle allein, das jeden überfällt, der, sey es geistig oder körperlich, von einem Extreme zum andern geworfen wird. Colotinsky's geistreiche Unterhaltung hatte die Künstlerin mit sich fortgerissen, unwillkührlich war sie mit jener schönen Wärme ihm gefolgt, die wir jedesmal empfinden, wenn uns ein Wesen von hohem geistigen Uebergewicht die Flügel leiht, um über die kleinlichen Qualen des Lebens hinweg, zu ungewohnter Höhe, gleichsam in eine ferne andere Welt uns zu erheben. Ein brennender, ihrem Kunsttalente nah verwandter Hang zum Ungewöhnlichen, lag in ihrer Seele; Colotinsky hatte die-

ſen befriedigt, indem er einen tiefen Blick in das Innerſte ſeines Gemüthes ihr vergönnte; er hatte ihr damit ein weites ungeheures Reich geöffnet, in welchem ſie wähnen mußte, als Herrſcherin gebieten zu können, ſo bald ſie es wollte.

Emilie war gewohnt zu glänzen, zu gefallen, zu gewinnen; doch ein Triumph gleich dieſem, über einen ſo allgemein anerkannten Verächter der Frauen, war ihr noch nicht geworden. Sie glaubte, ohne Vorwurf ſich des Sieges freuen zu dürfen, der ungeſucht ſich ihr geboten; und des Freundes mißmuthige Kälte dabei, fiel um ſo ſchmerzlicher ihr auf, da ſie die Urſache derſelben wohl errieth. Doch die Leichtigkeit, mit der Colotinsky jeden ihrer Gedanken glücklich aufzufaſſen, ſinnreich zu erwiedern verſtand, bemächtigte ſich ihrer unwiderſtehlich. Es war nicht ſowohl das Bewußtſeyn zu gefallen, wovon ſie hingeriſſen wurde, es war vielmehr Freude darüber, vor einem ihrer würdigen Mitſtreiter die Flügel ihres Geiſtes in all' ihrem ſchimmernden Glanze einmal entfalten zu dürfen.

Doch jetzt, da die, dieſem Genuſſe geweihte Stunde entflohen war, jetzt, im Augenblick des

Scheidens, traf das unverkennbare Leiden ihres Freundes ihr Gemüth mit verdoppelter Gewalt. Sie stand im Begriff, jene Seelengröße in das wirkliche Leben zu ziehen, die sie oft auf der Bühne dargestellt; sie wollte den neugewonnenen Siegeskranz dem Geliebten opfern, und unaufgefordert allem entsagen, was fähig war, nur momentan ihn zu betrüben. Sie fühlte es selbst, dieses Opfer war nicht klein; aber sie wollte dem Freunde es bringen, und nun schwieg dieser im ungewöhnlichsten Augenblick, auf fast ganz gewöhnliche Weise; er schwieg, und ging auf eine Art, die sich sehr dazu eignete, sie an ihm irre zu machen.

Nach einer unruhig und trübe durchwachten Nacht war Ferdinand indessen dahin gelangt, in leidlicher Fassung, wenn gleich tief beschämt, die Rolle zu erwägen, die er gestern unter den Augen der Geliebten, dem schönen geistvollen Manne gegenüber, gespielt. Nur der tief eingewurzelte Widerwille, welchen der Pole beim ersten Anblick ihm eingeflößt, konnte in seiner eigenen Ansicht ihm dabei einigermaßen zur Entschuldigung dienen, und doch war dieser Widerwille auch

wieder so schlecht motivirt, daß er ebenfalls wohl einer eigenen Entschuldigung bedurft hätte. Lange ging Ferdinand finster sinnend in seinem Zimmer auf und nieder, bis er den Entschluß faßte, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der alles ausgleichen konnte, den Weg zu seinem Widersacher; er sah in der weiten Welt keinen andern.

Er fand ihn auf einem Ruhebette liegend, mitten unter seltsamen, fremdartig aussehenden Umgebungen. Ueber einem, längs den Wänden sich hinziehenden Chaos von hochaufgethürmten Büchern, Kupferstichen, Landcharten, ragten Käfige und Ruhestängelchen hervor, besetzt mit einer Menge Papageyen und bunter Vögel aller Art; die klugen Gesichter der Papageyen, das Schnarren, Zischen und Krächzen der andern Vögel, schien eine tolle Parodie der zu ihren Füßen aufgehäuften Gelehrsamkeit darbieten zu wollen. Einige Jagdhunde schauten mit klugen ehrlichen Augen in das wunderliche Gewimmel hinein. Aloen, Cactus, phantastisch geformte Pflanzen aller Art füllten die Fenster und zogen sich an den Wänden hinauf. Das Ganze trug den Charakter seltsamer, unheimlicher Unruhe, nur Colotinsky lag,

ruhig um sich herschauend, anscheinend unthätig, und schien in seinem eigenthümlichen Elemente sich zu fühlen.

Bei Ferdinands Eintritt sprang er in die Höhe, ein nur ihm eigenthümlicher Zug schmerzlicher Ironie flog über sein schönes Gesicht, ein fremdklingendes leises Lachen entfuhr ihm, ward aber zum freundlichen Lächeln, während er dem Eintretenden entgegen ging, ihn willkommen hieß und zu einem Sessel geleitete.

«Achill, gib einmal dem Herrn deinen Stuhl,» rief er einem schönen großen Jagdhunde zu: «nehmen Sie ohne Bedenken den Platz ein, Graf Hochburg, ich wette, Sie haben in Ihrem Leben schon schlechtere Vormänner gehabt, als hier dieses ehrliche Hundsgesicht. Nicht wahr? Sie finden, daß es bei mir fast eben so bunt aussieht, wie in der Welt da draußen? Ich liebe das, es erinnert mich, daß ich noch lebe; man vergißt dieses wohl zuweilen, und wird schläfrig, wenn man so einen Tag nach dem andern, und einen wie den andern vorüber ziehen sieht, gleich den Bildern in einer Laterna magica. Als Kind drehte ich diese immer so durcheinander, daß wenigstens

zwei derselben ineinander flossen, das gab doch wenigstens etwas Neues, und jetzt spiele ich für mich allein auf die alte Weise das Spiel fort, wenn es nämlich sich so fügen will.»

Nun begann Colotinsky ein Gespräch, bei dem der Graf Hochburg fast nicht zum Worte kam. Er sprach von Stadt- und Hof-Geschichten, vom Wetter, von Bekannten und Unbekannten, nur kein Wort von Politik und keines von Emilien. Ferdinand benutzte diese Zeit, um sich in seiner mühsam erworbenen kalten Fassung immer mehr zu befestigen. Endlich sprach der Pole auch von seinen Hunden, deren treffliche Eigenschaften er lobte, und dabei erwähnte, wie er keinen um seine Person dulde, dem auch nur das unbedeutendste Kunststück eingelernt worden sey.

«Leider könnte es mit der Zeit wohl dahin kommen, daß nur bei Thieren noch reine ungeheuchelte Natur zu finden wäre,» erwiederte Ferdinand endlich sehr gefaßt und besonnen: «wir, die wir dieses bedauernd empfinden, sollten daher das möglichste versuchen, um uns von allen den Geist fesselnden Umhüllungen frei zu erhalten; erlauben Sie mir schon jetzt den Anfang

dazu, indem ich eine offene Frage an Sie richte. Graf Colotinsky, ich sehe Sie seit einiger Zeit die Farben einer Dame tragen, die ich gewohnt bin, zu mir zu zählen. Sie leben lange genug mit uns, um von dem zwischen mir und Emilie Lichtfeld bestehenden Verhältnisse gehört zu haben. Ihr Benehmen, obgleich bis jetzt an sich untadelhaft, ist dennoch vollkommen dazu geeignet, auf ein mir theures Wesen ein fremdartiges, entstellendes Licht zu werfen; darum bin ich gekommen, mit der mir ziemenden Offenheit Sie selbst zu befragen, ob Emilie Ihnen mehr ist, als eine liebenswürdige angenehme Gesellschaft.»

«Es klingt ein wenig romanhaft und ist sogar etwas unerhört, mein junger Freund, daß Sie so geradezu eine Frage an mich richten, die nach dem gewohnten Gange der Welt, kaum Einer unter Tausenden Ihnen so beantworten möchte, wie Sie es wünschen,» erwiederte der Pole nach kurzem Bedenken, aber mit unerschütterlicher Gelassenheit. «Wie selten findet sich Einer, der Muth genug hätte, sein innerstes Empfinden bei dem Lichte kalter Vernunft mikroskopisch zu untersuchen! Man nennt mich sonderbar, aber in

Wahrheit, Sie sind es mehr noch, als ich. Indessen fühle ich mich dennoch durch das, was Sie mir zutrauen, geehrt; ich will die günstige Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, verdienen. Also hören Sie es denn — ich bin entschlossen, Emiliens Liebe um jeden Preis mir zu gewinnen.»

Ferdinand starrte sprachlos ihn an.

«Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich glaube, Ihnen schon bei Emilien geschadet zu haben, doch wahrlich! das wollte ich nicht — damals wenigstens noch nicht,» fuhr Colotinsky fort; «Anfangs bewunderte ich die hohe Künstlerin, das schöne holdselige Weib; jetzt aber fühle ich, wie sie weit mehr, als dieses alles ist. Mir ist sie das seelenvollste, reichste, geistigste Wesen. Was ich in ihr finde, habe ich nie als bestehend mir gedacht, sogar nie es gesucht.»

«Sie erkennen den hohen Werth dieses Kleinods,» fiel Ferdinand mit lauter, fester Stimme ein, «und können denken, daß ich ohne Widerstand zusehen werde, wie Sie sich dessen bemächtigen? daß ich gelassen es Ihrer Willkühr preisgeben werde? Graf Colotinsky, Sie denken höher von mir, Sie wissen nun, ohne daß ich es auszusprechen

nöthig hätte, daß wir jetzt einen ernsten Gang mit einander thun müssen, der alles entscheidet, und je eher dieses geschieht, desto besser.»

«Doch keinen auf Degen oder Pistolen?» fragte der Pole mit eisiger Kälte. «Hochburg, ich schlage mich nicht mehr um einer schönen Frau willen, und Sie könnten es auch unterlassen, denn auch Sie sind über die Studentenjahre hinaus. Und, wahrlich! ich möchte den sehen, der es sich beikommen ließe, Sie oder mich deshalb feig zu schelten, weil wir, wie es Männern ziemt, Blut und Leben für Wichtigeres, Größeres sparen.»

Was Ferdinand auch ferner sagen und thun mochte, Colotinsky beharrte bei seinem Entschluß, und auf unwürdige Art diesen beleidigen und dadurch zum Zweikampf zwingen zu wollen, war seiner edlern Natur nach ihm unmöglich, es lag ganz ausserhalb seines Charakters.

«Ich will durchaus keinen Gewaltschritt in dieser Sache,» sprach Colotinsky endlich sehr ernst; «Emilie ist frei, die Liebe ist es immer; diese und Emilie mögen entscheiden. Hochburg, ich gehe ganz offen zu Werke, ich will Emilien ja nicht heirathen, nur lieben soll sie mich. Nicht

einmal auf Treue mache ich Anspruch,» setzte er plötzlich weich werdend hinzu, «längst habe ich das schöne Hirngespinnst erkannt, von dem Sie, junger Freund, noch träumen. Sie zucken, weil ich Sie wecke, was ein Anderer, vielleicht noch schmerzlicher, doch früher oder später gethan haben würde. Und glauben Sie es nur, Sie passen für diese Emilie nicht, Ihr Beide gehört nicht zu einander. Ja! hätte ich das herrliche Wesen gefunden, als ich, wie Sie jetzt, am Eingange des Lebens noch stand!»

Wie die Sonne aus trübe wogendem Nebelgewölk hervortritt und weithin ihre Strahlen versendet, so leuchtete, bei diesen Worten des Polen, auch die ihm angestammte bessere Natur aus Ferdinands plötzlich sich erheiternden Zügen, und verdrängte den Ausdruck von Schmerz, Zweifel und Unmuth, der bis dahin diese entstellt und umdüstert hatte. «Ich danke Ihnen, Herr Graf,» sprach er, «Sie haben ein Wort ausgesprochen, das mir den Weg zeigt, den ich zu gehen habe, ich danke Ihnen. Lassen Sie uns jetzt ohne weiteres überflüßiges Reden von einander scheiden, jeder von uns geht von dieser Stunde

an seinen eigenen Weg.» Ohne weitern Aufenthalt verbeugte er sich und ging. Colotinsky sah sinnend ihm nach.

Treue war der Grundton von Ferdinands ganzem Daseyn, sie war ihm das Heiligste, das Bild der ewigen Natur, der Gottheit selbst; von ihr aus ging all sein Denken und Handeln. Indem Colotinsky dieses Wort auf seine Weise nannte, hatte er, ohne es zu wollen oder zu ahnen, das alte Vertrauen in Ferdinands Brust geweckt, und seinem Glauben an Emilien eine höhere Richtung gegeben. Was bis jetzt ihn gequält und bedrückt hatte, schien ihm plötzlich in ein Nebelgebilde sich aufzulösen, das gefürchtet zu haben, er jetzt sich schämen zu müssen glaubte.

Er begab sich zu Emilien mit der gewohnten freudigen Zuversicht; er fand sie glücklicher Weise allein, und die milde Anmuth seines Betragens verbreitete über beide einen stillen, unsäglichen Frieden. Emilien wurde bei diesem Anblick, als kehre ein lang vermißter Freund zu ihr zurück, und wecke sie aus lang verworrenen Träumen. Mit unaussprechlicher Innigkeit sah sie zu des Geliebten leicht umflorten Augen auf; lange sas-

sen sie im liebevollsten Gespräch bei einander und Colotinsky's Name wurde nicht unter ihnen genannt, doch endlich mit gedämpfter, beinahe flüsternder Stimme nannte Ferdinand ihn, aber kein äusseres Zeichen verrieth dabei Mißmuth oder Zweifel.

«Emilie,» sprach er, «Colotinsky liebt dich, du weißt es längst, mir hat er es heute gestanden; erschrick nicht so, Liebe, ich bin weder übereilt, noch gespannt, fürchte nichts von deinem Freunde; doch höre mit Fassung und Aufmerksamkeit ihn an. Du bist der gute Genius meines Daseyns, dir danke ich die schönste Zeit desselben, das habe ich, hingerissen von meinem Gefühle, tausendmal laut anerkannt. Nie wird ein Mann dich lieben, wie ich dich liebte und noch liebe; aber meine Geliebte, meine Freundin, was ein Mann einmal mit ganzem Gemüth erfaßte, wie ich dich, das muß er halten, ganz und allein.»

«Sage mir nicht, daß du mir treu bist, ich weiß es, ich fühle es; wäre ich sonst in dieser Stunde noch hier bei dir? Doch jener Mensch übt über die Gemüther Anderer eine verderbliche, die Sinne verwirrende Gewalt; laß uns

ihr uns entziehen, so lange es noch Zeit ist, gib das thörichte Wagstück auf, gegen sie ankämpfen zu wollen, denn schon der Zweifel ist des Glükkes Tod. Meine Emilie, sey ganz mein, alle Anstalten sind getroffen, auf meinem Gute vereinigt am Altare uns das heiligste Band, umsonst sträubst du dich länger, den einzigen Schritt zu thun, der unser Glück sicher stellen kann. Ich weiß es wohl, ich fordere ein großes, ernstes Opfer von dir, Entsagung der vollen freien Uebung deiner Kunst; aber du siehst mich bereit, noch ein größeres, ernsteres dir zu bringen, wenn du es forderst. Der Krieg bricht aus, in diesen Tagen steht Deutschland gegen seine Unterdrücker auf, ich aber will bei dir bleiben, wenn du es verlangst; ich will dich nach Italien führen, nach England oder wohin du willst. Dein Freund wird nicht in den vordersten Reihen mit fechten, der Name Hochburg wird im ersten entscheidenden Moment nicht ehrenvoll genannt werden, aber so wahr ich diesen Flecken meiner Ehre im Blut der Feinde gewiß und wahr abzuwaschen schwöre, so wahr schwöre ich auch, daß ich für deine und meine Zukunft kein Glück absehen kann, als in-

dem du meinem sehnlichsten Wunsche nicht länger entgegen strebst.»

Emilie verkannte nicht Ferdinands innige Liebe, aber ihr weiblicher Stolz fühlte durch seine Worte sich beleidigt. Sie wandte von dem Geliebten sich ab, um sein bittendes Auge nicht zu sehen, indem sie in Vorwürfe über sein Mißtrauen ausbrach, und seine Darstellung eines Unheils romantisch nannte, gegen welches, ihrer Versicherung nach, es durchaus keiner Vorkehrungen bedürfe, da es ihr schon von selbst fern bleiben müsse und werde, indem es doch wohl eigentlich nur in Ferdinands Phantasie existire.

«Emilie, ich bitte dich, gib meiner Liebe nach, es gilt mein Glück, meinen Glauben an Liebe und Treue,» bat Ferdinand noch dringender, als zuvor. «Alles um alles, nichts um die Hälfte, war von jeher der Wahlspruch meines Lebens. Colotinsky ist kein gewöhnlicher Mensch, doch die Reinheit, die ihn unserer Freundschaft würdig machen könnte, geht seinem Wesen ab, er kann der Dritte in unserm Bunde nicht seyn. Und fühlst du denn nicht, daß die schneidende Gewalt, mit der du mich zu deiner Ansicht herüber brin-

gen willst, in der Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Gefahr mich bestärken muß, deren Daseyn du mir ableugnen willst? O gib mir nach, selbst die äußere Lage der Dinge ist uns günstig. Dein Kontrakt mit der Direktion des Theaters ist in diesem Augenblick abgelaufen, der neue noch nicht unterzeichnet. Frei stehst du da, du zerreissest kein Band, beleidigst kein Gesetz, indem du deinen Freund beglückst.»

Emilie schlug sinnend, fast betroffen die Augen nieder; entzückt stand Ferdinand über sie hingebeugt, er fühlte, der nächste Blick, den sie auf ihn werfen würde, müsse die nahende Gewährung ihm zeigen; ein Geräusch bewog ihn umzublicken, Colotinsky stand vor ihm. Ferdinand trat mit zornblitzenden Augen auf ihn zu, doch jener schien dieses nicht zu bemerken. Demüthig verbeugte er sich vor Emilien: «Ich komme nicht allein,» sprach er in jenem weichen, zum Herzen dringenden Tone seines Volkes, «wir sind unserer Mehrere, und jeder Einzelne von uns kann dennoch nur das Emblem von Tausenden seyn, die Ihnen huldigen.»

Er öffnete die Thüre. Offiziere, Studenten,

Künstler, lauter junge Leute, enthusiastische Verehrer der Kunst und ihrer schönen Priesterin, traten, ihn an der Spitze, im feierlichen Zuge herein, der goldne Lorbeer, dem zu entsagen Emilie eben aufgefordert war, leuchtete von einem rothsammetnen Kissen ihr entgegen; die in wohlklingenden Versen ausgesprochene Bitte, noch ferner die Zierde dieser Bühne zu bleiben, ward nebst dem reichen Geschenke ihr zu Füßen gelegt. Das Gerücht, die seltne Künstlerin wolle, wegen einiger Mißhelligkeiten zwischen ihr und der Direktion, die Residenz verlassen, hatte auf Colotinsky's Anstiften diese Feierlichkeit veranlaßt, von der weder Ferdinand noch Emilie vorher eine Ahnung gehabt hatten.

Nach dieser Scene war es unmöglich, das durch sie unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen, Ferdinand fühlte das, und verließ mit schwerem, von bangem Vorgefühl bedrückten Herzen zugleich mit den Uebrigen die Geliebte.

Ein langer Brief Emiliens, den er am folgenden Morgen erhielt, bestätigte, was er gefürchtet. Der Eindruck, den Ferdinands bittende Vorstellungen in ihrem Gemüthe hervorgebracht,

war von diesem ehrenvollen, seltenen Beweise der Anerkennung ihres Talents gänzlich erloschen. Alle ihre Forderungen hatte die Direktion ihr bewilligt, selbst vom Hofe aus hatte man, um sie der Bühne zu erhalten, ihre kühnsten Wünsche übertroffen. Sie schrieb mit schlecht verhehlter Freude das Alles dem Geliebten, doch erbot sie sich zugleich, zu seiner Beruhigung, auf die entschiedenste Weise Colotinsky's Besuchen ein Ende zu machen, und ihn hinfort nie wieder zu sehen. «Daß er nach der Art, mit der ich ihm den Abschied ertheilen werde, sich mir nicht wird aufdringen wollen, dessen bin ich gewiß,» schrieb sie; «für solche jugendliche Thorheiten steht er zu hoch, er kennt mich, und weiß, daß ich zu erfahren, oder vielmehr zu altklug bin, als daß damit bei mir etwas auszurichten seyn könnte.»

Mit gewinnendem Liebreiz schilderte sie am Ende dieses Briefs das Glück der ihr jetzt aufgegangenen Gegenwart, in welcher nichts mehr sie zwingen könne, weder ihrer Liebe, noch ihrer Kunst zu entsagen. Sie zeigte sich herzlicher, inniger, liebevoller als je, aber fest bestimmt in ihrer Weigerung, des Geliebten Wunsch zu erfüllen.

Emilie erschrack vor dem bleichen, von tiefer Betrübniß umdunkelten Aussehen ihres Freundes, als er, den Brief noch in der Hand, in ihr Zimmer trat. Ihr Herz zog sie an das seine, sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, um nur diesen Schmerz in den geliebten Zügen nicht mehr zu sehen. Ferdinand drückte mit sanfter Gewalt sie von sich ab, als wolle er so sie besser betrachten, lange weilte sein Auge auf der schönen Gestalt, bis es von Thränen überfloß.

«Ich weiß,» sprach er endlich mild und begütigend, «ich weiß, du konntest nicht anders; und ich gebe dir nach, obgleich ich einer Welt widerstreben würde, um dich mir zu erhalten; nur vergiß nie, was du unaufgefordert mir versprochen,» setzte er hinzu.

«Vergiß es nie, Emilie,» wiederholte er, «du siehst jenen Fremden nicht wieder, niemals, fasse es wohl, niemals. Dein Wort ist mir heilig, deine Liebe auch, ich könnte auf diese bauen; auch ohne Versprechen würdest du dennoch nichts thun, das deinen Freund verletzen könnte, ich weiß es; doch ich bedarf deines Wortes zur in-

nern Rechtfertigung eines Nachgebens, das vielleicht Schwäche ist.»

Wenige Tage später ward offenbar, was tausende von Herzen lange im Verborgenen bewegt hatte. Deutschland stand auf, der Krieg wurde erklärt, und nahm jede jugendliche Kraft in Anspruch. Eine solche, allgemeine Thätigkeit anregende Gegenwart, vernichtet jede kleinliche Furcht vor der Zukunft, jedes persönliche Interesse wird vergessen; was ausser dem großen, Allen gemeinschaftlichen Zweck, sonst noch das Herz einengt und bedrückt, wird in die Tiefen desselben zurückgedrängt. In jenen Tagen war ein lebensfrischer Geist des Gemeinsinns in das Daseyn getreten, von dem niemand einen Begriff wird fassen können, der nicht so glücklich war, sie zu erleben. Gold war das Geringste der Güter, unberechnet und ohne Bedenken wurde es hingegeben und angenommen, Alles gehörte Allen und Jeder hätte geglaubt, eines nicht mitgetheilten Eigenthums sich schämen zu müssen. Glück, Leben, Jugend, wurden ohne Bedenken auf's Spiel

gesetzt, dasselbe Herz schlug in jeder Brust und jede Persönlichkeit schwand dahin in einem großen, Allen gemeinen, begeisternden Gefühl, das auch die Frauen mit ihren Gatten, mit ihren Geliebten, mit ihren Söhnen theilten, indem sie mit liebendem Stolze zu ihnen hinaufblickten. Freiheit ist das höchste Gut des Mannes, freiwillige Abhängigkeit das größte Glück liebender Frauen, jener will schützend erwerben, diese gewährend verzichten, und jemehr sie den ehren muß, für den ihr liebeerfülltes Gemüth alles hingeben möchte, je inniger fühlt sie ihr Glück.

Auch Ferdinand wurde auf das Vielfältigste von dieser großen Zeit in Anspruch genommen; schon seit längerer Frist hatte er auf seinen Gütern eine, für die Kräfte eines Einzelnen nicht unbedeutende Anzahl wackerer Bauernbursche sich erwählt, die, fortgerissen von der Begeisterung ihres jungen Grafen, hoch und theuer gelobten, mit ihm für die gute Sache auszuziehen, in Tod und Leben ihn nicht zu verlassen; einige Jünglinge von höherer Bildung, Söhne der Pfarrer und Forstmänner in der Nachbarschaft, hatten diesen sich zugesellt. Die kleine Schaar beritten

zu machen, sie zu kleiden, sie für den Krieg einzuüben, war bis jetzt, während seiner öftern Abwesenheit von der Residenz, Ferdinands Hauptgeschäft gewesen; jetzt war es das, sie um sich zu versammeln und sowohl für ihre künftige Erhaltung, als für ihre völlige Ausrüstung Sorge zu tragen. Er sah Emilien deshalb nur selten, und sie weinte oft in trostlosem Unmuth ihm nach, wenn er nach einem seiner, ihr spärlich zugezählten kurzen Besuche sie stürmend wieder verließ.

Das Wort Vaterland war Emilien ein leerer Schall, der nicht bis zu ihrem Herzen gelangen konnte. Ihr Vaterland war ihre Kunst, und der Ort, wo sie dieselbe am glänzendsten üben konnte; der Sinn für beide war aber in diesen ernsten Tagen im Allgemeinen wie erstorben; ausgenommen, wenn das Gefühl, das jede Brust jetzt beseelte, von der Bühne herab in ergreifenden Worten unserer Dichter laut und begeisternd ausgesprochen ward.

Colotinsky war schnell und ganz unerwartet abgereis't; Emilie hatte ihr feierlich gegebenes Wort, ihn nicht wieder zu sehen, nicht gebrochen, und doch konnte sie die Abschiedskarte, die er

ihr sandte, und die seltsam verschnörkelten Züge seines Namens auf dieser, nicht ohne eine geheime Wehmuth betrachten. Ferdinand trat in dem Augenblick zu ihr ein, und die Karte, sie wußte selbst nicht warum, flog aus ihrer Hand in's Kaminfeuer. Ferdinand fand die Geliebte zerstreut, verstimmt, arm an Worten. Sie war mit sich selbst deshalb unzufrieden, denn was hatte sie durch Colotinsky's Abreise verloren? war sie doch ohnehin schon längst von ihm getrennt. Sie begriff sich selbst nicht, aber sie konnte sich dennoch nicht entschließen, mit Ferdinand von ihm, und daß er nun fort sey, zu sprechen.

Der letzte Abend, an welchem Ferdinand Emiliens Zimmer betreten sollte, war nun gekommen, noch in der ihm folgenden Nacht wollte er mit seiner kleinen Schaar sich aufmachen, um diese dem General S... zuzuführen, und über seine ferneren Schritte auf der mit kühner Begeisterung von ihm angetretenen neuen Bahn sich mit dem väterlichen Freunde zu berathen.

Er fand Emilien in einem trostlos krampfhaften Zustande auf dem Sopha liegen. Einige Näherinnen, unter diesen die an der verabschie-

deten Nanny Stelle angenommene französische Kammerjungfer Emiliens, beschäftigten sich, der kleinen Fahne, die Ferdinands Häuflein Reiter vorangetragen werden sollte, den letzten Schmuck anzuheften. Die Töchter der edelsten Familien von Ferdinands Bekanntschaft hatten mit freudigem Stolz sich dazu gedrängt, sie sticken zu dürfen, und nur seine herzliche Liebe hatte, mit einer Art von altritterlicher Galanterie, Emilien das ehrenvolle Geschäft aufgespart, sie zu vollenden.

Sie hatte es übernommen, doch die Kraft dazu versagte ihr; sie war unfähig, noch einen andern Gedanken zu denken, als den, daß Ferdinand sie verlassen wolle, er, der so ganz ihr eigen gewesen. Nie hatte sie ihn inniger geliebt, aber auch nie hatte sie ihm ferner gestanden, als in diesem großen und doch ihr so entsetzlichen Moment. Tausende von Frauen und Mädchen weinten in jener verhängnißvollen Stunde an dem Herzen ihrer Geliebten, die sie dennoch um alle Güter der Welt nicht hätten mögen zurück bleiben sehen; doch, was jene tröstete und erhob, blieb der armen Emilie fern.

Und diese Fahne sollte sie schmücken? diese

Fahne, die ähnlich einer glücklichen Nebenbuhlerin, den Mann ihrer Liebe fortriß in Tod und Gefahr? O wie mußte sie die Worte hassen, die stündlich auf Ferdinands Lippen schwebten, deren stechender Goldglanz ihr Auge jetzt verwundete: für König und Vaterland! Also nicht mehr für Emilien und die Liebe?

In fast wahnsinniger Verzweiflung wollte sie bei Ferdinands Anblick sich emporreißen, ihm entgegen, doch die Kräfte versagten ihr und sie sank trostlos in sich zusammen. Auch Ferdinand war in sehr aufgeregtem Zustande; die letzte Zeit hatte viel dazu beigetragen, ihn reifer und ernster zu stimmen. Emilie herrschte noch in seinem Herzen, doch ihr Bild allein füllte nicht mehr es aus, denn seine Wünsche und Ansichten waren in den Stürmen gewachsen, die in diesen Tagen ihn in ein größeres, gewaltsamer bewegtes Leben hineinrissen. Er liebte das Leben, ohne vor der Möglichkeit des nahen Todes zu erschrecken. Jeder andere Wunsch als der: würdig zu siegen, oder würdig zu fallen, war ihm fremd geworden, und der Gedanke, den er im liebenden Wahnsinn einst ergriffen, bei Emilien zurück bleiben zu

wollen, war ganz seiner Erinnerung entschwunden; mit ihm jede Anregung kleinlicher Eifersucht. Ehre, Begeisterung, Jugendmuth hatten ihre früheren Rechte wieder geltend gemacht, und doch hing er noch immer mit der innigsten Liebe an seiner schönen Freundin, obgleich es tief ihn schmerzte, daß sie so ganz unfähig sich zeige, sein heiligstes, über eine Welt voller Gefahren ihn erhebendes Gefühl mit ihm zu theilen, oder auch nur zu verstehen.

Nie hatte er hievon einen überzeugenderen Beweis erhalten, als indem er jetzt seine Fahne bezahlten Händen von ihr überantwortet sah, dieses hoch gehaltene Heiligthum, das nur berühren zu dürfen, Emilie einzig seiner Liebe verdankte. Im ersten gewaltigen Auflodern seines Zorns, riß er der französischen Zofe die Fahne aus der Hand, die Bänder und Zierrathen, die sie daran geheftet hatte, herunter, und verwies mit einem befehlenden Wink und Blick die Mädchen alle aus dem Zimmer. Dann wandte er sich zu Emilien. «Das konntest du zugeben!» rief er mit bebender Lippe, und fühlte zum erstenmal tief in der Seele, wie er für die Geliebte erröthen müsse.

Emilie hingegen fühlte nur die Härte seines Vorwurfs, des ersten, den sie je von ihm vernommen, und sank bewußtlos vor ihm hin. Ihr Erwachen, dieses Ringen zwischen Himmel und Hölle, läßt sich nicht schildern. Aus allen Wunden, welche ihnen jemals das Leben geschlagen, bluteten beider Herzen auf's neue; Worte konnten nur verletzen, stumm saßen sie bei einander, in heißer wortloser Umarmung, bis die Scheidestunde schlug.

Die unvollendete Fahne fest an die Brust gedrückt, ritt Ferdinand an der Spitze seiner Getreuen durch die schweigende Nacht; nicht mehr dem Genius der Ehre, dem finstern Dämon des Untergangs entgegen; so wenigstens schien es ihm in dieser dunkeln Stunde, in der er zum erstenmale recht empfunden hatte, was Scheiden eigentlich sey.

Der wilde Kriegestanz war begonnen, dessen verhängnißvoller Gang noch in unser Aller Andenken lebt; noch schwankte die Waage, und endlich kam jene unvergeßliche Zeit des Waffenstill-

standes herbei, die wie ein trüber, alles in Dämmerung einhüllender Nebel auf Deutschland lastete, dessen Auflösung zwischen Hoffnung und Trostlosigkeit schwankend, Aller Herzen erwartungsvoll entgegenschlugen.

Schon lange hatte Ferdinand keine tröstende Kunde aus der Heimath erhalten, noch sie, bei dem völlig gestörten Lauf der Posten, erhalten können. Die Bravour, mit der er überall, wo es galt, unter den Ersten als einer der Ersten sich auszeichnete, hatte ihn seinen Vorgesetzten sehr werth gemacht, und man suchte dieses ihm dadurch zu beweisen, daß man mit wichtigen Aufträgen in seine Heimath, an seinen Fürsten, ihn sandte, und ihn zugleich ermahnte, die Tage unerwünschter Ruhe zur Heilung einer nicht ganz unbedeutenden Wunde am Arme anzuwenden, die er in einem der letzten kleinen Gefechte davon getragen.

Monate waren seit jenem unseligen Abschiede von Emilien verflossen; aber die Erinnerung daran hatte ihn noch oft in einsamen Stunden überfallen, und dann ward es Nacht in seiner Seele, und seine sonst so klaren Gedanken verwirrten

sich in unheimlicher Düsterheit. Ein fröhliches Wiedersehen, hoffte er jetzt, sollte jene alten Schmerzen ihn verwinden helfen; mit ungeduldiger Eile nahm er auf der Reise die Nacht zur Hülfe, und nie war die Natur so schön, so sonnenhell ihm erschienen, als in diesen Tagen. Während so Viele der drückenden Schwüle des Augenblicks zu erliegen meinten, erhob ihn sein ungebeugter froher Muth; eine fromme ernste Sicherheit war über ihn gekommen, die ihn der Zukunft heitern hoffnungsreichen Sinnes entgegengehen ließ.

Auch Emiliens Bild stand wieder in erfreulichem erneuten Lichte, vor seinem liebeerfüllten Gemüthe, und jeder dasselbe entstellende Flecken war daraus verschwunden. Er hoffte, auch sie habe ihm vergeben, denn es gab Augenblicke, wo er nur mit der Reue jener verletzenden Härte sich erinnern mochte, die er ihr bewiesen zu haben fürchtete, als er dem Mädchen die Fahne entriß, und selbst mitten in ihrem liebevollen Schmerz die Geliebte durch Vorwürfe betrübte und erschütterte. So eilte er vorwärts, sein Herz schlug leicht und fröhlich, obgleich er durch den bei ei-

ner Verwundung erlittenen starken Blutverlust, sich sehr ermattet fühlte.

Die Nacht brach bereits herein, als er die Residenz erreichte. So überrasche ich sie denn zur nämlichen Stunde wie damals, als sie sich mir zuerst zu eigen gab, dachte Ferdinand, und drückte mit stillem Entzücken den Schlüssel zur Nebenthüre ihres Hauses, der als liebes Andenken ihn mit in's Feld begleitet hatte, an das in glühendem Entzücken hochschlagende Herz. In einiger Entfernung von dem Hause verließ er seinen Wagen; jetzt hatte er ihre Wohnung erreicht, er blickte hinauf, und freundlich, nach gewohnter Art, begrüßte ihn der Schimmer ihrer erleuchteten Fenster. Der Schlüssel drehte sich in dem wohl bekannten Schlosse, die Thüre wich, Ferdinand ging, ohnerachtet der Dunkelheit, mit leisem, aber sicherem Schritt die Treppe hinauf, über den wohlbekannten Gang hin. Jetzt öffnete er die Seitenthüre, durch welche einst Waller in Emiliens Zimmer getreten war — er sah Emilien an ihrem gewohnten Platz; doch neben ihr auf dem Sopha, mit einem Arme sie leicht

umschlungen haltend, saß, im lebhaften Gespräch mit ihr, Graf Colotinsky.

Ferdinand behielt Besonnenheit genug, unhörbar leise wieder zurück zu treten; unbemerkt, wie er gekommen, fand er zum Hause sich wieder hinaus, aber nun verließ ihn völlig das Bewußtseyn.

Matt und entkräftet erwachte er, er wußte selbst nicht nach wie langer Zeit, in einem ihm fremden Zimmer. Er versuchte sich aufzurichten und um sich herzuschauen; ein paar liebevoll ihn umschließende Arme unterstützten ihn dabei, ein ihm wohl bekanntes Gesicht beugte, freundlich besorgt, sich über ihn hin. Er erkannte den treuen Werner, einst der liebevolle Freund und Führer seiner Jugend, und entschlummerte wieder an dessen Brust sanft, ruhig und sicher, wie ein Kind im Arme der Mutter.

Nach langem erquickenden Schlummer erwachte Ferdinand neugestärkt, doch strebte er vergebens, der nächsten Vergangenheit sich zu entsinnen. Er erinnerte sich dunkel, den Verband seiner Wunde in einem Anfalle von Zorn und Verzweiflung abgerissen zu haben, doch es währte lange, ehe es ihm beifallen wollte, was denn

eigentlich bis zu diesem Grade ihn empört haben könne. Endlich, gleich einer zischenden Schlange fuhr ein Gedanke an Emilien ihm durch den Sinn. Ueberlaut, im herzdurchschneidenden Ton wilder Verzweiflung, rief er ihren Namen, da trat Werner zu ihm mit milden, beschwichtigenden Worten.

Werner sprach lange und eindringend; er suchte Emilien zu entschuldigen, ohne sie jedoch schuldlos darstellen zu wollen. Er versicherte Ferdinanden, daß Colotinsky erst seit wenigen Tagen wieder in der Residenz sey; daß Emilie die Schranken des äussern Anstandes im Umgange mit ihm nie verletzt habe, und sogar vor den Augen der Welt in dieser Hinsicht makellos dastehe. Er bat ihn, zu ihrer Entschuldigung, die an Verlassenheit grenzende Einsamkeit zu bedenken, in der sie, die Verwöhnte, nach Ferdinands Abreise zurück geblieben sey; ihre Hülflosigkeit in dieser bewegten Zeit, ihr Entbehren alles dessen, was sonst ihr Leben geschmückt habe, indem sogar das Theater verschlossen geblieben wäre.

Ferdinand hörte dem wohlmeinenden Freunde zwar unter tiefen Schmerzen, aber doch ohne ihn zu unterbrechen, zu. Nur von Zeit zu Zeit

wiederholte er mit klangloser Stimme, gleichsam wie innerlich: «Sie gab mir, mir, der eine Welt für sie hingegeben hätte, ihr Wort, und hat es nicht gehalten.»

Seines jungen Freundes anscheinende Gelassenheit verleitete Wernern endlich, auch auf die große Verschiedenheit des Charakters, der Ansichten Ferdinands und Emiliens hinzudeuten, sogar auf die ihrer Stellungen in der Welt. Endlich wagte er sogar, es auszusprechen, wie diese gewaltsame Lösung ihres Verhältnisses eigentlich als die leichteste und beste anzusehen sey, indem eine solche doch früher oder später, und dann gewiß um so schmerzlicher habe eintreten müssen: «denn,» setzte er hinzu, «eine Zukunft, wie du, mein Ferdinand, geblendet von heißer Leidenschaft, sie für dich gehofft hast, gibt es für Sterbliche nicht; solch hohes Glück, in unwandelbarer Liebe und Treue, liegt auf Erden ausserhalb den Grenzen der Möglichkeit.»

Dieses war mehr, als der so tief und schmerzlich Verletzte in diesem Augenblick ertragen konnte. «Werner,» rief er, «wohin verlockt Sie der Wunsch, mich beruhigen zu wollen! Wollen Sie, ich soll

in der traurigen Ueberzeugung Trost finden, daß Liebe und Treue nichts weiter wären, als ein Wahn, als Täuschung der Sinne, als ein leicht auffliegender Traum aus einer Unschuldswelt, über den die Weisen mitleidig lächeln? Wenn es so ist, so lassen Sie ewig mich träumen. Ich bin zwar dem Unglück, dem Alleinbleiben, dem Mißverstehen vielleicht auf ewig verfallen; es sey darum! ich will es tragen als ein Mann, nur versuchen Sie nicht, den Glauben mir rauben zu wollen, daß es in der Welt Glücklichere gibt, als die alles das im Leben finden, was dieses mir versagte. Ach, wie könnte ich doch je meinen Vater, meine Mutter, und ihr stillbeglücktes Leben vergessen! und sollten sie die Einzigen gewesen seyn auf Erden?»

«Ich stehe wieder in neuer Jugenkraft, ein körperlich völlig Genesener da,» sprach Ferdinand einige Tage später zu seinem Freunde. «Meine Geschäfte sind abgethan, der Waffenstillstand naht seinem Ende, lassen Sie mich eilen, einen Ort zu verlassen, wo der Boden unter mir glüht. Haben Sie Dank, edler, treuer Freund, daß Sie eines Verlassenen, den Sie in seinem Blute am Boden fanden, sich annahmen, daß Sie ihn selbst

in seine Wohnung trugen, und mit mehr als väterlicher Liebe dort seiner pflegten. Alle diese Umstände, die Ihr Edelmuth mir verschweigen wollte, habe ich erst heute von Ihrem treuen Diener erfahren.»

Vergebens suchte Werner ihn zum Dableiben auf wenigstens einige Tage zu bewegen. «Ich bin nicht krank, und will nicht den Kranken spielen,» erwiederte Ferdinand. «Das Vaterland bedarf rüstiger Arme, und der meinige ist wieder gesund. Hier in der Brust steht es zwar noch sehr trübe, noch sehr dunkel aus, und wird es auch bleiben; doch was kümmert das die Kugel, die vielleicht den Weg dorthin suchen und finden wird! Ich sehe, Sie tragen die Uniform des Landsturms, Sie sind aus Ihrer sichern Bergeinsamkeit hiehergezogen, um, wenn wir Jüngeren dahin sind, noch über unsern Leichen für unsere Hausgötter zu kämpfen. Gott segne Sie dafür und schütze Sie, und nun lassen Sie mich scheiden. Scheiden!» seine Stimme brach bei diesem Worte, finstere Erinnerungen überwältigten ihn. «Scheiden,» rief er mit bebender Stimme nochmals,

«Scheiden! O mein Gott! das ist ja die allgemeine Losung alles Lebens!»

Er wollte mit verhülltem Gesichte fort, doch Werner hielt mit sanfter Gewalt ihn zurück.

«Nein, du sollst nicht allein gehen,» rief er, «ein Kriegsgefährte ist vor einigen Stunden angekommen, er will mit dir ziehen, er wünscht bei Euch —

Die Thüre flog auf, ein stattlicher junger Offizier warf sich mit lautem Jubel in Ferdinands Arme; es war sein Jugendfreund Willdorf. Ferdinands ganze Vergangenheit stand in diesem Augenblicke wie im Spiegelbilde vor ihm, sie war ihm blendend nahe gerückt, so daß ihm fast die Sinne darüber vergingen.

Helle Thränen fielen aus Willdorfs gutmüthigen ehrlichen Augen, als er den lang entbehrten Jugendfreund betrachtend ansah, und in seinen Zügen die Verwüstung las, die der Schmerz angerichtet. Werner hatte, mit ihm gewohnter Schonung, die Beiden alleine gelassen.

«Du weißt es?» fragte endlich Ferdinand.

«Ich weiß alles, Bruderherz,» erwiederte Willdorf, und schloß ihn in die Arme. «Auch

von mir werden sie dir wohl viel erzählt haben,» fuhr er mit treuherziger Redseligkeit fort, «und manches davon ist auch wahr. Sie haben dir wohl gesagt, ich sey verlobt, nun damit hat es seine Richtigkeit; meine Bertha ist ein liebes schönes Mädchen, und haben wir erst den Feind aus dem Lande, so hoffe ich ihr ein guter braver Mann zu werden. Doch, wenn man dir etwa gesagt haben sollte, ich hätte vergessen — du weißt schon, wen — das wäre eine verdammte Lüge. Glaube so etwas nicht von mir, Bruder, das Leben, welches ich damals in ihrer Nähe geführt, ach! es war doch zu schön! Nun das alles liegt denn hier in meiner Brust fest und tief begraben, und Kreuz und Leid habe ich auch darüber getragen, das weiß Gott.»

Willdorf ging jetzt einigemal im Zimmer auf und ab, dann trat er wieder vor Ferdinand hin und faßte dessen beide Hände. «Eins bitte ich dich, Bruder, und du gewährst es mir. Versprich mir, sie nicht ganz zu verlassen, wenn sie etwa in Noth kommen sollte, du bist die Erfüllung dieser Bitte mir schuldig, denn durch dich, wenn gleich du es nicht absichtlich wolltest, ist doch mein

Glück zu Grunde gegangen — nun, wenn ich dich so recht ansehe, so kann ich es eigentlich weder unrecht, noch unbillig finden. — Jetzt hat sie dich verloren, und muß dich verloren haben auf immer.»

Laut weinend warf Ferdinand sich in Willdorfs Arme, es waren die ersten Thränen, die seinem Schmerze flossen. Lange hielten die Freunde sich umfaßt, und als der Morgen wieder graute, ritten sie, tief in ihre Mäntel verhüllt, zum Thore hinaus, dem Felde der Ehre zu.

Emilie war von schwerem Erkranken befallen, und kämpfte Wochen lang in wilden Fieberträumen mit dem Tode.

Herbstliebe.

Die in südlichern Ländern fast unmerkbar kurze Dämmerung begann so eben der schönsten Sommernacht zu weichen. Die von allen Italienern mit Recht gescheute empfindliche Kühle, welche in ihrem Lande dem Untergange der Sonne unmittelbar zu folgen pflegt, war, nach einem glühend heißen Tage, in erquickende Abendfrische übergegangen, und das eigentliche Leben der Bewohner eines kleinen Städtchens, am Ufer des Gardasees, begann vor den Caffeehäusern und Eisbutiken sich bund und fröhlich zu regen. Ein Reisewagen, der in diesem Augenblicke die wogende Menge theilte, und vor dem einzigen leidlichen Gasthofe des Städtchens hielt, bot ihrer Neugier ein willkommenes Schauspiel. Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung drängten

lärmend sich herbei, um den Fremden aussteigen, und sein Gepäck in das Haus tragen zu sehen. In letzterem trieb ein halb deutscher, halb italienischer Gastwirth sein Wesen. Seit einiger Zeit war der Anblick Reisender dieser Art den Einwohnern von Peschiera eine Seltenheit. Im Königreiche Neapel und dessen Umgegend wütheten damals alle Gräuel der eben entstandenen Revolution, und der Zustand von beinahe ganz Italien war in diesen Tagen der Unruhe und der Empörung, nicht von der Art, um Fremde herbeizuziehen, die nicht die Reise dorthin nothgedrungen unternehmen mußten.

Der Anblick des Reisenden, der leicht und behende sich aus dem Wagen schwang, bot den Schaulustigen indessen wenig Befriedigung; sie sahen nichts als einen stattlichen, tief im Mantel verhüllten Mann in das Haus eilen, der dem Wirthe zurief, sich bereit zu halten, mehrere Fremde von hohem Range vielleicht noch in dieser Nacht aufzunehmen, und dann sogleich ihren Blicken entschwand. Sie mußten also einstweilen mit dem Anblick der Dienerschaft und des mannigfachen Reisegeräthes sich begnügen.

Mißmuthig warf Graf Ferdinand von Hochburg, denn dieser war der Reisende, sich am Fenster des ihm angewiesenen ziemlich ärmlichen Zimmers in einen Sessel, befahl ihn allein zu lassen, wegen allen etwa nöthigen Bestellungen sich an seinen Kammerdiener zu wenden, und blickte trüb in die schöne, helle Sommernacht hinaus. Die kriegerische Musik einiger östreichischer Regimenter, die dicht am Städtchen vorüberzogen, um die Kühle der Nacht auf ihrem Marsche nach der neapolitanischen Gränze zu benutzen, drang aus der Ferne zu ihm herüber; sie versetzte ihn zurück in jene unlängst vergangene Zeit, in welcher auch er der Reihe der Tapfern sich anschloß, die mit vereinten Kräften Deutschland vom fremden Joche befreiten, und so verlor er sich in wache Träume von Zukunft und Vergangenheit.

Seit der glorreichen Beendigung jenes rechtmäßigsten aller Kriege, war er seinem Vaterlande entfremdet; denn von Paris aus hatte er seine Reise angetreten, und es war ihm sogar wahrscheinlich, daß vielleicht noch viele Jahre den schon

vergangenen sich auschließen möchten, ohne daß er seine Heimath wieder sähe. Nur das Getümmel des Krieges, der blutige Waffentanz auf dem Schlachtfelde, in den er mit der Verwegenheit eines Verzweifelnden sich stürzte, konnten damals, als er Emiliens Treulosigkeit endeckte, das Gefühl seines unnennbaren Leidens übertäuben, den tiefen Seelenschmerz, über die anerkannte Unwürdigkeit eines hochgeliebten Wesens, dem er jedes Opfer, nur nicht das der Ehre, zu bringen entschlossen gewesen. So lange der Krieg währete, nahm die Gewalt der Gegenwart ihn gänzlich in Anspruch, ihm blieb keine Zeit der nächsten Vergangenheit anders als in flüchtigen Momenten zu gedenken; doch als nun das Ziel erreicht war, als im Aeußern Ruhe und Frieden wieder zurückkehrten, da erwachte von neuem die verzehrende Qual im Innern seiner Brust. Rastlos trieb es ihn vorwärts. Er bereis'te die Schweiz, durchzog England, Italien, Spanien, Portugall. Er sah diese Länder nicht mit der Flüchtigkeit gewöhnlicher Reisenden; er hielt in jedem derselben sich lang genug auf, um ein Bild ihrer sie von einander unterscheidenden Individualität in sich aufnehmen

zu können, doch in keinem derselben ward ihm heimisch zu Muthe.

Aber auch nach Deutschland zog ihn kein heimathliches Gefühl mehr, so sehr er sein Vaterland liebte; ihm war als gäbe es überhaupt für ihn keine Heimath mehr in der Welt. Durch die wunderbare Heilkraft der Zeit war die Wunde zwar vernarbt, die ihn zuerst in die Fremde getrieben, er war kein Jüngling mehr, der im fruchtlosen Liebesschmerz sein Leben verbluten zu müssen wähnt. Er war zum Manne herangereift, zum mit festem, sichern Schritte vorwärts schreitenden Manne, der da weiß und fühlt, wie viel größer es sey, den Schmerz zu besiegen, als ohne Widerstand sich ihm hinzugeben; er mied gern jenes kränkelnde, schwachsinnige Brüten über geisteslähmende Erinnerungen, die sein Gemüth weder trösten, noch erheben konnten, aber er vermochte es dennoch nicht, an eine Rückkehr in seine eigentliche Heimath ohne Schaudern zu denken. Nicht allein durch die Geliebte, die ihn verlassen, war sie ihm verödet, auch jedes andere, ihm dort einst befreundet gewesene Leben war erloschen, nichts ihm geblieben, als der kalte

leblose Besitz, Reichthum, Ansehen, alle die glänzenden Vorzüge seines Standes. Kein Herz schlug ihm dort mehr in freudiger Erwartung entgegen, kein Arm konnte bei seiner Wiederkehr sich mehr regen, um ihn liebevoll zu umfassen. Der General S... war bald nach dem Frieden an den Folgen ehrenvoller Wunden gestorben, sein Freund Werner, einst der Führer seiner Jugend, späterhin der Vertraute seiner geheimsten Gedanken, war längst an seiner Seite, in einem unbedeutenden Scharmützel, auf dem Schlachtfelde gefallen, und außer diesen beiden hatte sein Herz an keinem gehangen, als an der ihm ebenfalls verlornen Geliebten.

Sein Sinn strebte daher noch immer in die weite Ferne hinaus; eigentlich nach einem andern Welttheile, denn das Schönste und Herrlichste, was Europa ihm bieten konnte, hatte er gesehen und genossen. Bolivar's glänzende Erscheinung, die eben am politischen Horizonte aufging, zog ihn vor allem unwiderstehlich an; er wünschte den Helden, den er in der Ferne verehrte, auch in der Nähe zu sehen, das chaotische Ringen eines entstehenden Freistaats zu beobach-

ten, und beschloß von Sicilien aus, wo er sich eben befand, nach Neapel überzusetzen, noch einmal Italien der Länge nach zu durchstreifen, und sich zuletzt in Genua nach Marseille einzuschiffen, wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlen konnte, in das südliche Amerika zu gelangen. Zwar hatte er schon in Sicilien von Unruhen gehört, welche im Königreiche Neapel entstanden seyn sollten, aber doch keine Ahnung von dem furchtbaren Aufruhr gehabt, der ihn von allen Seiten umtobte, sobald er die Gränze dieses unglücklichen Landes betrat, und der bald darauf in alle Gräuel eines Revolutions-Krieges überging. Die Urelemente desselben leuchteten Ferdinanden zu grell entgegen, als daß er hätte wünschen mögen, Theil an demselben zu nehmen. Unter tausend Gefahren suchte er seine Reise so viel möglich zu beschleunigen, mußte oft auf Nebenwegen sich durchwinden, bis er endlich auf einem solchen in ein halb eingeäschertes Dorf an der Gränze der Abbruzzen gerieth. Hier zwangen Menschlichkeit und Erinnerungen an frühere Verbindlichkeit ihn einige Tage zu verweilen, denn in dem einzigen noch bewohnbaren Hause, das ehemals ein Schloß

gewesen war, fand er den Duca di P..., schwer verwundet, vielleicht dem Tode nahe, von wenigen Getreuen umgeben. Dieser italienische Fürst hatte es gewagt, sich einem Haufen der Aufrührer entgegen zu werfen, hatte sie glücklich besiegt und verjagt, war aber im Gefechte verwundet worden, und mußte an diesem elenden Orte liegen bleiben, weil körperliche Schwäche ihm nicht erlaubte, sich nach Neapel bringen zu lassen.

Ferdinands Erscheinung war dem Leidenden die eines helfenden Engels von Gott gesandt. Beide hatten einander früher gekannt, sich schon vielfältig auf ihren Wegen begegnet, denn auch der Duca hatte von jeher das Reisen geliebt. Als sie zuerst in Frankreich mit einander bekannt wurden, war Ferdinands Gemüth noch in der trostlosesten Stimmung, und der Duca der Einzige gewesen, dessen stille, keine Neugier verrathende Theilnahme einen wohlthuenden Eindruck auf ihn machte. Auch in Spanien hatten sie einander angetroffen, einen großen Theil dieses Landes gemeinschaftlich durchzogen, manche Gefahr gemeinschaftlich bekämpft. Sechs Monate hindurch waren sie unzertrennliche Reisegefährten

geblieben, und auf diese Weise in ein gegenseitiges Verhältniß zu einander gerathen, das, wenn es auch nicht im engsten, heiligsten Sinne des Wortes Freundschaft genannt werden durfte, doch auch nicht als das einer gewöhnlichen Bekanntschaft angesehen werden konnte.

Mit bleichen, halb schon erstorbenen Lippen, mit jener herzzerreißenden Beredsamkeit, die aus Blick und Ton eines dem Tode geweihten Opfers weit eindringender spricht, als alle Worte, legte der Fürst seine letzte Bitte, ohne deren Erfüllung er nicht ruhig sterben zu können versicherte, Ferdinanden an das Herz, und Ferdinand gab, wenn gleich ungern, die Ausführung seines ihm sehr werth gewordenen Planes für den Augenblick auf, indem er gelobte, alles was sein Freund von ihm verlangte, pünktlich zu erfüllen. Er versprach, statt nach Genua, nach Brescia zu gehen, wohin die Gemahlin des Duca schon seit längerer Zeit sich geflüchtet hatte, um, im Fall die jetzt herrschenden Unruhen sich noch weiter verbreiten sollten, sich schnell in die Schweiz oder nach Deutschland begeben zu können. Er gab sein Ehrenwort darauf, dieser Dame schützend

zur Seite zu stehen, sie nicht zu verlassen, bis Gott über Leben und Tod ihres Gemahls entschieden hätte; ihr aber einstweilen die Gefahr, in welcher dieser jetzt schwebte, zu verheimlichen, um sie in dieser unglücksschwangern Zeit nicht noch mehr, vielleicht unnütz, zu beunruhigen, und endlich, es komme, wie es wolle, sie an einen völlig sichern und bequemen Zufluchtsort zu begleiten, ehe er sich von ihr trenne. Ferdinand sah die Richtigkeit der Bemerkung seines fürstlichen Freundes ein, daß es ihm, als einem zu keiner Parthei gehörenden Ausländer, weit leichter werden müsse, als jedem Italiener, in dieser Gefahr bringenden Zeit die Fürstin zu beschützen; er gelobte nochmals, alles was ihm aufgetragen worden war, genau zu erfüllen, sah noch einmal einen Strahl von Freude in den schon halb erloschenen Augen des tödtlich Kranken aufleuchten, und eilte dann mit schwerem Herzen dem nördlichen Italien zu.

Mit Noth und Gefahr gelangte er über die jenseitige neapolitanische Gränze; sein Name und seine persönliche Bekanntschaft mit mehreren Offizieren vom ersten Range, halfen ihm glücklich

durch die östreichische Armee, die sich dort zusammen zu ziehen begann, und endlich durfte er es wagen, einen Kurier an die Fürstin nach Brescia abzusenden, um diese Dame mit dem von ihrem Gemahl ihm ertheilten ehrenvollen Auftrage bekannt zu machen, und sie um ihre nähern Befehle zu bitten. Der Kurier, den er an sie abgesandt hatte, brachte ihm auch ihre Antwort zurück; sie drückte in sehr zierlichen Worten der Fürstin dankbare Freude darüber aus, endlich einen würdigen Beschützer gefunden zu haben, dessen sie in ihrer gegenwärtigen Lage dringend bedürfe, und bat Ferdinanden, an einem Tage, den sie ihm bestimmte, in Peschiera sie zu erwarten; hier wolle sie mit ihm verabreden, wohin sie ferner sich begeben könne, indem ihr gegenwärtiger Aufenthalt in Brescia in vieler Hinsicht ihr durchaus nicht gefalle.

Der Abend dieses Tages war der von der Fürstin zu ihrer Zusammenkunft mit Ferdinanden bestimmte, der Graf hatte sich beeilt, zur rechten Zeit in Peschiera einzutreffen, und saß nun an seinem Fenster, die Fürstin zu erwarten.

Ihn überlief ein leichtes Grauen, indem er

sich die Wahrscheinlichkeit dachte, in dem engen Kreise eines kleinen Hofstaates sich vielleicht mehrere Wochen herumdrehen zu müssen, denn er kannte die Prunkliebe der vornehmen Italiener. Der Duca gehörte in die Reihe der Fürsten, deren es in Italien so viele gibt, die ohne eigentlich regierende Herren zu seyn, dennoch über nicht ganz unbedeutende Strecken Landes ziemlich unbeschränkt als Vasallen gebieten; überdem war die Fürstin einem sehr hohen Hause entsprossen, sogar der kaiserlichen Familie anverwandt, und es stand daher beinahe mit Gewißheit zu erwarten, daß sie auch im Auslande ihre gewohnten fürstlichen Umgebungen beibehalten haben würde. Voll heimlichen Verdrusses über den Zufall, der ihn bestimmen mußte, die Ausführung eines Planes auf nicht zu berechnende Zeit hinauszuschieben, der ihm, mehr als er sich selbst dessen bewußt gewesen, am Herzen lag, malte er sich schon im Voraus alle die Unannehmlichkeiten aus, denen er entgegen ging. Und alles dieses einer ihm unbekannten Dame wegen, die für ihn nur das einzige Interesse haben konnte, daß sie die Gemahlin eines ihm werthen Bekannten war,

und die, so wie er die Lage der Dinge jetzt ansah, gar leicht seines Schutzes entbehren hätte können.

Eine momentane Stille hatte einstweilen unten auf dem Platze geherrscht, die Menge hatte sich vor die Stadt hinaus begeben, um die Regimenter vorüber marschieren zu sehen; jetzt kehrte sie wieder zurück, vermuthlich weil sie von den zu erwartenden vornehmen Reisenden etwas vernommen, und entschossen war, die Ankunft derselben abzuwarten.

Gelächter, einzelne Guitarrenklänge, fröhlicher Gesang, mitunter auch Zank und Geschrei tönten zu Ferdinands Fenster hinauf. Plötzlich wurde das lustige Toben noch lauter, und zog sich näher dem Hause zu; unten im Gasthofe entstand ein tumultuarisches Durcheinanderlaufen, Fackelschein erhellte mit röthlichem Schimmer Ferdinands öde vier Wände, er blickte zum Fenster hinaus, es war die Prinzessin; ihr Wagen, von einigen andern gefolgt, fuhr so eben vor dem Hause an. Eine Dame bog sich aus dem Schlage hinaus, ein äußerst mildes, zartes Frauenantlitz vom flackernden Scheine der Fackeln, wie von einer Glorie umgeben, leuchtete ihm entgegen;

ein Gesicht, welches man, unerachtet der dunkeln Haare und Augen, kaum für ein italienisches halten konnte, und er eilte die Treppe hinab, der Dame entgegen, mit welcher eine sonderbare Verpflichtung ihn in ein noch sonderbareres Verhältniß gebracht hatte.

Die Fürstin begrüßte ihn, mit der den vornehmen italienischen Frauen eignen graziösen Würde, sie dankte ihm nochmals für seine Bereitwilligkeit, in dieser verwilderten Zeit einer Schutzlosen beizustehen, und wußte dabei sehr geschickt ihren Worten einen Anschein freundschaftlichen Vertrauens zu geben, während sie eigentlich doch nur eine ganz gewöhnliche Pflicht der Höflichkeit gegen ihn erfüllte. Ferdinanden aber wurde dabei zu Muthe, als klänge ein Ton aus dem fernen Vaterlande zu ihm herüber, als stände er Angesichts der fernen blauen Hügel seiner Heimath, unter deutschen Eichen, und blicke in blaue Augen. Eine ihm selbst unbegreifliche Wehmuth kam über ihn, indem er die immer noch schöne Fürstin betrachtete. Sie mochte nicht viel über dreißig Jahre zählen, würde aber in Deutschland für etwas älter gehalten worden seyn, denn der erste rosige

Schimmer der Jugend verfliegt in Süden weit früher, als in unserem Norden. Eine eigne namenlose Grazie begleitete jede Bewegung der, bei höchster Zartheit, vollkommen ebenmäßigen Gestalt; jedes ihrer Worte gewann durch den schmeichelnden melodischen Ton ihrer Stimme eine tief zum Herzen dringende Gewalt, und die edlen Züge ihres Gesichts, der milde Schimmer der dunkeln Strahlenaugen ließen bei ihr nichts von alle dem vermissen, was sie vielleicht mit ihrer ersten Jugendblüthe verloren haben mochte.

«Arme schöne Frau!» seufzte Ferdinand vor sich hin, indem er sie am Arm einer Dame, die neben ihr im Wagen gesessen hatte, fröhlich in das Haus gehen sah, «du ahnest nicht, welche Trauerbotschaft dich, vielleicht morgen schon, wekken wird.» Das Bild ihres vielleicht in diesem Augenblick verscheidenden Gemahls stieg vor ihm auf, er wandte, von innerer Wehmuth übermannt, sich seitwärts, und sein thränenschwerer Blick fiel gerade in ein Paar dunkel glühende schwarze Augen, die mit seltsamem, fast sehnsüchtigem Ausdruck sich ihm zuwandten. Er fühlte wie sein eigenes Auge von ungewohntem Feuer leuchtete,

indem er die jugendliche, üppig blühende Gestalt betrachtete, der diese Flammenaugen angehörten, und eilte, ihr den Arm zu bieten, um sie der Fürstin nachzuführen, zu deren näherem Gefolge sie zu gehören schien.

In einer Art Scheune, welche der Gastwirth, mit ächt italienischer Prunksucht, einen Salon nannte, wurde Ferdinand jetzt von der Fürstin den sie begleitenden Damen, als ihr, von ihrem Gemahl ihnen bestimmter Beschützer vorgestellt. Zuerst einer Dame über die Jahre des mittleren Alters hinaus, deren Aeußeres Spuren großer ehemaliger Schönheit mit Würde vereinte, der Marchesa Clementina, einer nahen Anverwandtin des Herzogs, seit mehreren Jahren verwittwet. Genaue Bewahrung des äußern Anstandes, unablässige Sorge, auf keine Weise dem hohen Range ihrer eignen Person sowohl, als ihrer Familie, etwas zu vergeben, war von jeher die Hauptbeschäftigung ihres Lebens gewesen; sie war stolz, das ließ sich nicht ableugnen, doch, weit entfernt von beleidigendem Hochmuth, wußte sie durch eine gewisse abgemessene Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen, so daß ihr jeder gern und willig alle

die Vorzüge einräumte, auf die sie in jeder Hinsicht Anspruch machen konnte. Eben um den äusseren Anstand zu schonen, hatte sie sich entschlossen, die weit jüngere Gemahlin ihres nächsten Verwandten zu begleiten, damit im Auslande der Erscheinung derselben durch ihre Gegenwart ein würdigeres Ansehen gegeben werde.

«Die Marchesa ist in einiger Hinsicht sogar Ihre Landsmännin,» setzte die Fürstin lächelnd hinzu, indem sie den Grafen ihr vorstellte: «sie ist, wie mein Gemahl auch, in Deutschland geboren, und hat sogar die Sprache ihres Geburtslandes noch nicht ganz vergessen.»

Der Marchesa folgte in der Reihe der Damen die Contessina Bianca, mit dem dunkel glühenden Flammenblick, den jetzt ein freundliches Lächeln verklärte, indem sie vor Ferdinanden sich verneigte. Sie bekleidete gewissermassen die Stelle der Hofdame bei der Fürstin. Zwei liebliche, wehmüthig stille Erscheinungen machten den Beschluß, zwei Griechinnen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, die ältere Olinda, die jüngere Roxandra genannt. Sie hatten durch einen schnellen Tod ihren Vater in Neapel verloren, völlig

abgeschnitten von Freunden, Verwandten und dem geliebten Vaterlande, waren die armen, mit der Welt noch ganz unbekannten Kinder, im fremden Lande schutzlos zurück geblieben, und achteten es für eine große Wohlthat, als die Marchesa sich ihrer annahm, und ihnen endlich vorschlug, sie und die Fürstin auf dieser Reise zu begleiten. Dem Range nach standen sie zwischen der Hofdame und den Kammerfrauen, aber obgleich sie letzteren in der Verwaltung ihres Amtes Hülfe zuweilen freiwillig leisteten, so zeichneten sowohl die Marchesa, als die Herzogin sie dennoch vor denselben auf alle Weise aus, zogen sie mit zur Tafel, und behielten sie immer in der Nähe. Doch unerachtet aller Güte und Freundlichkeit, mit welcher die armen Mädchen sich behandelt sahen, blieb ihr Sinn und Gemüth doch ewig dem theuren, ihnen vielleicht auf immer verlornen Vaterlande zugewandt, ein bänglich sehnsüchtiger Ton klang durch ihr ganzes Wesen hindurch. Die schönen Tage ihrer seligen, in Griechenland verlebten Kindheit standen ihnen noch zu nahe, als daß sie diese hätten vergessen können, denn beide waren noch viel zu jung, um die wohlthätige

Einwirkung der Zeit in ihrem Gemüthe zu empfinden.

Dem Grafen lag alles daran, die Fürstin, noch ehe die ihm nur zu wahrscheinliche Nachricht von dem Absterben ihres Gemahls eintraf, zur Bestimmung eines einstweiligen festen Aufenthaltes zu bewegen, und zwar nicht ausserhalb Italien. Er sah vorher, daß dieser Todesfall Umstände herbeiführen könne, die ihre persönliche Gegenwart, oder doch nicht zu weite Entfernung von den Besitzungen des Duca nothwendig machen würden. Letztere lagen größtentheils mitten im Schauplatz der jetzt vorwaltenden Unordnung, und aller Gräuel eines Bürgerkrieges, oder doch wenigstens demselben zu nahe, als daß die trauernde Wittwe sich der ringsumher rasenden Partheienwuth hätte aussetzen dürfen. An einen längern Aufenthalt in den ärmlichen Städtchen längs dem Garda-See war ebenfalls nicht zu denken, so reizend die Umgebungen desselben auch sind; aber Verona stand ihr offen, und Mantua, nebst mehreren bedeutenden andern Städten des nördlichen Italiens. Ferdinand suchte noch während der Abendtafel diesen Gegenstand zur Sprache zu

bringen, und wider sein Hoffen und Erwarten gelang es ihm, zu einer schnellen Entscheidung zu gelangen, obgleich er den Hauptgrund verschweigen mußte, der ihn eine solche wünschen ließ.

Die Marchesa hatte von einem ihrer Freunde den Auftrag erhalten, der Fürstin eine diesem angehörende Villa, in der fruchtbaren Ebene der Lombardei und in der Nähe von Mailand, zum Aufenthalt anzubieten, bis die Unruhen sich gelegt haben würden. Zwar erhob die Fürstin mancherlei Einwendungen gegen die Annahme dieses Erbietens; denn es hatten in früherer Zeit einige Mißhelligkeiten zwischen dem Eigenthümer jener Villa und ihrem Gemahl obgewaltet, und sie zweifelte darum, daß es letzterem angenehm seyn würde, wenn sie einer persönlichen Verbindlichkeit gegen seinen alten Widersacher sich schuldig machen sollte. Doch Clementinens gelassene und einsichtsvolle Vorstellungen wußten allen Gegengründen der Fürstin entgegen zu kommen, und sie endlich völlig zu beseitigen. Die Reise nach Mailand wurde auf den nächsten Morgen angesetzt, und der Stallmeister der Fürstin, der einzige männliche Begleiter von etwas höherem

Range, den sie bei sich hatte, wurde einstweilen voraus geschickt, um in der Villa alle nöthigen Vorkehrungen zu ihrem Empfange zu treffen.

Jede Reise ist gleichsam ein gedrängter Auszug, eine Art Quintessenz des ganzen Menschenlebens; unsre Tugenden, unsre Fehler, unsre Launen treten im Laufe einer solchen im grellsten Lichte hervor, besonders aber unsre üblen Angewohnheiten, die im geselligen Leben oft störender auffallen, als selbst lasterhafte es könnten. Wenige Tage in der engen Gemeinschaft zugebracht, die Reisegefährten nie ganz vermeiden können, führen ein genaueres Erkennen der gegenseitigen Charaktere herbei, als Jahre es würden, die man in gewöhnlichem, geselligem Umgange mit einander verlebte; und gewiß würde die Zahl der unglücklichen Ehen, aber auch die der Ehen überhaupt, weit geringer ausfallen, wenn jedes verlobte Paar, als eine Art Noviziat, ehe es am Altar sich auf immer mit einander verbände, eine gemeinschaftliche Reise von einigen Monaten antreten müßte, statt jener, die zufolge dem Gebrauch unsrer Zeit, gleich nach dem Hochzeitstage gewöhnlich unternommen wird.

Auch Ferdinand gelangte während der kleinen Reise nach Mailand zu einer näheren Bekanntschaft mit den seinem Schutze empfohlenen Damen, und wurde auch seinerseits von ihnen besser gekannt, doch das Resultat dieses gegenseitigen Erkennens gehörte zu den erfreulichsten. Der Fürstin ruhige Heiterkeit, ihre unaussprechliche Güte, die dennoch nie in geistlose Apathie ausartete, milderten sehr bald seinen Unmuth über seine gegenwärtige Lage; der Marchesa wahrhaft vornehmes und doch nie drückendes Benehmen, die klare verständige Besonnenheit, die sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, erfüllten ihn mit ungeheuchelter Achtung, und Bianca's blendende Schönheit, die leidenschaftliche Beweglichkeit dieser durchaus südlichen Natur, zogen auf das angenehmste ihn an. Um sie nur lächeln zu sehen, war er unabläßlich bemüht, jeden ihrer kleinen Wünsche zu erfüllen, und sie lächelte ihm oft, denn ihrer Wünsche waren eben nicht wenige.

Nicht so war es mit den beiden jungen Griechinnen; die furchtsamen, gedrückten Kinder äußerten in ihrer Demuth nur immer das Verlangen, auf keine Weise lästig zu werden; Ferdinand

machte es sich hingegen zur angenehmen Pflicht, durch mancherlei an sich unbedeutende Aufmerksamkeiten ihr trübes Daseyn zu erheitern, und fand dafür in ihrer stillen Dankbarkeit und der sichtbaren Zufriedenheit, mit welcher die Marchesa sein Betragen gegen ihre Lieblinge bemerkte, den süßesten Lohn. So fühlte er sich denn sehr bald in dem kleinen Frauenkreise gewissermaßen einheimisch geworden, dem er mit innerm Widerstreben sich angeschlossen hatte.

In Mailand selbst aber gewannen seine Verhältnisse gar bald eine andere Gestalt, die ihn weniger ansprach. Die Fürstin beschloß, einige Zeit in dieser großen, lebensreichen Stadt zu verweilen, in der es damals von Fremden wimmelte, besonders von Flüchtlingen, wie sie selbst war. Sie sowohl als die Marchesa kannten vom Landleben nichts, als die in Italien gebräuchlichen Villeggiaturen der Großen, bei denen man die Gesellschaft, in der man in der Stadt lebt, samt allen ihren Vergnügungen und Gewohnheiten mit sich auf das Land hinausführt. Der Gedanke, in stiller ländlicher Einsamkeit einige Wochen hinbringen zu können, war beiden, be-

sonders der Marchesa, völlig fremd. Deßhalb mußten in Mailand eine Menge Besuche gegeben werden; frühere Bekanntschaften wurden erneuert, neue angeknüpft; und so bildete sich sehr schnell ein kleiner geselliger Kreis, der da versprach, ihnen recht bald auf das Land zu folgen, indem die Villa, die sie beziehen wollten, geräumig genug war, um eine nicht ganz unbedeutende Anzahl Gäste aufnehmen zu können.

Ferdinand mußte in dieser Zeit bald die Rolle eines Hofmarschalls der Fürstin, bald die eines Hofkavaliers übernehmen; ihm blieb beinah kein freier Augenblick. Die innere Ermüdung, die geistige Abspannung, in die er nach einigen so verlebten Tagen verfiel, so sehr er sie auch zu verbergen strebte, entgingen weder dem geübten Scharfblick der Marchesa, noch dem ihm näher verwandten Sinne der Fürstin. Beide Damen beriethen sich darüber unter einander, sie fühlten die Verbindlichkeit, die sie ihm schuldig waren, sie wünschten auf keine Weise seine Gefälligkeit gegen sie zu mißbrauchen, und beschlossen endlich, für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes auf dem Lande den Vicomte de Belleville einzuladen, den

Sohn eines alten Freundes der Marchesa, der sich eben auch in Mailand befand. Sie konnten im voraus überzeugt seyn, daß der junge Franzose eine solche Gelegenheit, sein Haupttalent geltend zu machen, mit Freuden ergreifen würde, und daß er alle Pflichten eines Hofkavaliers, den sie nun einmal nicht entbehren zu können glaubten, mit unsäglichem Eifer erfüllen werde, ohne dazu von ihrer Seite besonders aufgefordert zu seyn.

Sie fanden sich in ihren Erwartungen von ihm nicht getäuscht. Sobald sie mit ihm in der Villa anlangten, war Belleville im Dienste der Damen unermüdlich; man hätte beinahe auf den Gedanken verfallen können, er verstehe die Kunst, seine Persönlichkeit zu vervielfältigen, denn er war immer und überall zugegen, wo man seiner für den Augenblick bedurfte. Auf der Promenade bot er den Damen den Arm, in der Kapelle das Weihwasser; im Salon war er unablässig für die Unterhaltung der Gesellschaft besorgt, die, nach einigen Tagen, durch das Hinzukommen der früher eingeladenen Gäste sich ansehnlich vermehrte. Der Fürstin und ihrer edlen Verwandtin gegenüber, war er von ehrfurchts-

voller Bewunderung ganz hingerissen, und immer auf dem Sprunge, ihre Wünsche zu erfüllen, ehe sie sich selbst deren deutlich bewußt wurden. Der schönen Bianca bemühte er sich, durch Blicke, Seufzer und leise Andeutungen den tiefen Eindruck zu verstehen zu geben, den sie auf sein Herz gemacht hatte; sogar die kleinen Griechinnen wurden von ihm nicht übersehen, am wenigsten Olinda, der erklärte Liebling der Marchesa; kein Tag verging, an dem er ihnen nicht einen sinnreich geordneten Blumenstrauß überreicht, und mit zierlich gedrechselten Lobsprüchen ihren jugendlich erblühenden Reizen gehuldiget hätte.

Ferdinand sah durch Belleville's Bemühen sich beinahe völlig in den Ruhestand versetzt, und benutzte ohne Bedenken die ihm dadurch gewonnene Freiheit. Er war von Jugend auf gewohnt, mehrere Stunden des Tages mit sich allein zuzubringen, und der lange Schmerz, der in die Blüthenzeit seiner Jugend gefallen war, hatte diese Gewohnheit ihm noch werther gemacht. Anfangs floh er die Gesellschaft der vornehmern Welt, um ungesehen und unbeobachtet seinem Schmerze sich hingeben zu können, späterhin achtete er es

für eben so unbequem als seiner unwürdig, sich von ihr Fesseln anlegen zu lassen, die jeder freien Bewegung seines Geistes wie seines Gemüthes hemmend entgegentreten mußten, ohne ihm die kleinste Entschädigung dafür bieten zu können. Doch blieb er weit davon entfernt, sich unbedingt der Einsamkeit hinzugeben, oder die Menschen zu fliehen; im Gegentheil, es machte ihm Freude, das Treiben und Thun derselben in zwangloser Freiheit zu beobachten, und er liebte eben deshalb Italien und die regere Lebendigkeit seines Volkes, das von dem glücklichsten Klima begünstigt, sein häusliches Leben fast ganz nach Aussen gewendet hat, und der vier beengenden Wände beinahe nur bedarf, um in ihrem Schutze zu schlafen. Unaussprechlich zuwider war ihm das eigentliche Salonleben, in welchem man jeden Schritt, jede Bewegung im voraus berechnen kann, und die, welche nur in diesem zu Hause sind, kamen ihm wie Marionetten vor, denen ein, durch alle hindurchlaufender Drath ein scheinbares Leben verleiht. Sogar jetzt, von geistreichen, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Frauen umgeben, war ihm oft zu Muthe, als habe man ihn

gewaltsam entführt, als sey er gar nicht mehr in Italien, weil der Anblick des Volkslebens ihm fehlte. Er entbehrte mit diesem der gewohnten Zerstreuung, sein Gemüth war überdem sehr bedrückt, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte, von dem Leben oder Tode des Gemahls der Fürstin sich Nachricht zu verschaffen. Die Empörung im Königreiche Neapel griff mit jedem Tage um sich, der Lauf der, in diesem Lande ohnehin sehr unregelmäßig gehenden Posten war durch die östreichische Armee völlig gehemmt, und überhaupt jede Kommunikation mit dem Süden unmöglich geworden. Auch von Deutschland aus trafen nur selten Nachrichten ein, und er führte im eigentlichsten Sinne ein von der Außenwelt völlig abgeschiedenes Leben.

Die Nachsicht, mit welcher man ihn hier ganz ungestört seinem eignen Willen frei gab, ließ ihn indessen doch die Verpflichtung empfinden, sich auf einige Zeit in Verhältnisse zu fügen, deren er ungewohnt war. Er beschloß, wenigstens die kleinere Hälfte des Tages und den Abend der Gesellschaft zu weihen, und nur den Morgen und Vormittag nach eigenem Gefallen hinzubringen.

Weder der Fürstin noch der Marchesa schien es unangenehm aufzufallen, daß er gewöhnlich erst gegen die Zeit der Mittagstafel sich ihrem Kreise näherte; sobald er erschien, empfingen ihn beide mit zuvorkommender Auszeichnung; und tausend kleine Züge in ihrem Benehmen gaben ihm die schmeichelnde Gewißheit, daß sie ihn mit wahrem Wohlwollen als einen bewährten Freund zu ehren wünschten. Er fühlte zugleich, daß er durch sein ungezwungenes und doch nirgend gegen die einmal angenommene Regel anstoßendes Betragen allen gefiel, den einzigen Belleville vielleicht ausgenommen, und dieses Bewußtseyn gab ihm eine angenehme Sicherheit, die gleich wohlthätig auf ihn selbst und auf seine Umgebungen einwirkte.

Nur eines machte ihn beklommen, und erfüllte ihn oft mit Unmuth gegen sich selbst; der schönen Bianka holde Freundlichkeit, ihre auffallende Art, ihn jedem Andern vorzuziehen, als müsse das so, und könne gar nicht anders seyn. Ihre blendende Schönheit, die frische Lebendigkeit ihres Wesens zogen ihn unwiderstehlich in ihre Nähe, es war ihm unmöglich, die unbeschreibliche Theilnahme, die sie ihm bewies, nicht zu

erwiedern, und doch wußte er von inneren Vorwürfen sich oft nicht zu retten, wenn er, im Gespräch mit ihr, das große, dunkle Feuerauge in leidenschaftlicher Glut aufblitzen sah. Er war überzeugt, nie wieder lieben zu können, und doch ward sein Auge zum Spiegel des ihrigen, die Flamme, die aus jenem hervorbrach, strahlte es unwillkührlich wieder zurück. Soviel Huld und Anmuth mit Kälte zu erwiedern, war, ihr gegenüber, ihm unmöglich, doch nur ihr gegenüber. So wie er ihrem Zauberkreise entrückt ward, blieb in seinem Gemüthe fast keine Spur der innigen Ergebenheit zurück, die er sich nicht enthalten konnte, ihr zu beweisen, so lange er in ihrer Nähe verweilte, und die er in solchen Momenten auch wirklich empfand. Belleville beobachtete beide mit allen Zeichen wüthender Eifersucht, er unterließ es sogar nicht, durch Bemerkungen seinem innern Zorn Luft zu machen, welche augenscheinlich nur durch die Gegenwart der Fürstin in den Schranken der Mäßigung erhalten wurden, und dieses Betragen eines Nebenbuhlers, den er weder besonders achtete, noch liebte, trug allerdings auch dazu bei, Ferdinanden von einer

Abänderung seines Betragens in Hinsicht auf Bianca abzuhalten.

Wie man vor der Glut der hoch am Himmel strahlenden Sonne sich gern zuweilen einer tief im Schatten rieselnden Quelle zuwendet, so wandte auch Ferdinand sich gern von Bianca's blendender Erscheinung dem lieblichen, bleichen Griechenkinde Olinda zu, das, mit jener im holdesten Kontrast, die Demuth und Anspruchslosigkeit selbst war. Er begegnete so gern dem schüchternen Blicke des erröthenden Mädchens, das nur selten den dunkeln Schleier der langen, seidenen Augenwimper gegen ihn aufschlug. Die weiche Hingebung des armen Kindes rührte ihn nicht minder tief, als dessen wirklich hartes Geschick; doch auch hier blieb er in seinem Gemüthe von leisen Vorwürfen nicht ganz frei, welche die ihm eigne Bescheidenheit ihm gewiß erspart haben würde, hätte nicht das Betragen der Marchesa ihm über Olindens Gefühl für ihn Aufschluß gegeben. Er sah diese Dame immer freundlicher gegen ihn werden, je öfter er mit diesem ihrem Lieblinge sprach, sie hatte oft geäussert, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als Olinden an

der Hand eines edlen Mannes recht bald einen sichern Standpunkt im Leben gewinnen zu sehen, er bemerkte, wie sie ihm jede Annäherung zu der jungen Griechin erleichterte, und die Furcht, den innern Frieden dieses jugendlichen, ohnehin von der Hand des Schicksals schwer getroffenen Wesens vielleicht auf lange zu trüben, bemächtigte sich seiner um so schmerzlicher, jemehr er sich innerlich ihrer als einer Thorheit schämte. Wider seinen Willen mußte er in Olindens sanftem Auge, in dem bebenden Ton ihrer süßen Stimme, wenn sie zu ihm sprach, den Eindruck bemerken, den er auf dieses junge Herz gemacht hatte; vergebens sträubte er sich dagegen, vergebens versuchte er, ihr Gefühl für ihn Dankbarkeit, kindliches Hinneigen einer unerfahrnen Unschuld zu nennen, eine Stimme erhob sich in seinem Gemüthe, die es für das anerkannte, was es war, für das erste Erwachen eines weichen, Liebe bedürfenden Herzens, das leider mehr für den Schmerz, als für die Freude organisirt zu seyn schien. Wie hätte er jemals sich entschließen können, durch Nichtbeachtung diesem zarten Wesen wehe zu thun, das, gleich der Sensitive, bei je-

der unsanften Berührung sich schmerzlich in sich selbst zusammenzog! Er konnte es nicht, selbst nicht in Gegenwart der Fürstin, die er gleich einer Gottheit verehrte.

Die Fürstin! Seit er in dieser Villa mit ihr lebte, hatte er sie nie anders als im Beiseyn Anderer gesehen, sogar nicht einmal in ihrem Zimmer, wohin sie ihn zuweilen rufen ließ, um sich mit ihm über die Möglichkeit, von ihrem Gemahl Nachricht zu erhalten, zu berathen. Immer war entweder Bianca gegenwärtig, oder die stolzen klugen Augen der Marchesa blickten seltsam forschend ihn an. Kein einziges, recht aus dem Herzen gesprochenes Wort, keine Aeusserung, die nicht auf der Wage der strengsten Etikette Probe gehalten hätte, durften jemals zwischen ihm und ihr zur Sprache kommen; eine unsichtbare Scheidewand verhinderte von beiden Seiten jede geistige Annäherung, und doch hatte er seit Jahren keine Frau gesehen, zu der er, frei von jedem leidenschaftlichen Gefühl, mit so vollkommenem Vertrauen, mit so inniger Ergebenheit sich hingezogen fühlte. Sie war ihm eine Heilige, ein höheres geistiges Wesen, er fühlte, wie ihr heller

Blick sein Innres durchschaute, und wünschte nichts sehnlicher, als vertrauensvoll jede Regung seines Gemüthes ihr offenbaren zu dürfen. Auch lag in ihrer ganzen Erscheinung etwas ihm so Bekanntes, im Blick, im Gange, vor allem im Ton ihrer Stimme; aber vergebens rief er die Vergangenheit sich zurück, nie und nirgend war er einem lebenden Wesen begegnet, das auch nur eine Spur entfernter Aehnlichkeit mit ihr gehabt hätte; und so gestand er sich endlich, daß nur die reine Harmonie, die klare Vollendung ihres ganzen Daseyns diesen Zauber an ihm übten, und ihm vorspiegelten, eine Erscheinung früher wirklich gekannt zu haben, die nur bisher, als Ideal weiblicher Vollkommenheit, seinem Geiste vorgeschwebt hatte.

Die zwanglosesten Stunden der Unterhaltung, an der auch die Fürstin heitern Antheil zu nehmen pflegte, fielen gewöhnlich in die Abendzeit, wo denn die ganze Gesellschaft sich in einem schönen Gartensaale zu einer leichten Kollation zu versammeln pflegte. Ferdinand gewöhnte sich sehr bald, seine Tage nur nach diesen Abenden zu zählen, die dennoch zuweilen durch Spazierfahr-

ten, oder Besuche ausserhalb dem Hause verdrängt wurden. Zwanglose Freude, Scherz, Lachen und Gesang gingen um die mit Blumen, Früchten und Erfrischungen aller Art besetzte Tafelrunde; es war, als ob mit der Tageshitze auch jedes einengende Verhältniß verschwunden sey, obgleich die strengste Sitte dabei immer vorherrschend blieb, und Niemand es wagte, auch nur von fern die scharf gezogene Gränze der Schicklichkeit zu berühren.

Ferdinand hatte, er wußte selbst nicht wodurch, bei diesen Kollationen seinen bestimmten Platz, der Fürstin und der Marchesa gegenüber, an Bianca's Seite erhalten, und letztere suchte hier eben so wenig als anderswo sich in ihrem Benehmen gegen ihn Zwang anzuthun; er selbst, theils von ihr selbst, theils durch allerlei Zufälligkeiten dazu veranlaßt, konnte es nicht immer vermeiden, ihr als der anerkannt Schönsten zu huldigen. Ein unbehagliches, ihn innerlich beschämendes Gefühl bemächtigte sich seiner, wenn er nach einer solchen, ihm beinahe abgezwungenen Auszeichnung der schönen Hofdame, das Auge zu der ihm gegenübersitzenden Fürstin erhob, oder

zufällig nach der entferntesten Seite der Tafel hinüberblickte, und gewahr wurde, wie Olinda, den umdunkelten Blick auf ihn geheftet, bleich und zitternd, Todesschmerz in allen Zügen, sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Um sich nur einigermaßen aus diesen quälenden Verhältnissen zu retten, pflegte er dann wohl irgend ein von Bianca leicht hingeworfenes Wort aufzunehmen, und sie in eine Art geistreichen Krieg zu verwickeln, dem ihr leichter spielender Witz ziemlich gewachsen war. Sie verfehlte auch nie, mit gewohnter Lebhaftigkeit darauf einzugehen, so daß er bald laut genug geführt wurde, um die ganze Gesellschaft daran Theil nehmen zu lassen. Die, welche sich dazu geeignet fühlten, mischten sich freudig in den lustigen Kampf, die Uebrigen ergötzten sich am Zuhören. Sogar die Marchesa verschmähte es nicht, dann und wann ein gelassen ausgesprochenes, aber immer den rechten Punkt genau treffendes Wort zu der fröhlichen Unterhaltung beizutragen, und auch die Fürstin pflegte oft mit recht anmuthiger Heiterkeit sich hinein zu mischen. Diese legte dabei so viel anspruchslose Bescheidenheit an den Tag, eine so rege

Gemüthlichkeit, der auch das ihr am Fernsten Liegende, sobald es nur eine Seite rein menschlichen Empfindens berührte, nie fremd blieb, daß Jedem wohl um das Herz ward, der sie anhörte. Die Leichtigkeit, in die Gefühle wieder einzugehen, durch die sie vor allen Uebrigen sich auszeichnete, zog alle unwiederstehlich zu ihr hin.

Belleville blieb natürlicher Weise bei diesen Uebungen des Witzes kein müßiger Zuhörer, sondern pflegte sich im Gegentheil als einer der Vorlautesten auszuzeichnen. Er schien es besonders darauf anzulegen, als Ferdinands erklärter Gegner aufzutreten, wenn gleich nicht immer mit ausgezeichnetem Gelingen. Die Ausfälle, die er gegen diesen sich erlaubte, waren oft mehr boshaft als witzig, je nachdem sich den Tag über die Dame seines Herzens gegen ihn bezeigt hatte, für die er jetzt in vollem Ernst so leidenschaftlich entbrannt war, als er sich früher bemüht hatte, es zu scheinen.

Ferdinand bedurfte oft aller mühsam errungenen Gewalt über sich selbst, um dem eitlen Franzosen, aus ehrerbietiger Rücksicht gegen die Fürstin, alles was dieser sich gegen ihn erlaubte,

ungestraft hingehen zu lassen. Eines Abends aber fühlte er dennoch seinen mit aller Anstrengung festgehaltnen Gleichmuth wankend werden. Bianca war nie schöner erschienen, als an diesem Tage, aber auch nie hatte sie sich Ferdinanden huldreicher zugeneigt. Der Vicomte seinerseits glühte vor Eifersucht und innerem Zorn, und verfiel endlich in ein völliges Vergessen seiner selbst und seiner Umgebungen. Die gewohnte fröhliche Unterhaltung war eben in vollem Gange, und Belleville nahm die Gelegenheit wahr, sich durch einen beißenden Einfall Luft zu machen, der nicht nur Ferdinanden, sondern auch Bianca verletzte. Ein zur Rache aufforderndes Wort schwebte auf den Lippen der letzteren, die Flamme des heftigsten Zornes blitzte in Ferdinands Augen auf, doch die immer und alles beobachtende Marchesa wurde beides gewahr, und stand plötzlich unter dem Vorwande, sich unwohl zu befinden, von ihrem Sitze auf. Sie winkte Ferdinanden, ihr, wie er alle Abende that, bis in die Vorhalle des Schlosses den Arm zu geben, und hatte wahrscheinlich vor, ihm auf dem Wege dahin ein Paar begütigende Worte zu sagen; doch ihr Aufbruch ward

von der ganzen Gesellschaft wie ein Signal angesehen, ihr zu folgen. Die Fürstin ging am Arm des Vornehmsten unter ihren Gästen ihr zur Seite; die beiden Griechinnen drängten in großer Besorgniß sich dicht an sie heran; die ganze Gesellschaft umgab sie, und sie sah sich gezwungen, Ferdinanden unten im Schlosse wie gewöhnlich zu entlassen, ohne ihren Zweck erreichen zu können.

Nachdem alles zur ungewohnt frühen Stunde auseinander gegangen war, kehrte Ferdinand noch einmal in den Garten zurück; noch immer kochte das wild aufgeregte Blut in seinen Adern, er wollte Kühlung suchen in der frischen thauigen Nacht, und stieß sogleich auf Belleville, der auch noch, wahrscheinlich aus gleicher Absicht, auf der Terrasse, dicht unter Bianca's Fenster, auf und ab wandelte.

Bei seinem Anblick brauste Ferdinands Zorn von neuem auf, doch er berücksichtigte den Ort, wo sie beide sich befanden, und suchte die Ausbrüche desselben zu mäßigen.

«Der Herr Vicomte lieben es, wie ich sehe, die Kühlung der Nacht zu genießen,» sprach er,

höflich ihn begrüßend, «die Morgen aber sind nicht minder schön in diesem Lande, und ich wünschte, Sie möchten sich, etwa morgen früh um vier Uhr, entschließen, einen Spaziergang im Freien zu machen.»

«Warum nicht? besonders in guter Gesellschaft,» erwiederte der Vicomte im nämlichen Ton, «ich habe mich schon lange danach gesehnt. Wohin wünschen Sie, daß wir gehen?»

«Ich dächte in's Boskett, am Ende des Gartens,» sprach Ferdinand.

«Der Platz ist eben nicht der bequemste,» erwiederte Belleville, «doch wenn wir erst beisammen sind, steht es ja bei uns, einen andern zu suchen. Rechnen Sie auf mich, Punkt vier Uhr habe ich die Ehre, den Herrn Grafen im Boskett zu erwarten. Sie kommen ohne Begleitung?»

«Ganz allein,» erwiederte Ferdinand, und schlug, ihn abermals höflich grüßend, einen andern Weg ein.

Der herrlichste Morgen war so eben über die üppig reiche Gegend aufgegangen, als Ferdinand dem Boskette zueilte, der Vicomte war ihm aber

dennoch zuvorgekommen, er fand ihn schon seiner erwartend.

«Sie kommen ohne Degen, Herr Graf?» rief Belleville gleich nach der ersten Begrüßung diesem zu, «wünschen Sie vielleicht Pistolen, und haben welche mitgebracht?»

«Ich komme, wie Sie sehen, ohne alle Waffen,» erwiederte Ferdinand, indem er, um dieses zu bestätigen, seinen Ueberrock von beiden Seiten zurückschlug. Das eiserne Kreuz erster Klasse, das er unter demselben trug, ward durch diese Bewegung sichtbar, Belleville schauderte vor dem bescheidnen Glanz desselben zurück, und legte unwillkührlich von seinem Gefühl hingerissen, die Hand an den Degen.

«Ich begreife, daß der Anblick dieses Ehrenzeichens Sie verletzen muß, Herr Vicomte, und vermied daher bis jetzt, es in Ihrer Gegenwart öffentlich zu tragen,» sprach Ferdinand, indem er seinen Ueberrock ganz gelassen wieder zuknöpfte. «Sie sind aber gewiß gerecht genug,» setzte er hinzu, «um mir einzugestehen, daß ein Mann, der wie ich auf dem Schlachtfelde es erhielt, wohl wagen darf, sich von einem ehrenwerthen

Gegner ein Paar Augenblicke ruhigen Gesprächs zu erbitten, ehe Sie zum Kampfe schreiten, ohne deshalb befürchten zu müssen, für feig zu gelten.»

«Erst Kampf, dann Worte, so viel Ihnen beliebt, das ist so meine Art,» erwiederte der Vicomte trotzig.

«Es ist in der Regel auch die meine, und noch gestern Abend war ich fest entschlossen, von ihr nicht abzugehen, doch besserer Rath kommt über Nacht,» sprach Ferdinand: «Da ich indessen bedeutend älter bin als Sie, Herr Vicomte, so war es auch wohl natürlich, daß mir zuerst der Gedanke an das Unrecht kam, das wir beide im Begriffe standen, zu begehen.»

«Unrecht? Zum Teufel, Herr, sind Sie etwa ein verkappter Priester, und wollen mir hier eine Bußpredigt halten?» rief, höhnisch lachend, Belleville.

Ferdinand hatte Mühe, in dem gemäßigten Ton zu bleiben, den er gleich anfangs angenommen hatte: «ich bin weder das eine, noch will ich das andre,» sprach er mit festem, ernstem Ton und Blick, «aber ich stehe ganz unbewaffnet vor Ihnen, und kam so, in der Ueberzeugung, daß

die ritterlichen Gesinnungen seiner Nation keinem braven Franzosen erlauben werden, einen Feind absichtlich beleidigen zu wollen, der nicht im Stande ist, die Beleidigung augenblicklich zu rächen.»

«Nun so sagen Sie mir denn, was Sie mir zu sagen haben,» rief mit leichtem Erröthen der Vicomte, und warf sich unmuthig auf eine nahe Gartenbank.

«Wir können und dürfen uns hier nicht schlagen, ohne das Gastrecht und die Ehrfurcht zu verletzen, die wir der Fürstin zollen müssen, auf deren Einladung wir hier sind,» sprach Ferdinand, indem er sich neben ihn auf die Gartenbank setzte.

«Bei meiner Ehre, Sie haben Recht, und es ist unverzeihlich, daß ich nicht selbst dies bedacht habe,» rief der Vicomte. «Wohin wollen wir?» setzte er von der Bank aufspringend hinzu, «wollen wir an die Gränze?»

«Sobald ich wieder frei bin, Vicomte, stehe ich Ihnen überall zu Befehl,» erwiederte Ferdinand, «für jetzt aber bindet mich ein heiliges Versprechen, einem sterbenden Freunde geleistet. Ich vertraue Ihrer Ehre das Geheimniß an, daß der Duca schwer verwundet darnieder liegt, ich

habe ihm mein Ehrenwort darauf geben müssen, seine Gemahlin, die von der Gefahr, in welcher er schwebt, keine Ahnung hat, noch seinem Willen zufolge haben soll, so lange zu beschützen, sie nicht zu verlassen, bis sein Schicksal entschieden ist. Bin ich meiner Verpflichtung gegen diese Dame entlassen, so bin ich jede Stunde zum Kampfe mit Ihnen bereit, doch bis dahin bin ich gebunden, das sehen Sie selbst ein.»

«So sey es denn,» rief der Vicomte, und wollte sich entfernen, doch Ferdinand hielt ihn zurück.

«Gönnen Sie mir noch ein Paar Augenblicke,» sprach er, «es gibt noch eine Dame, wegen derer ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin, die Contessina Bianca: Sie lieben sie .....»

«Ich bete sie an! mögen Sie, mag die ganze Welt es wissen,» fiel Belleville mit großem Ungestüm ein; «aber jetzt ist es an mir zu fragen, wollen Sie Ihren Feind beleidigen, den Sie so eben durch Ihre Erklärung waffenlos gemacht haben?»

«Ich bin es der Ehre dieser Dame schuldig, Sie aus einem seltsamen Mißverstand zu ziehen,

in welchem Sie mir befangen scheinen, Herr Vicomte,» erwiederte Ferdinand sehr gemessen. «Sie sehen mich ihr die Bewunderung zollen, die kein Mann der Schönheit versagen kann, besonders wenn sie in so blendendem Glanze erscheint wie hier; doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß zwischen mir und Bianca kein näheres Verhältniß in keiner Art besteht; daß ich sogar sie nie anders als in der Gesellschaft gesehen und gesprochen habe, und durchaus nicht in dem Wahne stehe, auf ihre Hand oder ihr Herz Ansprüche machen zu können, sie ist frei, vollkommen frei, frei wie ich selbst es bin.»

Ein leichtes Geräusch in der Nähe hielt den Vicomte von der Antwort auf diese unerwartete Erklärung ab. «Ich glaube nicht, daß wir für jetzt einander noch weiter etwas zu sagen hätten,» nahm Ferdinand, nach einer kleinen Pause, während welcher sich nichts weiter hören ließ, wieder das Wort. «Wir Beide sind in einem zu aufgeregten Zustande, als daß es uns angenehm seyn könnte, von Spaziergängern, deren Annäherung ich zu hören glaube, hier beisammen getroffen zu werden. Vicomte, ich habe Ihnen

nicht Frieden, aber Waffenstillstand geboten, lassen Sie diesen auch in unserem geselligen Verkehr einstweilen gelten, wir sind es den hohen Damen, deren Gäste wir beide wurden, schuldig, durch unsere persönliche Mißhelligkeiten den Frieden ihres Hauses nicht zu stören, sondern uns vielmehr dahin zu vereinen, ihn aufrecht zu erhalten. Was ferner geschehen soll, wenn ich meiner jetzigen Verpflichtung gegen die Fürstin entlassen bin, darüber mag die Zukunft entscheiden, Sie werden mich immer bereit finden.»

Ferdinand entfernte sich mit diesen Worten, und ließ seinen Gegner in einer sehr seltsamen Stimmung zurück. Er haßte den Grafen in diesem Augenblicke herzlicher, als je, denn er hatte dessen Ueberlegenheit empfunden, und sah doch keine Möglichkeit vor sich, einen andern Weg einzuschlagen, als den, welchen ihm dieser angedeutet hatte; die Erklärung, welche er ihm in Hinsicht auf Bianca gegeben hatte, befriedigte ihn nur halb, denn ein junger Franzose seiner Art fürchtet nicht leicht auf einen Nebenbuhler zu treffen, den er nicht durch die Vorzüge seiner

Persönlichkeit aus der Gunst einer schönen Dame sollte verdrängen können.

Aber Belleville wollte nicht nur glücklich seyn, er wollte es auch zu seyn scheinen, und ihm lag vielleicht an letzterem noch mehr, als am ersten. Daß Ferdinand in den Augen der Welt, sowohl bei Bianca als in der Gesellschaft, den ersten Platz beibehalten sollte, ohne daß er, Belleville, nach allem zuletzt Vorgegangenen, ihn daran sollte hindern können, schien ihm unleidlich, und er hätte gern alles, was er besaß, darum gegeben, um nur seinen Widersacher von diesem Platze vertrieben zu sehen.

In Mismuth und inneren Aerger versunken, verließ Belleville endlich das Boskett auf entgegengesetztem Wege von dem, welchen Ferdinand eingeschlagen hatte, und war nur um wenige Schritte von letzterem entfernt, als etwas Weißes, das zwischen dem niedern Gesträuch hervorschimmerte, seine Aufmerksamkeit anregte. Er eilte darauf zu, und fand die Contessina Bianca im thauigen Grase halb ohnmächtig hingestreckt. Schnell wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß sie wahrscheinlich sein Gespräch mit

Ferdinanden belauscht habe; er erinnerte sich deutlich, daß ihr Balkon am gestrigen Abende offen stand, während er dicht unter demselben auf den Grafen stieß; es war fast nicht zu bezweifeln, sie hatte Beider Verabredung, sich hier in dieser frühen Stunde zu treffen, gehört, den eigentlichen Zweck dieser Zusammenkunft ohne Mühe errathen, und war gekommen, um einen Zweikampf zu verhindern, oder auch vielleicht Zeuge desselben zu werden.

Im ersten Augenblick schien Bianca den Vicomte für Ferdinanden zu halten; sie wies seine ihr dargebotene Hülfe sehr unfreundlich zurück, und einige halb unverständliche Vorwürfe entschlüpften ihren Lippen, die Belleville in seiner vorgefaßten Meinung bestärkten. Doch sobald sie diesen für den erkannte, der er war, veränderte sie ihr Betragen, sie erlaubte ihm, ihr aufstehen zu helfen, sprach einiges ziemlich Unzusammenhängende von kalter Morgenluft und feuchtem Grase, und befahl ihm endlich, sie in den Gartensaal zu führen, ihre Kammerfrau ihr dorthin zu senden, und vor allem über ihr Unwohl-

seyn und den Ort, wo er sie gefunden, das strengste Schweigen zu beobachten.

Belleville war froh wie ein König, indem er ihre Befehle erfüllte; er war in seinem Herzen überzeugt, das Spiel jetzt gewonnen zu haben, und obendrein ohne die Gesetze ritterlicher Ehre und der Galanterie gegen Damen zu verletzen, auf die er als ein ächter Franzose unverbrüchlich hielt.

Die Fürstin war an diesem Tage auf einer benachbarten Villa zum Mittagsessen eingeladen, und Ferdinand benutzte das ihm ein für allemal zugestandene Vorrecht, sie nicht dorthin zu begleiten; doch am Abende stellte er zur gewohnten Zeit sich bei der Gesellschaft ein, die sich diesesmal, ihrer geringen Anzahl wegen, nicht im Gartensaal, sondern in den Zimmern der Fürstin versammelte. Die meisten Gäste hatten an diesem Morgen sich beurlaubt, um in ihre Heimath zurückzukehren, und die, welche dieselbe ersetzen sollten, wurden erst in einigen Tagen erwartet.

Dieser Abendverein bot seltsame Erscheinungen, die ihn von allen seinen Vorgängern un-

terschieden, und zwar nicht blos der veränderten Lokalität wegen. Bianca erschien nicht, weil ein plötzliches Kopfweh sie nach ihrer Rückkehr vom Diner überfallen hatte, die Marchesa war von ungewöhnlicher Heiterkeit, bis zur fröhlichsten Laune belebt, Belleville sah aus wie ein junger Triumphator auf dem Operntheater, und Olinda war zum erstenmal in ihrem Leben wirklich blendend schön; es war, als ob ein Strahl von Glückseligkeit die zarte Gestalt von innen heraus durchsichtig hell verkläre.

Alles war fröhlich, nur Ferdinand fühlte sich ängstlich beklommen, kein allgemeines Gespräch wollte aufkommen, und er fürchtete jeden Augenblick, man könne glauben, oder sich wenigstens stellen als glaube man, daß Bianca's Abwesenheit ihn so stumm und einsylbig mache.

Vergebens versuchte er, den gewohnten Ton anzustimmen, bei jedem mißlungnen Versuche dazu fühlte er seine innere Verlegenheit sich steigern, und endlich hob er ganz unwillkührlich einen bittenden, fast Hülfe suchenden Blick zur Fürstin auf, den diese verstand, vielleicht auch ohne es zu wollen oder zu wissen.

«Sitzen wir nicht heute hier, wie eine vom Sturm auf ein schönes unbewohntes Eiland geworfene Gesellschaft Schiffbrüchiger, weil uns die Freunde fehlen, die sonst Leben und Abwechselung in unsern Kreis brachten?» sprach sie lächelnd. «Oder soll ich uns der Gesellschaft von Flüchtlingen vergleichen, zu denen der alte Boccaccio uns in seinem Decameron einführt? Schon unsere Anzahl, und auch manches andere in unserer Lage macht den Vergleich passender. Wie jene dort, so sind auch wir gerade unserer Zehne, fünf Herren und fünf Damen, und auch uns hat größtentheils eine Art von Pest aus der geliebten Heimath vertrieben, welche sich leider, in ihren weit um sich her greifenden Folgen noch zerstörender zeigen kann, als jene, welcher die Geängsteten damals zu entfliehen trachteten. Wie wäre es, wenn wir einmal nach ihrem Beispiel die Stunden durch Erzählungen zu beflügeln versuchten, zu denen jeder von uns beitragen müßte? Und damit sich Niemand durch Mangel an Stoff zu entschuldigen hätte, so will ich für heute die Rolle der Königin freiwillig übernehmen; und schlage daher vor, daß jeder die Geschichte seiner

ersten Liebe uns mittheile. Ich meine damit die allererste, ganz jugendliche Liebe; denn eine solche hat doch gewiß ein Jeder, und wäre es auch an der Gränze der Kindheit, einmal in seinem Leben empfunden.»

Die Marchesa war heute zu gut gelaunt, um nicht in jeden Vorschlag ihrer Cousine freundlich einzustimmen, und die ganze übrige Gesellschaft folgte, wie zu erwarten war, ihrem Beispiel. Ein Kreis wurde gebildet, Loose wurden aufgeschrieben und gezogen, und Ferdinand freute sich innerlich, Nummer Zehn erhalten zu haben, weil er dadurch sicher zu seyn glaubte, daß, für heute wenigstens, die Reihe des Erzählens *nicht* bis an ihn gelangen werde. Noch wurde einstimmig ausgemacht, daß jede erste Liebe, sey sie noch so kindisch, noch so unverständig oder drollig, sammt ihren glücklichen oder unglücklichen Folgen, ohne Hehl der Gesellschaft zum Besten gegeben werden solle; denn der Hauptzweck bei der Wahl dieser Unterhaltung war, sich an dem Kontrast zwischen dem Gewesenen und dem daraus Gewordenen zu ergötzen.

Ein alter französischer Chevalier, mit schnee-

weißem Haar und einem Paar Augen, das diesem durchaus widersprach, hatte Nummer Eins gezogen. Wie Tausende seines Gleichen, war er in der Blüthe des männlichen Alters vor den Jacobinern nach Koblenz geflohen. Fest überzeugt, nur eine kleine Lustreise anzutreten, von der er in wenigen Wochen nach der einzigen Stadt in der Welt, in der es ihm der Mühe werth schien zu leben, wieder zurückkehren würde. Er harrte und hoffte von einem Tage, von einem Jahre zum andern, bis ihn nach und nach das Elend mit eisernem Arm ergriff. Es zog ihn herab in tiefe Armuth, in unaussprechliche Leiden und Entbehrungen aller Art. Nichts blieb ihm, als sein fröhlicher Sinn und sein Ludwigskreuz. Von ersterem kräftig unterstützt, half er sich ehrlich durch die Welt; war bald Silhuetteur, bald Tanzmeister, bald Sprachlehrer, sogar einmal Restaurateur in einer großen deutschen Stadt. Ein Versuch zur Wiedererlangung seiner Güter, den er zur Zeit, als die Emigranten zurückberufen wurden, wagte, ward durch die Ränke der jetzigen Besitzer derselben vereitelt; so harrte er denn in der Fremde fort und fort, und ward darüber ein fast sieb-

zigjähriger Greis, bis die große Umwälzung der Dinge seinen König und auch ihn in das geliebte Vaterland zurückführte. Dort fand er seine Freunde todt oder zerstreut, seine bedeutenden Güter zum Eigenthum Anderer geworden, und wartete jetzt in Mailand, fast eben so arm als zuvor, aber mit dem frischen Muth eines zwanzigjährigen Jünglings den Augenblick ab, wo er, wie er fest hoffte, einen Theil des ihm Geraubten wieder erhalten würde, um dann im geliebten Vaterlande ein neues Leben zu beginnen.

Der fröhliche Greis zeigte sich sehr bereitwillig, von seinen drei ersten Lieben zu erzählen, denn er behauptete, eine einzelne erste Liebe gar nicht gekannt zu haben. Im neunten Jahr war er schon, wie er versicherte, in seine Tante, eine vierzigjährige Aebtissin, zum Sterben verliebt gewesen; ihre wunderschönen Hände, mit denen sie ihm Bonbons austheilte, und der süße Ton ihrer Stimme hatten sein Herz völlig erobert, zugleich aber liebte er auch auf das Leidenschaftlichste ein sechszehnjähriges Fräulein, weil es röthliche, in's goldige spielende Haare hatte, mit denen es ihm wie eine Sonne vorkam, und

dann auch das kleine schwarzäugige Hühnermädchen auf dem Landgute seiner Ältern, das ihn immer mit frisch gelegten Eiern heimlich versorgte, die er gar gern aß. Alle diese drei Lieben waren, seiner Versicherung nach, zu gleicher Zeit seine ersten gewesen, aber auch alle drei hatten unglücklich geendet, und ihn dadurch in tiefen Schmerz versenkt. Die goldgelockte Schöne hatte geheirathet, was er sehr übel nahm; zu der Aebtissin durfte er, nachdem er sein zehntes Jahr erreicht hatte, nicht mehr gehen, weil die Regel ihres Klosters dieses verbot; und das Hühnermädchen war, eben jener entwendeter Eier wegen, fortgeschickt worden. Der gute Alte wußte die Geschichte dieser drei Lieben so geschickt in einander zu verflechten, und auch zugleich in ihren mitunter recht komischen Einzelnheiten darzustellen, daß die ganze Gesellschaft sich daran höchlich ergötzte, während er einen großen Theil des Abends damit ausfüllte.

Die zweite Person, welche an die Reihe des Erzählens kam, war die Marchesa; sie selbst hatte dem Vorschlage dieses Spieles ihre freudige Zustimmung gegeben, und durfte sich ihm also für ihre

Person nicht entziehen. Es war angenehm und belustigend zugleich, zu sehen, wie die ernste, sonst immer sehr gleichmüthige Frau sich anschickte, von einer Leidenschaft zu reden, von der man hätte glauben sollen, daß sie ihr immer fremd geblieben sey. Sie kam darüber in eine ihr recht wohl stehende Verlegenheit, erröthete ein wenig, und sah aus, als ob sie noch jetzt der kindischen Thorheiten ihrer längst verschwundenen Jugend sich schämen müßte. Es war wirklich, als ob ein Morgenstrahl aus dieser noch in ihren Abend hinüber leuchte, und ihn verkläre, so wie im hohen Norden sich der Himmel um Mitternacht schon von neuem röthet, wenn die Sonne unlängst verschwunden ist. So begann sie lächelnd zu sprechen.

«Meine ersten Lieben, denn gleich dem Chevalier muß auch ich hier in der Mehrzahl sprechen: meine ersten Lieben waren alle gestaltlos, lauter Helden aus den Romanen des Herrn von Calprenede und der Mademoiselle de Scudery, von denen ich mir gar nicht denken konnte, wie sie wohl ausgesehen haben möchten; denn die wenigen alten Herrn in gepuderten Perrücken, steif

abstehenden, goldgestickten Röcken und langen Spitzenmanschetten, die ich zuweilen bei meiner Mutter sah, konnten mir kein Bild von ihnen geben. Ich wurde bis in mein eilftes Jahr in Wien, wo meine Eltern damals lebten, sehr eingezogen gehalten, denn diese hatten mich halb und halb zum Klosterleben bestimmt; ich sah nichts als unser Haus, den kleinen Garten daran, die Kirche, in die mich meine Mutter alle Morgen zur Messe führte, und die obern Giebel der Häuser, die grünen Wipfel der Bäume, an denen ich vorüber kam, wenn wir spazieren fuhren; das einzige, was meine kleine Person in den hohen, unförmlichen Karossen, die damals Mode waren, von der Aussenwelt erblicken konnte; auch kannte ich fast keine lebende Seele als meine Eltern, unsern Beichtvater, meine Gouvernante und meine Bonne, eine gute alte Französin, Gott tröste ihre Seele in der Ewigkeit.»

«Meine Gouvernante liebte es, während meine Mutter am Kaiserlichen Hofe, oder in andern Assembleen glänzte, auch bei sich einen kleinen Gesellschaftszirkel zu versammeln. Darum schickte sie mich gewöhnlich schon gegen acht Uhr zu Bette,

um meiner los zu werden. Da lag ich armes Kind, mit weit offnen, muntern Augen, gepeinigt von der gräßlichsten Langeweile. Meine treue Bonne pflegte sich dann wohl zu mir zu setzen, und mir aus jenen alten bändereichen Romanen, die ihre Lieblingslektüre waren, zu erzählen, mitunter auch vorzulesen. Sie meinte mich damit einzuschläfern, aber sie erreichte ihre Absicht sehr schlecht; je mehr sie las, oder erzählte, je munterer wurde ich. Die schönen, unendlich grausamen und dennoch liebenden Prinzessinnen, die herrlichen gewaltigen Ritter, von denen einer allein oft tausend wilde Sarazenen und Heiden in die Flucht jagte, sich gleich darauf, sanft wie ein Lamm, zu den Füßen seiner Cassandra oder Belissene schmiegte, und überglücklich war, wenn sie nach zehn verschmachteten Jahren ihm erlaubte, ihre lilienweiße Hand mit seinen Lippen zu berühren, alles das stand wie lebendig vor meiner Phantasie. Die Turniere, die im Waffenschmuck prunkenden Ritter mit ihren hochwehenden Federbüschen, die sie vor dem Balkon, auf welchem die Damen saßen, bis tief in den Staub neigten; die Damen selbst, alle schön, wie der Tag,

so geliebt, so liebend, und doch so tugendhaft streng! alles das erfüllte mich mit lebensreichen Bildern, gegen welche meine eigene Existenz mir recht kümmerlich, farblos und schläfrig erschien. Wie sehnte ich mich nur erst groß zu seyn, um auch solch einen treuen, zärtlichen, tapfern Ritter zu meinen Füßen schmachten zu sehen! denn ich war fest überzeugt, daß alle diese abentheuerlichen Geschichten, von denen ich Tag und Nacht träumte, sich noch mitunter in der Welt zutrügen, und wunderte mich nur, daß mir bis jetzt noch kein Ritter begegnet sey, wie die waren, von denen meine Bonne erzählte.»

«Meine Gouvernante war sehr zufrieden mit mir, denn je älter ich wurde, je früher verlangte ich zu Bette, weil mein eigentliches Leben erst dann begann, wenn meine Bonne mir vorlas; und wenn sie endlich aufhören mußte, weil ihr der Athem ausging, so setzte ich, halb wachend, halb träumend, das eben Gehörte fort. Ich selbst war dann die Heldin meines Romans, und versetzte mich in tausend Situationen, eine immer abentheuerlicher als die andere. Nur mit dem Helden desselben konnte meine Phantasie nicht

fertig werden; es war ihr unmöglich, zu ersinnen, wie er wohl aussehen, wie er wohl gekleidet seyn könnte, und meine heimliche Sehnsucht, nur einmal einen wirklichen Ritter zu erblicken, wär es auch nur ganz von ferne, stieg mit jedem Tage so, daß meine Gesundheit darunter zu leiden begann. Endlich, ich hatte unlängst mein eilftes Jahr angetreten, endlich erblickte ich Einen, und mein Herz erkannte ihn obendrein sogleich für den mir Bestimmten...»

«Einen fahrenden Ritter der alten Zeit?» rief lachend die Fürstin.

«Einen leibhaftigen Faramond, sage ich Ihnen, Cousine,» erwiederte die Marchesa: «das tapfere Schwert blinkte in seiner Hand, im glänzenden Brustharnisch saß er auf einem reich geschmückten Zelter. Er war mit Gold, mit Edelsteinen, von denen meiner Meinung nach jeder drei Königreiche werth sein mußte, über und über bedeckt, und sein prächtiger, thurmhoher Federbusch wehte stattlich in der blauen Luft. Ein langer Zug fast eben so reich geschmückter Ritter folgte ihm, in dessen Mitte ein Paar Mohren mit feuerfarbnen Turbanen ritten, wahrscheinlich

von ihm besiegte Heidenkönige; vor ihm her verkündeten laut schmetternde Trompeten den glorreichen Einzug des berühmten gewaltigen Helden, der gewiß vor kurzem viel tausend Sarazenen in den Staub gestreckt hatte, und eine unzählige Menge Volks drängte jubelnd von allen Seiten sich um ihn her.»

«Und das alles sahen Sie wachend?» fragte die Fürstin.

«Am hellen Mittag, Cousine, mit diesen meinen weit offnen Augen,» erwiederte die Marchesa. «Ein glücklicher Zufall hatte mich in einem der vordern Zimmer unseres Hauses, wohin ich selten kam, ganz allein gelassen; ich hörte von fern das Schmettern der Trompeten, öffnete mit unsäglicher Mühe das mir etwas zu hoch angebrachte Schloß der Thüre zum Balkon, trat hinaus, und sah mit Entzücken das Unglaubliche. Ich bog mich, so weit ich konnte, über das Geländer des Balkons herüber, der Held blickte zu mir hinauf, und neigte den tapfern Degen vor mir; er ist es! er ist es! rief mein ahnendes Herz. Einer meiner Handschuhe entfiel mir in diesem Augenblick, und zwar dicht vor ihm hin. Ich glaube,

er fiel nicht ganz von ungefähr; aber war doch auch der Prinzessin Alcidiane ein gleiches geschehen,» setzte die Marchesa, noch immer ein wenig über dieses Bekenntniß erröthend, hinzu. «Denken Sie sich mein Erstaunen, mein Entzücken! Mit unnachahmlicher Grazie hob er mit der Spitze seines Degens den Handschuh vom Boden auf, stand im nächsten Augenblick aufrecht auf dem Pferde, so daß ich von dem nicht sehr hohen Balkon die Spitzen seiner Federn hätte berühren können, und gab mir, unter ehrfurchtsvollem Neigen des stolzen Hauptes, den noch immer auf der Spitze des Degens schwebenden Handschuh zurück. Im nächsten Augenblicke saß er wieder im Sattel, neigte sich nochmals vor mir, tief, tief; seine Federn berührten wirklich beinahe den Boden, wie ich es oft im Traume gesehen. Der Jubelruf des Volkes hallte bis zu den Wolken hinauf und ich stieß ein Angstgeschrei aus, und dachte ohnmächtig zu werden, denn das wilde Thier, auf dem er saß, bäumte sich hoch in die Höhe. Er bemerkte mein Erschrecken, zügelte lächelnd mit gewaltiger Hand das edle Roß, verneigte sich nochmals gegen mich, ließ das Pferd

noch einmal zierliche Courbetten machen, und setzte dann langsam seinen Triumpfzug fort, von der bewundernden Menge begleitet. Leise schlich ich mich wieder in's Zimmer, machte sehr vorsichtig die Balkonthüre wieder zu, und setzte mich in das dunkelste Eckchen, um dem eben Gesehenen und Erlebten nachzudenken, aber mit dem festen Entschlusse, gegen Niemanden etwas davon zu erwähnen, selbst gegen meine alte treue Bonne nicht. Den kostbaren Handschuh bewahrte ich gleich zunächst meinem Herzen, das mir die Brust zu zersprengen drohte, und trug ihn dort von nun an Tag und Nacht, so viel Künste ich auch anwenden mußte, um dieses unbemerkt thun zu können. Daß der Held edelmüthig genug gewesen, mir den Handschuh wieder zu geben, rührte mich unbeschreiblich, obgleich es mich daneben auch ein wenig verdroß. Er hätte ihn ja leicht als ein unschätzbares Kleinod bewahren können, wie andere Ritter in ähnlichen Fällen gethan hatten; denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß auch er die lange gesuchte Prinzessin seines Herzens in mir erkannt habe. Ach er ist eben so bescheiden, als tapfer, seufzte ich kläglich, und

nahm mir vor, auch recht barbarisch tugendhaft gegen ihn zu seyn, ihn aber doch nicht ganz verschmachten zu lassen. Vorlesen und Erzählen ließ ich mir an diesem und den folgenden Abenden nichts mehr, ich hatte genug zu denken, was meine Phantasie hinlänglich beschäftigte. Die Welt hätte ich drum geben mögen, ihn wieder zu sehen, oder auch nur seinen, gewiß sehr wohlklingenden Namen zu erfahren; und begriff nur nicht, wie es möglich sey, daß Niemand seiner und des unstreitig bedeutenden herrlichen Sieges über die Feinde erwähnte, den er durch diesen triumphirenden Einzug gefeiert. Vierzehn Tage lang lebte ich so in beseligender und doch beklemmender Träumerei hin, in denen ich ihn weder sah, noch etwas von ihm erfuhr; da endlich kam die Aufklärung, die nicht nur dieses Traumbild, sondern auch mit ihm alle andere mir so lieb gewordenen Traumbilder zerstörte, die meine Kindheit beglückt hatten.»

Die Marchesa machte hier eine kleine Pause, und nahm erst dann, als sie bemerkte, daß aller Blicke noch erwartungsvoll auf sie gerichtet blieben, wieder das Wort: «Soll ich es denn wirk-

lich aussprechen, was Sie alle gewiß längst errathen haben?» fragte sie; «daß mein edler tapferer Ritter nichts anderes war, als ein Kunstreiter, der mit seiner Gesellschaft am ersten Tage seiner Darstellung den gewohnten Umzug durch die Straßen von Wien hielt, um sich der Gunst des hohen und niedern Publikums zu empfehlen? Seine damals noch seltne Kunst und Geschicklichkeit machte Aufsehen in der Kaiserstadt, und meine Mutter kam dadurch auf den Gedanken, mir, die ich bis dahin noch keine Idee von einem Theater irgend einer Art hatte, dieses Schauspiel zu zeigen. Wir fuhren hin. Süßes Erschrecken durchschauerte mich, so daß ich bei'm Aussteigen beinah aus dem Wagen gefallen wäre, als ich meinen Ritter im nämlichen köstlichen Schmucke, in welchem er vor unserem Hause vorübergezogen war, an der Kasse stehen sah. Was diese sey? was er überhaupt da wollte, begriff ich nicht, kümmerte mich auch in meinem Entzücken über dieses unverhoffte Wiedersehen wenig darum. Das ist ein Turnier, sagte ich zu mir sebst, als ich die Reihen schöner, geputzter Frauen unten in den Logen, und tiefer im Hintergrunde die am-

phitheatralisch über einander sich erhebende Menge Volks erblickte, und nun die Schaar glänzender Reiter, meinen Helden an der Spitze, rings um die Bühne Parade ritt. Doch ach! als nun das eigentliche Schauspiel begann, als ich ihn die halsbrechendsten Künste üben sah, geneckt, verhöhnt, verfolgt von den beiden abscheulichen Mohren, eigentlich den Pagliazzo's der Truppe, ohne daß er sie dafür strafte, da überfiel mich eine unbeschreibliche Angst. Es ist nicht anders, dachte ich, das sind wilde Zauberer, und der treue, tapfere Ritter ist ihrer unheimlichen Gewalt verfallen. Aengstlich sah ich nach seinem Befreier mich um, der, wie ich fest erwartete, nun augenblicklich erscheinen würde, und wurde endlich so unruhig, daß meine Mutter es gewahr werden mußte. Sie meinte mich zu beruhigen, indem sie mich ermahnte, dem Schauspiel ohne alle Furcht zuzusehen, da es durchaus keine Gefahr damit habe. Diese Art Leute werden von Jugend auf zu solchen Künsten abgerichtet, sprach sie, sie stehen auf dem Pferde oder auf dem Seile so sicher, wie du in deinem Zimmer, denn sie bleiben ewig in der Uebung, indem sie von Ort zu

Ort, von Stadt zu Stadt ziehen, und überall die nämlichen Künste für Geld machen, weil sie sonst nichts gelernt haben, und nur auf diese Weise ihr Brod verdienen können.»

«Mir verging Hören und Sehen über dieser Erklärung, einer Ohnmacht nahe, in Thränen zerfließend, mußte ich augenblicklich nach Hause gebracht werden, war mehrere Tage hindurch bedeutend krank, und Wochen vergingen, ehe ich diesen größten aller Schmerzen, die ich bis dahin erlebt, völlig überwinden konnte. Ich mochte von allen Prinzessinen und Rittern nichts weiter hören noch wissen, doch das glänzende Bild des Meinen erschien mir noch oft in nächtlichen Träumen, und ich weinte bitterlich, wenn ich erwachte. Nicht sowohl über ihn, als über den völligen Untergang der schönen phantastischen Welt, in der ich bis dahin gelebt hatte, und die vor meinem nüchtern gewordenen Sinn jetzt in Nichts zerstäubt war. Die ganze tragikomische Geschichte war im Grunde nichts weiter, als ein Vorspiel meines künftigen, und vielleicht jedes andern Lebens, das habe ich seitdem oft gedacht und empfunden.»

Ein Paar kürzere, mitunter belustigende Erzählungen folgten dieser. Nummer fünf ward jetzt gefordert, und Wange und Hals von glühendem Purpur übergossen, saß die Fürstin erschrocken und schweigend da, als sie die Entdeckung machte, daß diese Nummer in ihren Händen sich befinde. Sie schien gar nicht daran gedacht zu haben, daß die Reihe des Erzählens auch sie treffen könne. Ferdinand sah ihre fast ängstliche Verlegenheit, sein Herz klopfte fast hörbar in seiner Brust, während die Fürstin, sichtbar im Kampfe mit sich selbst, noch immer schwieg. Ein unnennbares, peinigendes Mitgefühl bemächtigte sich seiner, ihm war, als habe die schöne, unschuldige Seele sich selbst einen tiefen Schmerz bereitet, indem sie ihn aus der Verlegenheit zu ziehen trachtete, in der er zu Anfange dieses Abends sich befunden. Den, bei vielen vorzüglichen Eigenschaften doch sehr kühl und ernst gewordnen, ihr an Jahren weit überlegenen Fürsten konnte sie unmöglich einst geliebt haben, obgleich sie an ihm mit herzlicher Treue, wie an dem Geehrtesten ihrer Freunde hing, das fühlte Ferdinand in diesem Augenblicke zum erstenmal; und

nun sollte sie ein lang bewahrtes Geheimniß, vielleicht das einzige ihres reinen, unschuldigen Lebens, diesen ihr gleichgültigen Zuhörern, dieser streng richtenden, stolzen Verwandtin enthüllen! Er hätte alles aufbieten mögen, um dieser Entheiligung zuvorzukommen, um sie nur im Schweigen verharren zu lassen, doch nachdem die Marchesa selbst sich dem zuerst von der Fürstin ausgesprochenen Gesetze nicht entzogen hatte, war daran nicht mehr zu denken.

«Ich gestehe,» fing die Fürstin endlich mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme an, «ich gestehe, je weiter ich in meine Vergangenheit mich zurück versetze, je weniger finde ich Stoff zu einem Bekenntnisse der Art, wie sie für unsere heutige Unterhaltung passend seyn möchten; ein einzige kleine Episode aus meinem vierzehnten Jahre könnte ich allenfalls als Ausnahme gelten lassen, doch auch diese ist viel zu unbedeutend, als daß sie nach allem, was wir hier Ergötzliches gehört haben, noch unterhalten oder interessiren könnte.»

Daß man von allen Seiten mit Bitten um die Episode die Fürstin bestürmte, war die natürliche Folge dieser ihrer Erklärung; sie fühlte

sich gezwungen, nachzugeben, und fing nach kurzem Nachdenken mit ziemlicher Fassung folgendermaßen an:

«Sie erinnern sich vielleicht noch, liebe Cousine, daß ich während meiner frühesten Jugend ungewöhnlich lange sehr klein blieb, und erst gegen das Ende meines dreizehnten Jahres plötzlich anfing, in die Höhe zu schießen? Das sehr schnelle Wachsthum erschöpfte gefahrdrohend meine Kräfte, ich litt zuweilen an so heftigen Schmerzen in allen Gliedern, daß ich, unfähig mir selbst fortzuhelfen, von einem Zimmer zum andern auf den Armen getragen werden mußte. Unser Arzt fürchtete, meine Brust könne darunter leiden, und ich in Auszehrung verfallen, er verordnete mir im nächsten Frühlinge, in welchem ich mein vierzehntes Jahr antrat, eine Molkenkur, stärkende Bäder, und vor allem den freien Genuß der alles belebenden Bergluft. Meine Mutter war ohnehin Willens gewesen, im Laufe dieses Sommers ihre Anverwandten in Deutschland zu besuchen, sie nahm mich mit sich, und brachte mich in ein, tief im Gebirge liegendes Schloß, das einem derselben angehörte. Dort begann ich so-

gleich, die, von dem uns begleitenden Arzte mir vorgeschriebene Kur recht ernstlich zu gebrauchen, und der Erfolg davon übertraf alle Erwartung. Mit jedem Tag ward ich kräftiger, meine ganze Gestalt veränderte sich sichtbar, neues frisches Leben durchströmte mich, und meine hocherfreute Mutter durfte schon nach wenigen Wochen es wagen, unter der Aufsicht meines Arztes und meiner französischen Gouvernante mich in jenem Schlosse zurückzulassen, und ihre fernere Reise anzutreten. Unser Hauskaplan, ein Paar Damen und ältere Herren von der Begleitung meiner Mutter, blieben ebenfalls bei uns, um mir die ungewohnte Einsamkeit minder fühlbar zu machen.»

«Ich glaube kaum, daß es in der Welt einen reizendern Aufenthalt geben mag, als mein damaliger es war, mir wenigstens schien er ein Abbild des Paradieses zu seyn. Von nicht sehr hohen, aber malerisch geformten Bergen umgeben, liegt das Schloß so warm, so weich, so heimlich in seinem kleinen Felsenthal, wie in einer Wiege. Der vorige Besitzer desselben hatte, gleich einem theuren Kleinode, es werth und lieb gehabt, er war erst vor einigen Monaten gestor-

ben, und alles darin befand sich noch vollkommen wohl erhalten, wie er es verlassen. Die Welt schalt ihn einen Romanhelden, doch nach meiner Ueberzeugung muß er ein Mann von seltenem poetischen Geist und tiefem Gefühl für das Schöne gewesen seyn, dafür zeugte die wundervolle Schöpfung, welche er in jenem abgelegenen Winkel der Welt in's Daseyn rief. Im Schlosse selbst hatte er nur für einfache, bequeme Wohnlichkeit gesorgt, doch die Gartenanlagen, welche sich an die Gebäude anschlossen, waren zum freien Spielraum seines immer thätigen Geistes von ihm erwählt worden. Hier schuf und ordnete er sich eine kleine Zauberwelt von unaussprechlicher Schönheit. Alles in dieser schien nur von der Natur allein, ohne Beihülfe der Kunst hervorgebracht zu seyn; letztere durfte nur leise und bescheiden ihrer hohen Herrin nachzuschleichen wagen, um ganz unmerklich zu ihrem Schmucke beizutragen, und doch hatte sie fast Unbegreifliches hier gewirkt. Blumen und Sträuche weit südlicherer Zonen blühten, mit Kunstsinn geordnet, wie durch ein Wunder zwischen den wilden Felsen hervor, denn der verstorbene Fürst hatte

durch Anlegung tief verborgener Kanäle, und auch sonst auf mancherlei Weise, den unfruchtbaren Boden für solche Erzeugnisse zu erwärmen und zu eignen gewußt. Granaten, Oleander, Orangen, Myrthen und Lorbeer, scheinbar dem Boden selbst entsprossen, grünten und blüheten auf das üppigste, als wären sie hier in ihrer Heimath, und ich glückliches Kind durfte ganz frei und ohne Zwang in diesem Meer von Duft und Blüthen mit den Bienen und Schmetterlingen um die Wette, vom Morgen bis zum Abend herumschweifen. Ich glaubte mich in's Feenreich versetzt, so glücklich war ich nie gewesen, und ward es auch nicht wieder,» setzte die Fürstin, die sich während des Sprechens vollkommen wieder erheitert hatte, kaum hörbar hinzu.

«Ach es war eine schöne, schöne unvergeßliche Zeit!» fing sie nach kurzem Schweigen wieder an, «frische Jugendlust erfüllte mich mit neuem nie zuvor geahnetem Leben, Freude war all' mein Denken und Thun; eine grünende blühende Oase in der Wüste des Lebens, hatte mich gleich bei meinem ersten Eintritt in dasselbe empfangen,

deren Andenken mir späterhin manchen Dornenpfad geebnet hat, über den ich hin mußte.»

Im ferneren Verlauf ihrer Erzählung erwähnte die Fürstin eines sehr schönen, ihr aber völlig unbekannten Knaben ihres Alters, den sie einst in den Gartenanlagen an ihrem Lieblingsplätzchen angetroffen, und der sie vor einem ziemlich gefährlichen Falle von einem Felsen herab bewahrte; sie erzählte ferner, wie dieser Knabe, den sie noch einigemal wiedersah, ihr unsäglich lieb geworden sey, obgleich sie nie mit ihm sprechen konnte, indem sie eben so wenig seine deutsche Sprache, als er ihre italienische verstand; und wie er ihr einst einen wunderschönen Blumenstrauß geschenkt, den sie, als er völlig verwelkt war, auf einem kleinen Atlaskissen befestigte, um ihn zur Erinnerung an den Geber desselben aufzubewahren. Dann erzählte sie auch, wie sie unter heißen Thränen von ihrem jungen, unbekannten Freunde Abschied genommen, um ihn nimmer wieder zu sehen, und wie sie, lange nachdem, noch mit schmerzlicher Sehnsucht seiner gedacht.

«Alle Engelsköpfchen,» sprach sie, «die auf dem großen herrlichen Guido Reni, der in Neapel in mei-

ner Mutter Zimmer hing, das Haupt der Madonna umschweben, sahen in der Folge mir aus wie er. Wenn ich dort zufällig allein gelassen wurde, konnte ich stundenlang mit ihnen von ihm sprechen, und mir zuweilen sogar einbilden, daß sie mir Antwort gäben. Dieser Knabe, dessen Namen ich nicht einmal wußte, war und blieb mir der liebste aller meiner Jugendgespielen, und auch er hatte mich gewiß von Herzen lieb, das sagten mir seine klaren Augen, seine Thränen, als ich mich von ihm trennen mußte. Gewiß zog ein eigenes sympathetisches Gefühl uns wechselseitig zu einander hin, ein Gefühl wie Gottes Engel, deren Ebenbild er war, es für einander empfinden mögen, die gewiß, eben so wenig als damals wir, der menschlichen Sprache zum innigsten Verstehen bedürfen.»

Je länger die Fürstin sprach, je lebendiger flossen die Worte von den blühenden Lippen, je heller strahlte ihr Auge, gleichsam vom Wiederschein ihrer, ihr so lieben Jugendzeit. Sie zeigte sich immer zwangloser und freier in Ausdruck und Bewegung, und Olinda mußte ihr zuletzt von ihrem Schreibtisch ein schön gearbei-

tetes Kästchen von etwas veralteter Form reichen, das sie während des Redens mit einem kleinen Schlüssel öffnete, den sie an einer feinen venetianischen Halskette befestigt trug. Olinda kniete vor ihr hin, wie sie oft und gern zu thun pflegte, und sah aufmerksam zu, wie die Fürstin eine Kapsel aus dem Kästchen zog und sie öffnete.

«Wie man doch selbst in spätern Jahren noch zuweilen ein Kind bleibt!» sprach jetzt die Fürstin mit wehmüthigem Lächeln; «da liegen sie nun wieder vor mir, die unscheinbaren Ueberreste der armen Blumen, die jener Knabe mir gab; zwanzig Jahre sind vergangen, seit sie, wie ich, ihres kurzen Frühlings sich erfreuten, die Hand, die sie brach, ist vielleicht schon längst in Staub zerfallen, ich selbst habe seit vielen Jahren ihrer nicht wieder gedacht; und doch ist es, indem ich sie jetzt wieder betrachte, als ob ein frischer Hauch des Lebens mich aus ihnen anwehe, und die schönen Tage meiner Kindheit stehen in Frühlingshelle wieder vor mir auf. Anfangs bewahrte ich diese Blumen aus jugendlicher Schwärmerei, und bettete sie sanft in diesem kleinen Grabe meiner frühesten Vergangenheit, das noch

manches andere, mir unendlich theure Andenken von meiner Mutter und andern werthen Freunden aufbewahrt; späterhin mochte ich theils aus Gewohnheit sie nicht von ihrem Platze verdrängen, theils hielt jene Art Scheu mich davon ab, die wohl ein Jeder empfindet, wenn er im Begriff ist, auch das an sich Unbedeutendste zu vernichten, sobald es durch den Verlauf vieler Jahre gleichsam geheiligt worden ist. Arme Blumen, ich hatte eurer ganz vergessen, und nun ruft ihr so freundlich meine liebe Vergangenheit mir zurück; ich sehe die schönen Schatten von Belrepos, ich höre den ganz eigenen unbeschreiblichen Ton, mit welchem jener Knabe meinen Namen, Angelina, rief, bei welchem ich damals genannt ward.»

«Angelina,» widerholte Ferdinand unwillkührlich. Die Fürstin fuhr erschrocken zusammen, die verdorrten Blumen entsanken ihren Händen und zerstreuten sich auf dem Boden. Angelina's Blicke begegneten den Seinen; wo hatten Beide bis dahin ihre Augen gehabt, daß sie nicht gleich die einst geliebten, damals noch in der Knospe der Kindheit ruhenden Züge in ihrer jetzigen Entwickelung erkannten?

Zum Glück hatten alle Anwesende, ausgenommen die Marchesa, sich auf die verunglückten Blumen geworfen, um diese, die bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen, unter lautem Bedauern wieder aufzulesen Die augenblickliche Aufwallung der Fürstin sowohl als Ferdinands entging dadurch jedem Bemerktwerden, das Leben hatte Beide zu Meistern in der schweren Kunst der Selbstbeherrschung gemacht; sie hatten gelernt, mit ruhigem Gesichte den Sturm in ihrem Innern zu verhüllen, und gewannen daher ihre gewohnte äussere Fassung sehr bald wieder. Doch für Olinda's kindlich ahnendes Gemüth konnte ihr unschuldiges Geheimniß keines bleiben; sie wußte in diesem Momente alles, alles, als wäre sie selbst damals gegenwärtig gewesen; und zufolge ihrer treuen liebenden Natur war sie unfähig, den Gedanken zu fassen, daß nicht alles von nun an wieder so seyn und bleiben müsse, wie es damals gewesen. Als Ferdinand den Namen Angelina mit einem Ton rief, dessen Wiederhall sie tief in ihrem eigenen schuldlosen Herzen empfand, da wandte auch sie sich nach ihm um, das schüchterne Zusammentreffen seiner Blicke mit

denen der Fürstin entging ihr nicht, und sagte ihr alles. Sie fühlte ihr Herz in namenlosem Schmerze erstarren, bückte sich tief, als wolle auch sie Ferdinands verdorrte Blumen vom Boden aufsuchen helfen, ward bleich, immer bleicher und sank zuletzt ohnmächtig zu den Füßen der Marchesa hin, die über diesen Unfall ihres Liebling alles übrige, was um sie hier vorgehen mochte, vergaß.

Die Störung, welche dadurch in der Gesellschaft entstand, gewährte der Fürstin und Ferdinanden eine große Erleichterung, obgleich die Ursache derselben beide betrübte und beunruhigte. Olinda ward in ihr Zimmer getragen, die Damen begleiteten sie, alles ging auseinander, und auch Ferdinand kehrte in sein einsames Zimmer zurück, doch in ganz anderer Stimmung, als die war, in der er es vor wenigen Stunden verlassen hatte.

Von schmerzlich-süßer Unruhe befangen, wandelte er rastlos umher bis tief in die Nacht hinein. «Angelina, die lange Vermißte, ist gefunden; der Stern, der meiner Kindheit leuchtete, taucht aus dem Meere der Vergangenheit

am Horizonte meines Lebens von neuem auf;» weiter vermochte er nichts zu sagen noch zu denken, bis der erste Sturm des neuerwachten Gefühls nach mehreren Stunden der kälteren Ueberlegung zu weichen begann, und er sich selbst eingestehen mußte, daß die überraschende Entdeckung dieses Abends ihn durchaus nicht berechtige, sowohl in seiner Stellung gegen die Fürstin, als überhaupt im Ganzen, das Mindeste abgeändert zu halten.

Wie die Sonne, wenn das Jahr dem Ende sich zuneigt, zum zweitenmale schräge Lichter und riesengroße Schatten auf die, im neuen bunten Schmuck prangende Erde wirft, und, um die Täuschung zu vollenden, als wäre der Frühling wiedergekommen, die Malven wie Rosen erscheinen, so kehrt auch die Liebe zuweilen, bei reiferen Jahren, in dem lange verstummten Menschenherzen wieder ein, dem früheren so überschwenglich beseligenden Gefühle täuschend ähnlich, und doch weit entfernt, das Nämliche zu seyn. Denn wie man, selbst am mildesten, sonnigsten Herbsttage die Nachtigall vermißt, so vermißt das wieder erwachende Herz jenes selige Dahingeben der ersten Liebe, jenes innige Ver-

schmelzen zweier Wesen in einem einzigen Wohllaut, in welchem wir, dem Leben entrückt, in wonnevollen Thränen zu vergehen wähnen. Wir möchten den Himmel uns abläugnen, der zum zweitenmal sich wieder uns öffnet, weil wir nicht mehr mit so festem Vertrauen an dessen Ewigkeit glauben können, weil wir mit den unendlichen Windungen und Irrungen des Lebens bekannter geworden sind, und die Gewalt der Nothwendigkeit uns eingestehen müssen, die wir in der Jugend uns so gern abläugnen. Aber die Macht der Liebe bleibt dennoch dieselbe; lang gehegter Rath, Muth, Besonnenheit und Vernunft sinken vor ihr zusammen. Das Leben hat uns zu wund gemacht, als daß wir es über uns sollten gewinnen können, mit Festigkeit dem neuen Glücke zu entsagen, wenn gleich eine innere Stimme sich gegen dasselbe warnend erhebt; denn wir kennen jetzt die Länge und Oede der leeren hoffnungs- und freudenarmen Tage, die, seit jener erst beseligende Traum uns entschwand, hinter uns liegen; und uns schaudert dafür, die lange Reihe derselben ununterbrochen fortzusetzen bis an's Ende.

Ferdinand sträubte sich, dem wieder mit erneuerter Kraft auf ihn eindringenden Gefühle nachzugeben, und es gelang ihm, sich wenigstens zur Selbsttäuschung zu bringen. Er zwang sich, die selige Jugendzeit und Angelina's flüchtige Erscheinung wie einen schönen poetischen Traum zu betrachten, den kein Vernünftiger wähnen wird zum zweitenmal träumen zu können, und so gewann er es über sich selbst, der Fürstin am nächsten Tage vollkommen ruhig entgegen zu treten, und sich auch nicht die leiseste Andeutung auf jene schöne Vergangenheit zu erlauben, die ein Zufall ihnen beiden wieder heraufgerufen hatte. Doch Angelina vermochte es nicht, sich und ihr Herz bis zu diesem Grade zu bemeistern; in ihren Zügen wie in dem bebenden Ton ihrer Stimme sprach die innere Bewegung sich aus, von der ihr Gemüth sich ergriffen fühlte; ihrem ganzen Wesen mangelte die gewohnte Ruhe, sie sprach mehr und lebhafter wie sonst, besonders viel von dem Fürsten, und ihrer Sorge um ihn, in dieser immer trüber und drohender sich gestaltenden Zeit. Die Marchesa stimmte mit ihr ein, und ließ sich weitläuftig über alle die Veran-

haltungen aus, die sie kürzlich getroffen, um von ihrem geliebten Verwandten endlich einige Kunde zu erhalten. Ferdinand sah, wie die Fürstin alles ergriff, um nur jedes Wort zu meiden, das aus ihrer künstlich errungenen Fassung sie bringen könne, er fühlte sich verpflichtet, die Freundin zu beruhigen, und ihr zu zeigen, daß sie den Freund nicht zu fürchten habe. Auch er sprach daher mehr, als er sonst wohl pflegte, und durfte es um so eher, da Bianca, unter dem Vorwande unwohl zu seyn, auch heute nicht in der Gesellschaft erschien. Er erwähnte mit Liebe und Achtung des Fürsten, sprach von seinem früheren Zusammentreffen mit diesem, von ihren gemeinschaftlichen Reisen, und aus seinem früherem Leben mit ihm.

Mehrere Tage vergingen der Fürstin wie Ferdinanden unter ähnlichen Anstrengungen, das, was in ihrem Innern vorging, einander verborgen zu halten, und beide befreundeten sich auf diese Weise mit der neu erwachten Erinnerung, als sey sie wirklich beseitigt und beschwichtigt. Unwillkührliche Hindeutungen auf sie, die ihnen wohl zuweilen entschlüpften, wurden mit anschei-

nender Nichtbeachtung überhört. Endlich kam aber doch ein Abend, dessen unbeschreiblich milde Schönheit sie mit stiller Wehmuth erfüllte, und sich schmeichelnd ihrer Sinne bemächtigte. Ungewöhnliche Ruhe herrschte heute im Schlosse; die noch anwesenden Gäste waren zu einem Feste in der Nachbarschaft gezogen, die Fürstin und die Marchesa waren zurückgeblieben, weil letztere in ihrem Kabinette mit Briefschreiben sich beschäftigen wollte, Bianka spielte noch immer die Kranke, Olinda war es wirklich, und die Fürstin wandelte ganz allein unter der Orangerie, um den herrlichen Abend zu genießen.

Ohne es zu wollen oder zu ahnen, traf Ferdinand die Fürstin hier an; zum erstenmal, seit sie die Villa bezogen, sahen beide sich ohne Zeugen, und das Ungewohnte eines solchen Beisammenseyns erhöhte die süße Verwirrung, von der sie in diesem Augenblick sich ergriffen fühlten. Anfangs wandelten sie in ziemlich gleichgültigem Gespräche neben einander auf und ab, doch immer lebendiger tauchte die Erinnerung an jene Zeit in ihrer Seele auf, deren sie nie zu erwähnen fest beschlossen hatten. Wie damals

in Belrepos, so lag auch an diesem Abende die Welt in paradiesischer Schönheit vor ihnen, eben so blau und durchsichtig als damals wölbte der Himmel sich über sie hin, und die nämlichen Blüthen und Blumen hauchten ihre berauschenden Düfte ihnen entgegen. Diesem Zauber zu widerstehen war unmöglich, alles mühsam Erkünstelte, von Rücksicht und vermeinter Nothwendigkeit ihnen aufgedrungen, wurde vergessen, und ehe sie selbst dessen gewahr wurden, waren sie in ein höchst lebendiges Gespräch über ihr erstes Zusammentreffen hineingerathen, über ihren Schmerz bei der Trennung, ihrer lange gehegten Sehnsucht; nicht als ob sie sich jetzt erst einander zu erkennen gäben, sondern als ob dieses längst schon geschehen sey, und sie jetzt nur in einer früher begonnenen Unterhaltung fortführen, die beide gleich lebhaft interessirte. Je länger sie sprachen, je mehr fühlten sie sich von gegenseitigem, unendlichem Vertrauen erfüllt, sie konnten und mochten einander nichts mehr verhehlen; und doch war unter ihnen weder von Liebe noch von Freundschaft die Rede, sie sprachen nur von sich und jener längst vergangenen seligen Zeit, und

standen in eben so kindlich reiner Unschuld einander gegenüber, als damals zwischen den Felsen von Belrepos.

Es war ein kurzer, aber himmlisch schöner Moment, den aber Ferdinand mit einer bang durchwachten, unendlich langen Nacht abbüßen mußte; denn das Leben gibt uns nie los aus seinen beengenden Banden. Er erwachte nur aus seiner seligen Trunkenheit, um die Gefahr einzusehen, in der er schwebte, nicht nur den eignen innern Frieden, sondern auch den eines hochgeliebten Wesens zu zerstören; er fühlte das Bedürfniß, sich ganz allein mit sich selbst zu berathen, und in ungestörter Einsamkeit nach Fassung zu ringen, und verließ am Morgen die Villa, ohne jemanden von den Bewohnern derselben zu sehen.

Lange wanderte er auf ihm unbekannten Wegen, in tiefe, ernste Gedanke versunken, und ging weiter und immer weiter, ohne es zu wissen oder zu wollen, bis er von der Gluth der indessen herangekommenen Mittagszeit, und großer Ermüdung an allen Kräften erschöpft, nicht weiter konnte.

Ein Rebendach vor einer einzelliegenden länd-

lichen Hütte, nahm gastlich ihn auf; er war viel weiter gegangen, als er es gewollt oder gemeint hatte, und fühlte sich so ermattet, so fieberhaft erhitzt, daß er sich entschließen mußte, die freundliche Einladung der Hausfrau anzunehmen, und über Nacht dort zu bleiben. Eine Menge weit über Land hergekommener Gäste belebte die einsam gelegene Wohnung, alles war Leben und Freude, denn die hübsche sechszehnjährige Tochter der Eignerin derselben, sollte am folgenden Morgen ihre Hochzeit feiern, und Ferdinand befand sich nach langer Zeit wieder einmal mitten im Jubel eines ländlichen Volksfestes, das freilich sehr schlecht zu seiner jetzigen Stimmung paßte. Er sah in der Abenddämmerung das junge Liebespaar fort von der im Hause lärmenden Freude in den kleinen Garten schleichen, wo er, von dickem Gebüsch verdeckt, mit seinen Gedanken einsam saß. Dort gingen die Liebenden unter süßem traulichem Kosen lange auf und ab, und Ferdinand mußte dabei des gestrigen Abends mit schmerzlicher Sehnsucht gedenken; er sah, wie das Paar stehen blieb, er sah, wie die Braut, halb kindisch verschämt, halb schelmisch lächelnd,

das hübsche, mit Bändern und Blumen geschmückte Köpfchen, an die Brust des hoch und schlank gewachsenen Jünglings lehnte, und mit den großen schwarzen Augen zu ihm aufblickte, er sah wie dieser sich zu ihr hinabbeugte, wie er mit beiden Armen das zarte Mädchen umfaßte, und es fester an sich drückte. Beide standen lange so, Aug' in Auge, und sahen sich an, so vertraut, so innig liebevoll, und dennoch küßte der Jüngling das Mädchen nicht; dies rührte Ferdinanden unbeschreiblich. Von tausend Gedanken, Gefühlen, Wünschen und Entschließungen bestürmt, warf er für ein Paar Stunden sich in der ihm angewiesenen Kammer auf das Bette hin, während unter ihm im Hause die Freude fortjubelte, und trat dann mit grauendem Morgen den Rückweg wieder an, so daß er noch zu ziemlich früher Zeit die Villa wieder erreichte.

Zu seinem großen Erstaunen fand er die Fürstin schon zur ungewohnt frühen Stunde im Garten, durch den sein Weg ihn führte. Er sah sie ungewöhnlich bleich und erschöpft, wie nach einer, in banger Sorge durchwachten Nacht. Sie eilte auf ihn zu, so wie sie seiner ansichtig wurde;

zum Glück begleitete sie nur die jüngste der Griechinnen, denn die hastig ausgesprochenen Fragen nach seinem Ergehen, nach der Ursache seiner Abwesenheit am gestrigen Tage, und der namenlose Wechsel zwischen Freude und Angst in ihren Zügen, hätten jedem andern Auge auffallen müssen.

Ferdinand nahm sich zusammen, um ernst und ehrerbietig ihre vielen Fragen zu beantworten, er mischte absichtlich einige nur ihr verständliche Hindeutungen auf das eigentliche Verhältniß zwischen ihnen ein, und fragte, ob noch keine Nachricht von ihrem Gemahl eingelaufen wäre? Die Fürstin wandte, wie erschrocken und noch bleicher werdend, sich von ihm ab, der Villa zu, wo sie sogleich in ihr Zimmer sich einschloß, um ungesehen ihr tiefes Leid in einem Strom von Thränen auszuweinen; ein Leid, das sie selbst nicht verstand, denn noch immer kam kein Gedanke von Schuld in ihr auf, obgleich eine Ahnung dessen, was sie eigentlich für Ferdinand empfand, in diesem Moment vor ihrem innern Auge aufblitzen mochte. Ihr ungetrübtes Bewußtseyn half ihr indessen bald wieder über diese bange Stunde

hinaus. Sie überlegte ihre ganze Stellung gegen Ferdinanden, und fühlte wohl, daß ihre Verhältnisse, besonders in Hinsicht auf die Marchesa, ihr geböten, Allen zu verhehlen, daß sie in ihm jenen Knaben wiedergefunden, den sie an jenem Abende, und in seiner Gegenwart, für den Gegenstand ihrer ersten Liebe erklärt habe. Doch sie begriff nicht, wie das sie abhalten könne, dem Freund Freundin zu seyn, und zu bleiben, im reinsten, edelsten Sinne des oft mißbrauchten Wortes. Sie erforschte ihr Inneres, und immer beruhigender stieg die Ueberzeugung in ihr auf, daß sie nichts weiter wolle und wünsche als dieses, und so beschloß sie denn, durch übel angebrachte Rüsichten sich nicht irren zu lassen, das nie empfundene Glück, einen treuen, edlen Freund gefunden zu haben, nicht von sich zu stoßen, und durch zu große Strenge nicht in ihren eigenen Augen sich selbst für schuldig zu erklären, während sie sich in ihrem Gemüthe noch vorwurfsfrei fühlte.

Von nun an mied sie es nicht mehr, Ferdinanden öfter als sonst, und sogar ohne Zeugen zu sehen; auch er kam ihr hierin entgegen, denn

auch ihm war es gelungen, sich gegen die Gefahr, in der er schwebte, zu verblenden, und sich zu überzeugen, daß er keineswegs berechtigt sey, das dem sterbenden Freunde gegebene Wort zu brechen, um nur sich selbst den Kampf mit dem eigenen Herzen zu erleichtern. Er strebte mit aller Macht sich abzuleugnen, daß er geliebt sey, geliebt, wie er selbst liebte, und suchte alles, was in dem Benehmen der Fürstin gegen ihn darauf hätte hindeuten können, nur ihrer südlichen Natur und der nationellen Eigenheit ihres Geburtslandes zuzuschreiben, dessen Bewohner, vom Höchsten bis zum Geringsten, bei jeder Gelegenheit sich weit leidenschaftlicher äußern, als die Nordländer. Und so gab er sich denn zuletzt dem so natürlich schönen Irrthum hin, zu glauben, daß es ihm gelingen könne, seine eigene Liebe in die Bande genügsamerer Freundschaft zu zwängen, ohne sich je zu verrathen, oder seine Pflichten gegen den Fürsten und sich selbst jemals aus den Augen zu verlieren.

Der Fürstin schloß im nähern Umgange mit Ferdinand jetzt eine neue Welt sich auf; denn erst durch ihn gewann sie einen Begriff vom wirk-

lichen Leben und dessen Anforderungen, indem er in den Stunden, die er mit ihr allein im vertrauten Gespräch zubrachte, ihr oft von seiner Vergangenheit und von seinen Eltern erzählte. Er theilte jenen ursprünglich an seinen Freund Willdorf gerichteten Aufsatz ihr mit, welcher unter dem Titel: Frühlingsliebe, diese Reihefolge von Novellen eröffnet, und die Geschichte seines frühesten Jugendlebens enthält; zugleich übergab er ihr einen schriftlichen Aufsatz des General S..., der über das Leben seines Vaters ihm Aufschluß gewährt hatte, und der hier seinen Platz finden mag.

Winterliebe.

General S... an Ferdinand von Hochburg.

Welch edlem Stamm du, der letzte Zweig desselben, entsprossen bist, ist dir längst kein Geheimniß mehr, lieber Ferdinand; du weißt, daß mir die schöne aber auch schwere Verpflichtung wurde, dich aus deiner fast märchenhaften Einsamkeit hinweg vom Grabe deiner Eltern, in eine dir ganz neue Welt, in Verhältnisse einzuführen, deren Möglichkeit dir früher auch nicht in den Träumen deiner Phantasie einfallen konnte. Was ich gesollt, habe ich redlich zu vollbringen getrachtet; nicht jedes Saamenkorn, das ich streute, ist aufgegangen, nicht alles ist gekommen und gelungen, wie ich es hoffte und wollte; das ist das ewige Loos aller menschlichen Plane! Dagegen

ist aber auch in der Entwickelung deiner dir von der Natur ertheilten Anlagen vieles weit über mein Erwarten geglückt. Wie ich dies meine, mag ich hier nicht deutlicher erklären, denn dich dir selbst gegenüber zu loben, liegt nicht in meiner Art.

Von nun an bist du dir selbst überlassen, und nur der Welt, die große Anforderungen an dich hat, und deinem eigenen Selbstbewußtseyn für die Anwendung der Gaben und Güter verantwortlich, mit welchen Glück und Natur dich so überreich ausgestattet haben.

Die letzte meiner Verpflichtungen gegen dich erfülle ich heute, indem ich deiner oft ausgesprochenen dringenden Bitte, um nähere Kunde von der Lebensgeschichte deines Vaters, endlich willfahre. Auf ausdrückliches Verlangen deines Vaters mußte ich die Gewährung derselben bis zum Zeitpunkt deiner Volljährigkeit verschieben; ich gestehe dir, daß ich es gern that, ich scheute es, so manche trübe, schmerzliche Erinnerung in mir wieder wach zu rufen, denn auch alte Wunden, unsanft berührt, können wieder brennen, das wirst du mit der Zeit auch noch an dir selbst

erfahren, das glaube mir, dem erfahrneren Freunde, der noch immer gern dich seinen Sohn nennen möchte, obgleich du der väterlichen Leitung dich längst entwachsen fühltest, und in diesem Augenblick, in Folge der Anordnung des Gesetzes und der jetzigen Ansichten der Jugendwelt, es auch bist.

Was du in diesen Blättern lesen wirst, hätte ich weit lieber dir mündlich mitgetheilt; es wäre mir leichter geworden, und zwar nicht allein weil ich ungern die Feder führe, auch für dich wäre es wohl besser gewesen, ich hätte Manches, das dir vielleicht dunkel scheinen wird, dir deutlicher erklären können. Aber die unruhvolle Zeit, in der wir leben, erlaubt dies nicht mehr; jedes eigne Interesse muß jetzt vor dem allgemeinen Großen zurücktreten, und uns wird keine stille, trauliche Stunde mehr werden, wie wir für diesen Zweck sie bedürften.

Uns beide scheidet in diesem Augenblick die Pflicht, die uns weit von einander entfernte Wirkungskreise anweiset, und obendrein sagt mir ein vorahnendes Gefühl, das selten mich trog, ich werde in dem großen, glorreichen Kampfe, der uns bevorsteht, das Ziel meiner eifrigsten Wünsche

aber auch das meines Lebens erreichen. Ahnungen dieser Art, in solchen Momenten, können täuschen, ich weiß es wohl, aber die Möglichkeit kann ich mir doch nicht ableugnen, plötzlich und fern von dir aus diesem Leben abgerufen zu werden.

Daher greife ich, wenn gleich widerwillig, zur Feder; daß ich aber möglichst kurz mich dabei fasse, daß ich, während ich keinen Hauptpunkt in dem Leben deines Vaters übergehe, deinem eignen, in vieler Hinsicht dem Seinigen so ähnlichen Gemüthe es überlasse, das, was er dabei gelitten, gefühlt, überwunden, dir selbst lebhaft zu schildern, dieses, hoffe ich, wirst du unter den gegenwärtigen Umständen mir wohl erlauben.

Graf Egon von Hochburg hatte in früher Kindheit seine Eltern verloren. Mein mit diesen durch enge Freundschaftsbande vereinigt gewesener Vater war zu seinem Vormunde erwählt worden; er wurde mit mir in meinem väterlichen Hause erzogen. Gleich an Jahren, wie auch in unsern äußeren Verhältnissen, wuchsen wir im brüderlichsten Vereine neben einander auf, theilten von unsrer frühesten Kindheit an, Unterricht und Spiel, Freude und Leid. Immer fester verzweigten sich

unsre Herzen, je älter wir wurden; jeder von uns war das zweite Ich des Andern, dem keine Regung des Gemüthes, kein Gedanke verborgen gehalten wurde. Ferdinand, ich und dein Vater waren und blieben Freunde, bis an sein Grab, und werden auch über dasselbe hinaus in der Ewigkeit es bleiben, wenn der Schöpfer der Welten, nach seiner ewigen Weisheit, uns dort einander wiederfinden und wiedererkennen läßt.

Unsre altadliche Herkunft, sowie die Stellung meines Vaters im Lande und am Hofe, hatte uns erst zu Spielgenossen, späterhin zu Jugendgefährten des Neffen des Königs gemacht. Prinz Max, so nannten wir ihn, wäre gern der dritte in unserm Bunde geworden, auch schmeichelte er sich mit dem Gedanken, es zu seyn, obgleich ohne unser Zuthun. Was ich und dein Vater einander waren, konnte er uns nicht seyn, aber wir erwiederten dennoch seine leidenschaftlicher sich äussernde Neigung zu uns, mit der treuherzigen Innigkeit eines unverdorbenen jugendlichen Gemüths; bei jeder Jugendlust waren wir ihm treue liebende Gefährten, in allen jenen kleinen Verlegenheiten, in welche der junge Fürstensohn aus

Unbedacht zuweilen gerieth, und aus denen allein sich loszuwinden, sein hoher Stand ihm erschwerte, waren wir seine redlichen Vertrauten und treue Beistände. Graf Egon aber stand seinem Herzen noch näher, als ich, denn das milde, zur Poesie sich hinneigende Gemüth deines Vaters, stimmte besser zu dem etwas weichlichen, schwärmerisch-sentimentalen Charakter des Prinzen, als mein von jeher ernsterer und mitunter unbeugsamer störriger Sinn.

Unsre Kindheit, wie unsre Jünglingjahre waren leider in jene dumpfe, trübe Zeit gefallen, welche gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges begann, und dann noch eine bedeutende Reihe Jahre hindurch das müde, erschöpfte Deutschland wie in kalte, graue Nebel einhüllte, die nur selten ein Lichtstrahl durchbrach. Tausendfache Fesseln schienen auf jeden höheren Aufschwung der Geister lähmend zu lasten, eine dumpfe Monotonie hatte des geselligen Lebens sich bemächtigt, und verhinderte jede freudigere Regung desselben. Von der einen Seite hatte der trostlose, alles verneinende und verspottende Unglaube, der von den neuesten Philosophen in Frankreich ausging,

sich der Gemüther bemächtigt, von der andern der krasseste fanatische Aberglaube, durch welchen in protestantischen wie in katholischen Ländern, herrschsüchtige Priester, die Menschen bethörten. Der fast erstorbne Sinn für Freiheit der Gedanken regte sich nur noch in Einzelnen, jede laute Aeusserung desselben war hart verpönt, nur im fernsten Westen, in Amerika, begann endlich das Licht aufzudämmern, dessen lange unter der Asche glimmender Funke späterhin zuerst in Paris zu einer verzehrenden Flamme ward, welche die ganze Welt umgestaltete.

Das Aufstehen eines in frischer Jugendkraft gegen seine Unterdrücker sich erhebenden Volks, begeisterte Deutschlands edelste Jugend; auch ich und meine Freunde sahen mit kaum zu mäßigendem Unmuth dem damaligen Beginnen deutscher Fürsten zu, die das edelste Herzblut ihres Volkes an die Unterdrücker der hochherzigen Amerikaner, für schnödes Gold verkauften, und Gedanken, Gefühle bemächtigten sich unser, wie jetzt jeder frei und ungehindert sie aussprechen darf, die aber damals als schädliche, zu Aufruhr und Hochverrath führende Neuerungen betrachtet wurden.

Stolz, kühn, zum wärmsten Enthusiasmus geneigt, wie lebenskräftige Jünglinge es immer sind, standen wir damals alle drei in dem glücklichen Alter von zwanzig bis ein und zwanzig Jahren, am Eingange des Lebens, das in seiner glänzendsten Gestalt sich vor uns ausbreitete, aber die fast unbedingte Wahl unter allen seinen Genüssen konnte uns nicht genügen. Wir wußten und fühlten, daß es etwas Höheres und Besseres gäbe, als Ball, Oper, und die ganze Schaar von Vergnügungen, die an dem Hofe unsres prachtliebenden Monarchen in ununterbrochener Reihe an uns vorüber rauschten. Unsre Gedanken, unser Herz und Sinn, waren ganz dem großen Kampf dort drüben über dem Meere zugewendet. Dein Vater und des Prinzen leicht erregbares Gemüth waren bis zur höchsten Begeisterung davon ergriffen, und äusserten dieses frei und unbefangen. Der König und die ihn zunächst Umgebenden waren der entgegengesetzten Meinung, vor Allen die Priester, deren immer furchtbare Macht, an diesem zwischen zügelloser Sinnenlust und dunkler Bigotterie getheilten Hofe sich nicht mehr berechnen ließ, an welchem man täglich alte

Sündenregister durch Beichte und Absolution zu tilgen suchte, um getrosten Muthes neue beginnen zu können.

Durch unvorsichtige Aeusserung republikanischer Gesinnungen, die man in der letzten Zeit demagogisch genannt haben würde, beleidigte Prinz Max täglich seinen Oheim, den König; aber zwischen ihm und der Thronfolge stand nur noch das, von jeher an einem seidnen Faden hängende Leben eines kränklichen Knaben, des Kronprinzen; der alles vermögende Beichtvater des Monarchen beherzigte diesen Umstand, und wußte die höchste Ungnade sehr gewandt von ihm ab, und dem Grafen Egon von Hochburg zuzuwenden. Die frühe Unabhängigkeit desselben hatten diesen von jeher verleitet, die öffentliche Meinung wenig zu schonen, sobald er im Rechten zu seyn überzeugt war; und so mußte er denn hier für den eigentlichen Verführer des um einige Jahre jüngern Fürstensohnes gelten, und nur Rücksichten auf seine edle Abkunft, seine sehr bedeutenden Besitzungen im Lande, hielten die Ausbrüche des königlichen Zorns einstweilen noch zurück.

Doch nicht nur in politischer Hinsicht stimmten die Ansichten und Gefühle deines Vaters und des Prinzen Max mit einander überein; eine dem uralten, aber durch Unglücksfälle tief gesunknen Stamme eines der edelsten Geschlechter im Lande entsprossene Waise, die sogar auf entfernte Verwandtschaft mit dem regierenden Hause Anspruch machen konnte, wurde unter dem Schutze der Mutter des Prinzen Max erzogen; ein Wesen, an Schönheit, Grazie und glänzenden Geistesgaben, keinem andern an unserm Hofe zu vergleichen. Selbst ich konnte dem Zauber der von ihr ausging, mich kaum entziehen, und nur meine kältere Vernunft, mein fester Sinn und meine innige Liebe zu deinem Vater, dessen stille Neigung zu ihr mir kein Geheimniß blieb, halfen mir ihn überwinden. Aber auch der Prinz brannte für sie, mit all' der glühenden Leidenschaftlichkeit eines zur sentimentalsten Schwärmerei geneigten, vom Glücke verzogenen Jünglings, dem noch nie ein Wunsch versagt, in dessen Seele noch nie ein Gedanke an Selbstbeherrschung gekommen war. Beide huldigten der Schönen, jeder auf seine Weise; dein Vater mit der ehrfurchtsvollen Schüch-

ternheit wahrer, inniger Liebe, der Prinz mit all der Zuversicht, die sein hoher Rang und das Bewußtseyn der Vorzüge seiner Persönlichkeit ihm einflößte. Er verschmähte es, das, was er empfand, vor der Welt zu verbergen, er trug seine Liebe öffentlich zur Schau, und war von der reizenden Felizitas fast eben so unzertrennlich, als ihr eigner Schatten.

Gräfin Felizitas, ihren Familiennamen verschweige ich, als hier völlig gleichgültig, absichtlich dir; Gräfin Felizitas also, war noch sehr jung, kaum siebzehn Jahre alt, aber doch schon durch die Umgebungen, in welchen sie aufwuchs, scharfsichtig genug geworden, um die Wirkung ihrer Reize nicht ohne Wohlgefallen zu bemerken. Auf diese Weise von den beiden ausgezeichnetsten jungen Männern am Hofe, gleich bei'm ersten Eintritt in die Welt sich vorgezogen und gefeiert zu sehen, war ihrer Eitelkeit ein sehr wohlgefälliger Triumph, den sie nicht sobald aufzugeben beschloß. Ihre Sinne waren äusserst erregbar, aber ihr Herz eigentlich kalt; jung, wie sie war, hatte sie doch an diesem Hofe schon gelernt, Plane zu machen, und ihr Betragen nach vorher

wohl überlegten Regeln abzumessen. Sie bedachte, daß die Hälfte ihres Triumphs in der Gesellschaft ihr unfehlbar verloren gehen würde, wenn sie einen ihrer Verehrer vor dem Andern begünstige, indem, bei der unter beiden bestehenden Freundschaft, der Verschmähte sich gewiß dann von ihr zurückziehen werde. Welcher von beiden ihr in Zukunft das glänzendste Loos würde bieten können, darüber war bei dem hohen Range des Einen derselben noch nicht wohl zu entscheiden, und so hielt sie es für das gerathenste, unter dem Schein der arglosesten Unschuld beide ganz gleich zu behandeln, keinem vor dem Andern den mindesten Vorzug einzuräumen, aber auch nicht durch ein hartes, abstoßendes Betragen die Hoffnungen zu zerstören, die allein sie in ihren Rosenfesseln festhalten konnten. Sie war mild, heiter, freundlich, bemerkte nichts, was sie für rathsam hielt, nicht zu bemerken.

Das Spiel wurde von ihrer Seite lange so fortgetrieben, bis endlich die leidenschaftliche Glut des Prinzen alle Schranken durchbrach. Aufgeregt in den tiefsten Tiefen seines Gemüths, glühend, in halber Verzweiflung, warf er dem Freunde

sich in die Arme, flehte um seinen Beistand, setzte mit leidenschaftlicher Beredsamkeit ihm die Gründe auseinander, die ihn zu der Hoffnung zu berechtigen schienen, mit Einwilligung seiner hohen Verwandten, um die Hand der Gräfin Felizitas sich bewerben zu können.

Egon, der edle Egon fühlte das Blut in seinen Adern erstarren, aber betrügen konnte er den Freund nicht; auch er gestand offen und frey seine Liebe, gelobte aber auch im schönsten Enthusiasmus seines reinen jungen Herzens, diese Liebe zu bekämpfen, jedem Streben nach der Gunst des geliebtesten Wesens zu entsagen, und still und schweigend sich zurückzuziehen.

Egon hielt Wort. Erst mit Erstaunen, dann mit einem steigenden Unmuth, bemerkte Felizitas die gänzliche Abänderung seines Betragens gegen sie. Sie sah sich absichtlich gemieden von ihm, der sonst nur in ihrem Anschauen zu leben schien, und, war es nur der Stachel gereizter Eitelkeit, oder ein natürlicheres, besseres Gefühl, was sie dazu anreizte? ich weiß es nicht, genug sie bebeschloß, um jeden Preiß ihn sich wieder zu gewinnen. Alle kleinen Künste, welche der Jugend

und Schönheit zu Gebote stehen, wurden angewendet, um die treue Erfüllung des dem Freunde geleisteten Versprechens ihm auf eine Weise zu erschweren, die den armen Egon zur Verzweiflung brachte. Felizitas hatte mit ihm die Rolle getauscht, er mied sie jetzt, sie suchte auf alle Art sich ihm zu nähern, mit Blicken, mit gleichsam in süßer Unbewußtheit ausgesprochenen Andeutungen, er konnte nicht anders, er mußte sich geliebt glauben, geliebt von ihr, die seine ganze Seele erfüllte, und der er zu entsagen gelobt hatte.

Immer noch blieb er standhaft, und immer mehr ließ Felizitas von ihren eignen Künsten sich hinreißen, bis sie endlich an sich selbst irre ward. Sie glaubte zu lieben, ein halbes Geständniß entschlüpfte einst, als sie mit Egon allein war, ihren Lippen, einen kurzen seligen Moment hielt er die Geliebte in seinen Armen, an seinem vor Wonne und Schmerz bebenden Herzen, dann riß er sich los, und eilte zu seinem Freunde.

Er bekannte dem Prinzen den unfreiwillig an ihm begangenen Treubruch, aber während er sprach, ward ihm plötzlich klar, wie wenig er berechtigt

sey, Felizitas zu einem Opfer zwingen zu wollen, dessen ganze Schwere er mehr wie jemals in diesem Augenblick empfand. Der zweideutige Edelmuth, mit welchem in Romanen und Komödien jener Zeit, ein paar Freunde den Besitz der schönen Geliebten gewöhnlich einander abtreten wollten, war so oft von ihm und dem Prinzen bespöttelt worden, und nun sollte er selbst, auf Kosten seines eignen und des liebenden Herzens der Heißgeliebten, ein solches Opfer bringen wollen, das keinen von allen dreien beglücken konnte. Aller Rücksichten vergessend, überwältigt von ihrem eigenen Herzen, hatte Felizitas ihm ihr süßes Geheimniß verrathen, konnte, durfte er sie von sich abweisen?

Seine Sinne, seine Reden verwirrten sich, und während er noch von Entsagung sprach, warf er unter einem Strom von Thränen sich dem Prinzen in die Arme, und forderte ihn selbst auf, das Opfer zu bringen, das er jetzt nicht mehr bringen könne, ohne an sich selbst und der Geliebten, an jedem guten Gefühl, an allem, was ihm das Heiligste war, sich zu versündigen.

Eine herzerschütternde Scene erfolgte. Nach

furchtbarem Seelenkampf, noch in halbem Wahnsinn von beiden Seiten geforderten, gebotnen, abgelehnten Erbietungen und Opfern, begaben sich endlich beide, Arm in Arm, zur Gräfin Felizitas. Was dort vorgegangen ist, habe ich nie vollständig erfahren. Zerstört im Innern und Aeussern trat dein Vater eine Stunde später in mein Zimmer, er wollte sprechen, aber die gewaltsame Aufregung seines ganzen Wesens raubte ihm Athem und Worte. Als er wieder zu einiger Fassung gelangt war, nahmen wichtige Anordnungen für seine Zukunft die wenigen uns noch übrig bleibenden Stunden ein. Die ganze Nacht ging darüber hin, die wir mit einander durchwachten. Am frühen Morgen des folgenden Tages hohlte der Prinz, wie oft schon gethan, ihn zu einer Jagdparthie ab. Abends kamen beide nicht wieder heim. Am nächsten Tage verbreitete sich das Gerücht, sie wären mit einander entflohen, wahrscheinlich um zu der Armee der amerikanischen Rebellen, wie man diese nannte, sich zu begeben.

Unter wüthendem Geschrei, besonders von Seiten der Priester, wurde dein Vater jetzt als Verführer des Prinzen, laut angeklagt. Tausend

giftige Zungen nannten ihn einen Hochverräther, einen Atheisten, einen Empörer, zerrissen seine Ehre, seinen guten Namen, und bedauerten den armen betrogenen Prinzen. Alles wurde zur Einholung der Entflohenen aufgeboten, es war fest beschlossen, den Grafen Egon des Hochverrathes anzuklagen, und dann auf Lebenszeit ihn in irgend eine Festung zu bringen.

Die Freunde hatten in geringer Entfernung von der Stadt sich getrennt, um auf verschiedenen Wegen das Ziel um so sicherer zu erreichen. Die, besonders in jener Zeit den Fürstenkindern eigne Unbeholfenheit brachte den bedauernswerthen Max sehr bald in die Hände seiner Verfolger. Unter fremden Namen, aber mit allen seinem hohen Range gebührenden Rücksichten, führte man ihn zurück in die Residenz. Mehrere Monate lang wurde er, unter dem Vorwande einer auf der Jagd sich zugezogenen Erkältung, an die Niemand glaubte, im Schlosse in engem Verwahrsam gehalten. Keiner seiner Freunde erhielt Zutritt zu ihm, Niemand, ausser dem Beichtvater des Königs, und einige diesem gleichgesinnte Priester. Allmählig wußten diese mit

schlauer List des Zutrauens dieser im Grunde edlen, aber zu wenig selbstständigen Natur sich zu bemächtigen, die kraftlos in sich selbst zusammensank, seit sie die mächtige Stütze des Freundes entbehrte.

Dein Vater war vorsichtiger, und folglich auch glücklicher gewesen. Er wand durch alle ihm drohende Gefahren sich hindurch, und erreichte unangehalten den Seehafen, wo er sogleich sich einschiffte. Schnell und ohne Widerwärtigkeiten langte er in Nordamerika an, und trat sogleich unter Washington in die Reihe der tapfern Verfechter ihrer Rechte und ihrer Freiheit.

Endlich nach mehreren Jahren ward der große Kampf durch einen ehrenvollen Friedenstraktat beendet, aber dein Vater fühlte sich zu einheimisch in jenem Lande, um es sogleich verlassen zu können, und neun Jahre waren verflossen, ehe er wieder in sein Vaterland zurückkehrte.

Die Zeit, verbunden mit den Beschwerden des Krieges, denen er sich ausgesetzt, hatten sein Aeusseres dermaßen verändert, daß er, ohne Gefahr erkannt zu werden, es wagen durfte, unter dem angenommenen Namen, den er in Amerika

geführt, mich zu besuchen. Niemand gedachte mehr des Grafen von Hochburg, er wie sein Name war in der Residenz verschollen, der größte Theil seiner Güter war einstweilen von der Regierung in Beschlag genommen. Man glaubte, oder vielmehr man bemühte sich zu glauben, er sey in irgend einem blutigen Gefecht in Amerika gefallen, und seine Agnaten harrten ungeduldig auf sichere Nachrichten von seinem Tode, um auch ihrerseits seiner sehr bedeutenden Majoratsgüter sich ebenfalls zu bemächtigen. Ich war durch meine Konnexionen so glücklich, in dieser Hinsicht seine Rechte kräftig zu verfechten, und die von ihm bei seiner Abreise mir übergebene Verwaltung derselben zu behaupten; auch war es mir gelungen, ihm einen großen Theil seines baaren Vermögens heimlich zu retten. Die gegenseitigen Ansprüche der Regierung, die doch nicht ganz ungehört ihn verurtheilen konnte, und der Erben seines Vaters, die eines Zeugnisses seines Todes bedurften, um seines Nachlasses sich bemächtigen zu können, hielten einander das Gleichgewicht, und der Wettstreit zwischen beiden ver-

schaffte mir indessen die Beruhigung, für sein Bestes thätig sorgen zu können.

Sobald der erste Freudentaumel des Wiedersehens sich gelegt hatte, betrachtete ich mit staunender Bewunderung meinen, im Innern wie im Aeussern veränderten Freund. Die hohe imposante Heldengestalt des einst so zarten blühenden Jünglings war es nicht allein, was mir ihn fast unkenntlich machte, wie herrlich hatten alle bei seiner Abreise noch in ihm schlummernden geistigen Anlagen sich entwickelt! er war ein Mann geworden, wie ich nie einen gesehen, und nie wieder einen sehen werde. Fest auf sich selbst beruhend, dessen, was er war und wollte, in höchster Klarheit sich bewußt, und doch mild und schonend, voll unaussprechlichen Wohlwollens gegen alles, was lebt. Du, sein Sohn, warst, als er starb, schon erwachsen genug, um seinen Werth zu erkennen, zu fühlen, was er war, und was du in ihm verlorst.

Wie strahlte sein Auge! wie freudig stolz erhob sich die edle Gestalt, als er von all' dem Großen und Herrlichen mir erzählte, das er erlebt, das er zum Theil mit vollbracht.

Ich hatte nur sehr schmerzliches, niederschlagendes ihm dagegen zu berichten. Der Kronprinz war gestorben, Prinz Max war nun der erklärte Erbe des Throns seines Oheims. Ein Meisterstreich war indessen an ihm verübt, um sich für die Zukunft seiner und der Regierung des Landes ganz zu bemächtigen. Man hatte Mittel und Wege zu finden gewußt, diese schwache Natur geistig und körperlich zu Grunde zu richten. Sein Leben floß getheilt zwischen wilden Ausschweifungen und nagenden Gewissensscrupeln ihm hin, die ihn ganz in die Hände derer gaben, die sich seiner mit schlauer List bemeistert, die ihn zum Schatten dessen, was er früher gewesen, herabgewürdigt hatten, um ihre heimliche aber unbeschränkte Gewalt in diesem Lande auch nach dem Hintritt des Königs sich zu sichern.

Ach und die Gräfin Felizitas! sie war verblüht; das hätte der Lauf der Zeit ohnehin mit sich gebracht; aber auch sie war gesunken, tief, tief unter sich selbst, noch tiefer als der unglückliche Prinz, und wahrscheinlich nicht allein durch ihre eigne in der Erziehung verwahrloste Natur; auch ihrer hatten jene Listigen sich zu bemächti-

gen gewußt. Als erklärte Maitresse des altersschwachen Königs bemühte sie sich jetzt, mit sehr schlechtem Gelingen, die Rolle einer zweiten Maintenon zu spielen.

Alles dieses zusammen genommen, war weit mehr, als mein edler Freund mit Gelassenheit tragen konnte; in tiefster Seele empört, durch und durch vom gerechtesten Unwillen entflammt, dürstete er nach Rache an denen, die sein Paradies ihm zertrümmert, und die Lieblinge seiner Seele in den Sumpf hinabgezogen hatten, der ihr eignes Element war. Unsägliche Mühe, einen wahrhaft harten Kampf hat es mir gekostet, ihn vor übereilten Entschlüssen abzuhalten, und ihn von der Nutzlosigkeit der Schritte zu überzeugen, die er wagen wollte. Endlich gelang es mir, ihn zu bestimmen, einstweilen in der Ferne den günstigen Augenblick zu seinem Wiedererscheinen abzuwarten, der meiner Meinung nach nicht mehr lange ausbleiben konnte. Denn des alten Königs Leben neigte sich sichtlich zum Ende, und sein Nachfolger konnte doch nicht ganz unfähig geworden seyn, die Stimme des einst so hochge-

liebten Freundes durch das Dunkel, in welches man ihn umhüllt hatte, noch zu vernehmen.

Aber nun ließ Graf Egon auch keinen Augenblick länger sich halten; im edelsten Zorn schüttelte er am Thor den Staub von seinen Füßen, und ging hinaus in die Welt. Nur auf Stunden war er mir wiedergeschenkt worden, ich sollte der Trennung von ihm mich freuen, und empfand sie dennoch mit bitterm Schmerz. Und doch kam mir damals noch keine Ahnung, daß wir nie wieder uns so beisammen finden würden, daß beinahe ein halbes Menschenalter verfließen müsse, bis ich am Rande des Grabes, halb schon der ernsten, dunkeln Ewigkeit angehörend, ihn widersehen würde, um für immer in diesem Leben von ihm Abschied zu nehmen.

Die erste Nachricht, die ich von ihm erhielt, war, daß er in B... öffentlich, unter seinem wahren Namen, Graf Egon von Hochburg, zu der protestantischen Kirche übergetreten sey. Welchen Eindruck, welch ungeheures Aufsehen in der Residenz, wie im ganzen Lande, dieses Ereigniß hervorbrachte, brauche ich dir nicht zu schildern. Wie triumphirten seine Feinde! sein Untergang

schien unvermeidlich; aber da weder ein Familienpakt noch ein Gesetz sich auffinden ließ, das wegen der Veränderung seines Glaubens ihn der ihm angebornen Rechte und Güter verlustig machen konnte, so blieb es mir noch immer möglich, ihm letztere wenigstens zum Theil zu erhalten.

Abermals vergingen einige Jahre, ohne daß wir anders als schriftlich uns einander mittheilen konnten. Nach jenem so großes Aufsehen erregenden Schritte zog Graf Egon sich ganz in den Schatten des einfachsten Bürgerlebens zurück, bereis'te unbekannt, unter einem angenommenen Namen, einen großen Theil von Europa, hielt an mehreren deutschen Universitäten sich längere Zeit auf, und benutze mit großem Eifer jede Gelegenheit, um in wissenschaftlicher Hinsicht seine Kenntnisse zu vermehren, und alles nachzuholen, was bei der vornehmen Erziehung, die wir beide gemeinschaftlich erhalten, versäumt worden war. Immer lieber ward ihm das einfache, prunklose, aber deshalb nicht minder genußreiche Leben des höheren Mittelstandes in unserm Vaterlande. Die Vorzüge, welche seine adelige Geburt ihm gewährten, hatte er in Amerika längst als etwas sehr

unwesentliches betrachten gelernt. Unaussprechlich widerte das glatte abgeschliffne und doch so hohle Leben an Höfen und in den Salons der vornehmen Welt ihn an, in der er alles hatte untergehen sehen, was ihm lieb und heilig war, den Freund, die Geliebte, sogar den Glauben an Treue und Menschlichkeit. Wenn er an die Möglichkeit dachte, dorthin wieder zurückkehren zu müssen, ergriff ihn wahres Grausen. Unbekannt wie er jetzt war, wo Niemand ausser mir um den eigentlichen Aufenthalt des einst so brillanten Grafen Egon von Hochburg wußte, beschloß er auch fortan zu leben, bis an das Ende seiner Tage. Längst schon war er kein Jüngling mehr, seine Blüthenjahre waren vorüber, die Zeit war gekommen, in welcher der Sturm der Leidenschaft von selbst sich legt, und der freiere Geist einen helleren Ueberblick der Welt und des wirklichen Lebens sich gewinnt.

Egon wollte und suchte nichts, als ein von der Natur und dem Klima begünstigtes tief verborgenes Plätzchen, um dort seinen eignen Heerd zu begründen, einen freien, wenn gleich engbegränzten Wirkungskreis, in welchem er ungekannt

unberühmt, unbewundert, so viel ruhig stilles Glück um sich her verbreiten könnte, als er zu gewähren und seine Umgebungen zu ertragen vermöchten.

Mit aller Beredsamkeit, die mir zu Gebote stand, mit allen Gründen, die meine Ueberzeugung mir eingab, mit aller Gewalt der Freundschaft, die uns unzertrennlich vereinte, bekämpfte ich diesen Entschluß. Ich stellte meinem Freunde vor, daß seine Geburt sowohl als seine Stellung im Leben ihm einen weit ausgebreiteteren Wirkungskreis angewiesen haben, in welchem er unendlich kräftiger für das Wohl vieler wirken könne, als in ländlicher tief verborgner Einsamkeit; ich machte ihn auf die Verpflichtung aufmerksam, von dem hohen Standpunkt aus, auf welcher das Glück mit so viel innern und äußern Vorzügen ausgerüstet, ihn gestellt, nicht nur durch die That, sondern auch durch Beispiel zu wirken, Unrecht zu bekämpfen, wo es sich immer zeige, und den Schwächern auf der Bahn des Bessern voranzuleuchten.

Anfangs suchte er meinen Gründen Gegengründe entgegen zu stellen, dann fing er in seinen Briefen an, diesen Punkt gänzlich mit Still-

schweigen zu übergehen, endlich schrieb er seltner, dann nur, wenn die Umstände es durchaus erforderten, zuletzt ließ er beinahe ein ganzes Jahr in völliger Unwissenheit über sein Geschick, sogar über seinen jetzigen Aufenthalt mich verharren. Beiliegender Brief aus dem *** Gebirge brachte endlich Licht in das Dunkel, in welches er sich bis dahin absichtlich mir verborgen hatte.

Graf Egon von Hochburg an seinen Freund Herrmann von S...

Herrmann! mein Freund, mein Bruder! Endlich habe ich, mitten in den Wüsteneien des Lebens, die still verborgne grüne Oase gefunden, wo ich von meiner mühseligen Pilgerfahrt ausruhen werde, bis noch tiefere Ruhe mich umfängt. Die Welt, nebst allem, was in ihr mich quälte, liegt weit hinter mir, vergessen, in Nebel aufgelößt, gleich einem bösen Traum, den ich nicht zum zweitenmal zu träumen fest entschlossen bin. Meine Rechnung mit ihr ist abgethan, ich athme frei, ich bin im Hafen des Friedens gelandet, und du wirst dich freuen, deinen Freund

dort zu wissen, wenn er gleich nicht deinem Kompaß auf der Fahrt dorthin folgen konnte.

Drei viertel Jahre, auch wohl noch etwas darüber, mögen verflossen seyn, seit ich, kurz vor meinem Eintritt in diese paradiesische Gebirgswelt, zum letztenmal dir schrieb. Zuerst verhinderte die große Abgeschiedenheit dieser Gegenden von der bewohnteren Welt mich daran, dann schwieg ich absichtlich, denn selbst vor dir, mein Bruder, wollte ich auf dem Wege zu der Art von Glück, deren ich allein noch fähig bin, und der so unerwartet sich mir zeigte, mich nicht irren lassen. Deinen treuen, wohlgemeinten Rath, den mein Geist im voraus ahnete, konnte ich nicht befolgen, und mochte dich deshalb lieber nicht zum Worte kommen lassen. Du hast so lange, so oft mich, wie ich bin, mit Geduld ertragen, du wirst auch diese sehr menschliche Schwäche mir verzeihen.

Jeder Schritt auf diesen herrlichen Bergen gewährte mir einen unversiegbaren Quell des reinsten Genusses; mit täglich wachsendem Interesse durchstreifte ich diese engen, grünenden, blühenden Thäler, und kehrte Abends, schwerbe-

laden mit Steinen, Pflanzen, Insekten, in meine bescheidne Hütte mitten im Walde heim, um die Ausbeute des Tages zu ordnen, und dann, müde, glücklich und sorglos wie ein Taglöhner, mich dem festesten, erquicklichsten Schlaf zu überlassen. Der alte brave Förster, bei welchem ich mich eingemiethet hatte, nannte ohne mein Zuthun mich Herr Kandidat, und ich ließ ihn dabei; ich sah, wie er froh war, seiner Meinung nach den Henkel gefunden zu haben, bei dem er mich anfassen konnte; denn diesen einfachen, an bestimmte Thätigkeit gewohnten Leuten kommt ein Mensch, der nichts ist, seyn und werden will, als ein Mensch gar zu seltsam wunderlich vor. Mein einfacher grauer Ueberrock und mein rund geschnittnes Haar ohne Locken und Zopf, das man hier zu Lande noch nicht zu sehen gewohnt ist, mochten ihn zuerst auf den Gedanken gebracht haben, ich sey ein Kandidat der Theologie, und so war und blieb ich denn der Herr Kandidat, nicht nur bei meinem Hauswirth, sondern auch weit und breit im Lande; in allen Bauernhöfen der Nachbarschaft, in allen umliegenden Dörfern, wo mich bald jedes Kind kannte, und dem Herrn

Kandidaten mit einem Kußhändchen entgegenlief, wenn er mit seinem blechernen Kräuterbehälter, seinen Mappen, seinem Hammerstock sich zeigte, um unter dem ersten besten ländlichen Dach ein Stündchen auszuruhen.

Einst hatte ich auf einer dieser Wanderungen im Gebirge mich zu weit von meiner Wohnung verstiegen. Ich war in ein mir bis jetzt ganz unbekannt gebliebenes, von einem wilden Bergwasser durströmtes Thal gerathen. Vergebens sah ich nach irgend einem Gegenstand mich um, mit dessen Hülfe ich mich hätte wieder zurecht finden können. Dichtes Laubgewölbe hemmte von allen Seiten mir jede Aussicht in die Ferne, der Abend kam heran, und die schon tief stehende Sonne tauchte die Gipfel der Bäume in glühendes Gold, streute kleine hüpfende Lichter auf meinen Pfad, und verklärte die grüne Waldeinsamkeit zum, von Smaragd und Gold blitzenden Tempel der Natur. Ich fühlte mich ungewöhnlich ermüdet, und beschloß, dem halbverwachsenen Fußsteige längst dem Bach auf gerathewohl zu folgen, und in dem nächsten Orte, zu dem er mich führen würde, zu übernachten. Heitern, ruhigen Sinnes wan-

delte ich langsam fort, horchte auf das Gezwitscher der Vögel, die im Gebüsch sich für die Nacht einrichteten, auf das Flüstern des Abendwindes in den Wipfeln der Bäume, auf das Zirpen der Heuschrecken, auf das leise Gelispel im Grase, als plötzlich ein schwacher Klagelaut mein Ohr traf, und aus meinen Träumereien mich weckte. Der Ton schien ganz in der Nähe aus dem Gebüsch zu kommen, ich ging ihm nach. «Herr Kandidat sind Sie es? lieber Herr Kandidat helfen Sie mir, ich kann nicht weiter, mein Fuß ist, glaube ich, zerbrochen,» wimmerte ein schwaches Stimmchen. Ein allerliebstes kleines Mädchen, das ich am vorigen Tage bei Landleuten, bei denen ich eingekehrt war, mit den Kindern spielend getroffen, lag wenige Schritte von mir zwischen dem Gestein. Die arme Kleine war nach Waldbeeren ausgegangen, hatte sich verspätet, und um schneller aus dem Walde zu kommen, durch das Gestrüppe sich Bahn zu machen gesucht, war ausgeglitten, und lag nun, unfähig sich zu regen, hülflos da, bei einbrechender Nacht, im Walde ganz allein.

Der Fuß, den ich gleich untersuchte, war

zwar nicht gebrochen, aber doch verrenkt und schon sehr geschwollen. Ich nahm das arme kleine Bärbeli auf, das sehr geduldig große Schmerzen litt, und mußte, da es nicht anders fortzubringen war, mich entschließen, es nach Hause zu tragen; den nächsten Weg, meinte Bärbeli, würde sie mir schon angeben können.

Die Last war eben nicht leicht, denn Bärbeli ist ein starkes gesundes Kind von neun Jhren; der bergauf und bergab führende Fußpfad war beschwerlich, ich sehr ermüdet, wir mußten mitunter uns niedersetzen, um auszuruhen, und so gingen wohl zwei Stunden darüber hin, und es war ganz dunkel geworden, ehe wir in dem Dorfe anlangten, hinter welchem wohl noch eine gute halbe Stunde weiter die Mühle liegt, welche Bärbeli's Eltern angehört. Ich fühlte, daß meine Kräfte schwerlich bis dahin ausreichen würden, und überdem verkündete mir der kleine Bärbeli leises Wimmern ihren zunehmenden Schmerz, und daß es die höchste Zeit sey, für ihren beschädigten Fuß Sorge zu tragen.

Oft schon hatte ich von hohen Bergen hinab dieses Dorf in seinem wunderschönen Thale lie-

gen gesehen, ohne jemals in dasselbe hineingegangen zu seyn. Ich sah mich um, alle Thüren waren geschlossen, alle Fenster dunkel, die Leute schienen schon alle in tiefem Schlaf versunken, nur im Pfarrhause, vor dessen Thüre wir standen, brannte noch ein einsames Licht.

«Soll ich hier anklopfen, um deinen Fuß erst zu verbinden? damit deine Mutter nicht gar zu sehr erschrickt, wenn wir beide so mit einander ankommen,» fragte ich.

Bärbeli war mit dieser Einrichtung sehr zufrieden. «Pfarrers sind herzgute Leute, und kennen mich recht gut,» versicherte sie. «Aber klopfen Sie ganz sachte, lieber Herr Kandidat, denn die Pfarrerin ist sehr krank.» Indem öffnete sich ein Fenster über uns: «doch wohl verirrte Reisende?» fragte mit gedämpftem Ton eine tiefe, wohlklingende Baßstimme, «ein wenig Geduld, ich komme gleich.»

Die Hausthüre wurde geöffnet, der Pfarrer selbst trat mit Licht hinaus; ohne ein Wort zu sprechen, lud er durch eine sehr freundliche Bewegung der Hand uns unter sein Dach ein, schloß, jedes Geräusch vermeidend, die Thüre

wieder, und führte uns eben so still und leise in ein Zimmer.

«Nehmen Sie es nicht übel,» sprach er jetzt freundlich, «aber meine Alte schläft gottlob ein wenig, und da möchte ich um alles in der Welt sie nicht wecken. Bärbeli! bist du es? armes Kind, was ist dir denn widerfahren? aber weine nur nicht so, dir soll geholfen werden.» Jetzt fiel sein Blick auf mich: «der Herr Kandidat, wenn ich nicht irre?» sprach er nach einigem Besinnen. «Seyn Sie mir herzlich willkommen, Sie Mann Gottes, nach dem mein Herz schon lange sich sehnt, zwiefach willkommen in doppelter Gestalt, als barmherziger Samariter, und als der, den augenscheinlich der Herr seinem alten Knecht zum Beistand und zum Troste gesendet hat. Davon nachher, denn jetzt muß für die Kleine gesorgt werden, ich will Angelika rufen, die Mutter schläft fest und sanft, da können wir sie schon ein Viertelstündchen verlassen.»

Unter den mancherlei nützlichen und überflüßigen Künsten und Kenntnissen, die ich seit unsrer Trennung mir anzueignen gesucht, gehört auch so viel von Wundarzneiwissenschaft, als man auf

dem Lande bedarf, um in dringenden Fällen augenblickliche Hülfe zu leisten.

Ich begann also gleich, das Füßchen des armen Kindes genauer zu untersuchen, als ich im Walde es gekonnt hatte; der Geschwulst hatte schon sehr überhand genommen, ohne die nachtheiligsten Folgen durfte mit dem Wiedereinrichten desselben kein Augenblick länger gesäumt werden. Die Tochter des Pfarrers kam indessen herbei. Sie brachte alles, was ich zu der Operation bedurfte, so zweckmäßig, so behend, so schnell, als wäre sie Tage lang vorher darauf vorbereitet gewesen. Und wie sie, während der wirklich sehr schmerzlichen Operation, das Kind in ihren Armen hielt! wie sie mit Liebkosen und Zureden es zu beschwichtigen wußte, damit es nur geduldig alles ertrüge, und nicht durch lautes Schreien die kranke Mutter wecke! Herrmann, wohl bewundern aber beschreiben läßt so etwas sich nicht. Sie litt sichtbarlich mit der armen Kleinen, helle Thränen perlten in ihren schönen Augen, aber sie versäumte dabei doch nicht, das Kind fest zu halten, ohne an seine Klagen und sein Weinen sich zu kehren. In dieser stillen, weichen Seele fin-

det sich keine Spur von jener kränkelnden Sentimentalität, die jede schöne Dame in euern Salons bei ähnlichen Vorfallenheiten wenigstens einigemal in Ohnmacht hätte fallen heißen.

Die Operation war schnell vollbracht; der Alte ging während derselben unhörbar leise ab und zu, hatte bald meine Geschicklichkeit gelobt, bald der kleinen Leidenden die thränennassen Wangen väterlich gestreichelt, und ihr zum Lohne ihrer Geduld allerlei Schönes versprochen; dann hatte er sich wieder an die Schlafkammer seiner Frau geschlichen, um an der Thüre zu horchen, ob sie sich nicht rege. Bärbeli ward zu Bette gebracht, und der Aufsicht einer freundlichen alten Magd übergeben, und nun wurde auch für mich gesorgt. In wenigen Minuten hatte Angelika mit großer Zierlichkeit alles auf einem Tischchen in Ordnung gestellt, was einem müden Wandrer, wie ich, zur Erquickung dienen konnte, deren ich wirklich nöthig bedurfte. Der Vater wieß während der Zeit mir im Nebenzimmer mein Nachtquartier an, das ich so bequem und vollständig eingerichtet fand, als wäre ich ein längst erwarteter geladener Gastfreund gewesen. Und nun trat An-

gelika wieder zu uns, in Mantel und Schleier gehüllt. «Hans wartet schon mit der Laterne,» sprach sie, und küßte dem Vater recht liebevoll die Hand. «Sey unbesorgt, lieber Vater, in einer Stunde spätestens bin ich wieder hier, die Mutter schläft sanft und fest, hoffentlich wird sie in der Zeit nicht erwachen, und dann bist du ja doch bei der Hand.»

«Um Gotteswillen, wo wollen Sie hin in dieser späten Stunde, in dunkler Nacht!» rief ich erschrocken.

«Ich muß doch zu den Müllersleuten draussen vor dem Dorf,» erwiederte sie lächelnd. «Die arme Frau mag Angst genug um ihr Kind ausgestanden haben, und auch noch ausstehen.»

«Aber könnte nicht Hans, oder ich mit ihm, ich bin gar nicht mehr ermüdet......»

«Lieber Herr,» unterbrach sie mich, «bedenken Sie, es gilt ein Mutterherz zu beruhigen, da darf ich keinen andern Boten schicken. Ich kann doch den armen Leuten die beste Auskunft über ihr Kind geben, sie kennen mich, und vertrauen mir. Gute Nacht, Sie haben heute schon genug

gethan, und dürfen ruhig schlafen.» Damit wandte sie der Thüre sich zu.

«Meine Tochter geht auf gutem Wege, der Engel des Herrn breitet schützend seine Flügel über sie aus, da hat es keine Gefahr,» sprach der Alte.

Was konnte ich ferner noch einwenden wollen? Angelika ging, und ich? ich harrte an meinem Kammerfenster, bis ich bei'm Schein von Hansens Laterne nach ein paar Stunden, die mir sehr lang dünkten, sie wieder durch den Garten in's Haus gehen sah.

Das kleine Abentheuer kommt dir gewiß sehr unbedeutend vor, und du begreifst nicht, wie ich darüber so viele Worte machen kann. Lieber Bruder, ich habe absichtlich mich bemüht, dir ganz schmucklos und einfach ein Ereigniß hinzustellen, das, klein wie es dir erscheinen muß, meiner ganzen Zukunft ihre eigentliche Bestimmung gibt; ich wollte nicht durch hochtönende Beschreibungen und poetischen Schmuck dich zu blenden suchen, damit du glimpflicher mit mir verfahren möchtest, denn zürnen wirst du, ich weiß es wohl, aber abwenden kannst du dich nicht von mir, und so

trage ich die Ausbrüche deines Unmuths mit Geduld, denn was ist dieser anders als Liebe?

Die Pfarrerin fühlte am andern Morgen sich durch den ruhigen Schlaf der vergangenen Nacht merklich gestärkt, und hatte ihr Bett verlassen, um bei dem Frühstück der Ihrigen zugegen zu seyn. Ich fand sie alle schon versammelt. Lieber Herrmann! wie soll ich den Eindruck dir beschreiben, den das wahrhaft patriarchalische Familienglück dieser einfachen Menschen auf mich machte! Ihre Begriffe von der Aussenwelt sind so beschränkt, wie ihre Lage es ist; ihr kleiner Wirkungskreis ist ihre eigentliche Welt, in der sie alles lieben und zu beglücken streben, was nur auf die entfernteste Weise mit ihnen in Berührung kommt. Was über dieser hinausliegt und sich begibt, gewährt ihrer Phantasie einen Spielraum, in der sie oft mit fast homerischer Naivität sich ergeht. Du solltest nur hören, wenn die Mutter ihrer Tochter von dem ebnen flachen Lande und von dem breiten Strom und den Schiffen darauf erzählt, die sie in ihrer Jugend gesehen, als sie einmal eine Reise von zehn Meilen machen mußte; sie ist die Tochter des vori-

gen Pfarrers, und in dem Hause geboren, das sie bewohnt. Seit sie von jener großen Reise zurückkam, hat sie nie wieder über die nächsten Umgebungen desselben sich hinaus gewagt; und alles, was Angelika von der Welt gesehen, liegt in einem Umkreise von höchstens zwei Stunden um ihr väterliches Haus; aber weder ihre Wünsche noch ihre Gedanken haben bis jetzt noch nie diese enge Gränze überflogen.

Zärteres, rührenderes gibt es nichts in der Welt, als die Art, wie sie alle drei mit unaussprechlicher Liebe an einander hangen, ohne Ziererei und Uebertreibung, so recht herzlich, wie glückliche Kinder; sie sprechen nie von ihrer Liebe zu einander, aber sie selbst spricht in jedem Wort, jedem Blick, in all' ihrem Thun sich aus. Und so ist auch ihr Betragen gegen ihre Nachbarn, denn diese sind ihre Welt. Sie üben Handlungen aus, sie bringen dem Wohl anderer Opfer, welche in allen Journalen ausposaunt werden würden, wenn sie bekannt wären; aber sie üben das alles in seligster Unbewußtheit, als müsse und könne es nun einmal nicht anders seyn. Sie sind, wie sie sind, und meinen, Alle wären so.

Mir ward in ihrer Mitte, als sey ich nach dem Schiffbruch aller meiner Lebenshoffnungen in einer idyllisch schönen Unschuldswelt aus einem langen bangen Traume erwacht.

Gern schilderte ich vor Allen dir den Vater, die hohe ehrwürdige Apostelgestalt mit dem freundlich frommen Antlitz und dem lockigen Silberhaar. Er ist in Ostfriesland geboren, wurde aber in früher Jugend nach Deutschland geschickt.

«Als mein Vater selig verstorben war,» erzählte er mir ganz schlicht und offen, gleich am ersten Morgen, als wären wir alte Bekannte, «als mein Vater gestorben war, mußte ich freilich meiner lieben Heimath bald wieder den Rücken wenden, denn, sehen Sie, lieber Herr Kandidat, ich hatte einen um mehrere Jahre älteren Bruder, der auch schon für Frau und Kind sorgen mußte. Deshalb mochte er auch wohl sein Herz gar zu sehr an Gut und Geld gehängt haben, denn er wollte über die Theilung des väterlichen Nachlasses sich durchaus nicht im Frieden mit mir vereinigen. Er machte allerlei Forderungen, und willigte ich in eine derselben ein, so kam er gleich wieder mit Andern heran, von denen vorher gar nicht die Rede gewesen war. Zuletzt

bestand er darauf, die ganze Erbschaftssache vor Gericht aus einander setzen zu lassen. Das schnitt mir durchs Herz! Sie sehen es selbst ein, die Schande, daß seine Kinder über die Erbschaft in Zwist oder gar in Prozeß gerathen sollten, konnte ich doch unmöglich meinem lieben seligen Vater noch in seinem Grabe anthun lassen. Und so griff ich in aller Stille zum Wanderstabe, nahm nur im Herzen von meinem väterlichen Hause, meinem Bruder und den Seinigen Abschied, ging in die weite Welt hinaus, und habe ihm Alles gelassen.»

Da, Herrmann, hast du den Mann, wie er ist und lebt, ich weiß ihn dir nicht besser zu schildern.

Aus dem verklärten, wunderbar glänzenden Auge der treuen, schon halb der Ewigkeit angehörenden Gefährtin seines langen glücklichen, Lebens leuchtete schon der Abglanz der nahen Himmelsseligkeit. Ihre fast zum Schattenbilde eingeschwundene zarte Gestalt belebte nur noch ein schwacher Hauch, der, wie ich es deutlich vorhersah, in wenigen Wochen oder vielleicht auch nur Tagen, im weiten Weltall sich verlieren mußte. Ihr Leben hing

nur noch an einem Haar, aber sie fühlte sich plötzlich Schmerzen freier und leichter, wie das bei Brustkranken gewöhnlich der Fall ist, wenn sie dem Ziel ihrer Leiden nahe stehen. Ein gottergebneres Gemüth, als das Ihrige, ist undenkbar; sie fürchtete nicht den Tod, auch nicht die Trennung von ihren Lieben, denn die feste Ueberzeugung des seligsten Wiedersehens leuchtete aus der dunkeln Grabesnacht ihr entgegen; aber sie fühlte unaussprechliches Mitleid mit dem Schmerz ihres Gatten, ihres Kindes, wenn sie nun von ihnen scheiden müsse, und ihre Freude über ihre scheinbare Besserung, ihre Pläne für die Zukunft, wenn sie nun bald völlig genesen seyn würde, waren für mich das rührendste, ich könnte fast sagen, das betrübendste, was ich jemals für Andere empfunden.

Seit Jahren war jeder Athemzug dieser Frau ein stechender Schmerz, die Liebe der Ihrigen, und die einfachsten Freuden, welche die Natur auch dem Aermsten nicht leicht versagt, waren alles, was das Leben ihr jemals geboten, und doch liebte sie es, und hing daran mit unaussprechlicher Innigkeit, und mochte ungern davon

scheiden, während ich, den das Glück mit allen seinen Gaben verschwenderisch überschüttete, der in der Fülle der Gesundheit, in aller Kraft des männlichen Alters noch dasteht, es längst gern als eine drückende Last abgeworfen hätte!

Dahin, mein Herrmann, bringt uns das vornehme Leben in der großen Welt, an Höfen, in euern Salons; dahin führen Ehrenstellen und Orden, Reichthum und Rang!

Denke dir mein Erstaunen, meine Verlegenheit, als noch am nemlichen Tage der gute Alte zuversichtlich und ganz unumwunden mich bat, den nächsten Sonntag für ihn die Kanzel zu besteigen, überhaupt einstweilen meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und ihm in der Führung seines Amtes beizustehen, der er in seiner jetzigen Stimmung leider nicht mehr gewachsen sey, denn, setzte er wehmüthig hinzu: «bis Gott über Leben oder Tod meiner lieben Frau entschieden hat, habe ich weder Kopf, noch Muth, noch Kraft, meiner Pflicht gegen die Gemeinde ganz zu genügen. Der Zustand der geliebten Kranken geht mir gar zu sehr zu Herzen, ich muß immer daran denken; und mir ahnet, daß der schwache Hoffnungsschimmer,

der jetzt uns erfreut, sich sehr bald in Trauer umwandeln werde. Sie sind zu gut, lieber Herr Kandidat, als daß sie einem altersschwachen, tief betrübten Greise Trost und Hülfe versagen sollten, um die er vertrauensvoll Sie anspricht.»

Die Seltsamkeit der Situation betäubte mich wirklich einige Augenblicke. Ich, predigen! ich! mir war, als träume ich. Der Alte sah meine Verwirrung, was er davon denken mochte, konnte ich nicht errathen. Er bat von Neuem: «nur bis Gott über Leben und Tod entschieden hat, verlassen Sie uns nicht! das kann ja so lange nicht mehr dauern.»

Ich stand noch immer schweigend und unbeweglich da. Tausend Gedanken stiegen verworren in mir auf. Was durfte, was sollte ich in dieser Verlegenheit beginnen? Sollte ich den zwar ganz ohne Veranlassung entstandenen, aber doch durch die Art, wie ich ihn hingehen ließ, von mir bestätigten Irrthum jetzt aufdecken, und vor diesen arglosen, reinen Gemüthern wie ein Betrüger dastehen? Denn nimmermehr hätte ich diesen, mit den Verwickelungen und dem Drange des Weltlebens ganz unbekannten Menschen, die

Ursachen begreiflich machen können, die mich bewogen haben könnten, etwas anderes scheinen zu wollen, als ich bin.

«Ich habe noch nie gepredigt,» stieß ich in der Angst heraus, und wußte selbst in dem Augenblick nicht recht, was ich sagte.

Der Alte fing nun an, mir etwas weitläuftig zu demonstriren, wie weder große Gelehrsamkeit, noch Rednerkunst dazu erfordert werde, um eindringlich und fromm zu den Herzen einfacher, gutgesinnter Landleute zu sprechen. Auch mir war dieser Gedanke schon durch den Sinn geflogen, und was soll ich weiter dir sagen? ich beschloß, es einmal zu versuchen; ich habe es gethan, und der Erfolg übertraf bei weitem meine Erwartung. Lieber Herrmann, ohne große Vorbereitung, aus dem Herzen hatte ich zu dem Herzen meiner Zuhörer zu sprechen mich bemüht, und was aus dieser Quelle kommt, pflegt selten das Ziel zu verfehlen. Als ich von der Kanzel herunter kam, auf der mir nicht halb so ängstlich zu Muthe gewesen, als ich es erwartete, drückte der alte Pfarrer mit beredtem Schweigen mir die Hand, und draussen vor der Kirchenthüre harrten die

Aeltesten der Gemeine auf mich, um mir im Namen derselben zu danken.

Schmerzlos und sanft, wie ein müdes Kind, entschlummerte zwei Tage später die Mutter zum langen Schlaf. Konnte, durfte ich jetzt die tief Betrübten verlassen?

Der Schmerz des Vaters und der Tochter war unaussprechlich rührend, aber zugleich auch herzerhebend. Aus ihrem tiefen Jammer blickten sie hinauf zu dem, der dieses Leiden ihnen gesendet, und durch das Dunkel der Grabesnacht drang ein Strahl himmlischer Hoffnung in ihre bekümmerten Herzen.

Jetzt hätte ich gehen sollen, mein Verstand sagte mir, daß ich es müsse, auch wollte ich es, aber ich blieb dennoch; wie wäre es mir möglich gewesen, die ohnehin Tiefgebeugten noch mehr zu betrüben; ich fühlte ja, und mußte fühlen, daß die neue Lücke, die durch meine Entfernung in ihrem Leben entstehen würde, ihnen die erstere größere, zwiefach groß zeigen müsse, welche der Tod in ihr Daseyn gebracht.

Stiller Gram um die geliebte Tode zog langsam aber sichtbar den Greis ihr nach, und

Angelika? was soll ich von dieser dir sagen? spräche ich von ihr, wie sie es verdient, du würdest für einen verliebten Thoren mich halten, und glaube mir, das bin ich nicht. Ich wollte, sie wäre meine Tochter, oder meine Schwester, damit ich ein Anrecht an sie hätte, das mich befugte, für ihr Glück zu sorgen. Ach, aber wäre sie eines von Beiden, so hätte das Leben in der Welt sie doch nicht so gelassen, wie sie jetzt ist, rein und fleckenlos, wie eine Lilie, arglos und gut und unbefangen, wie ein Kind. Tanzmeister und Gouvernantinnen und gute Freundinnen hätten dieses holde Kind der Natur — ich mag dieses Bild mir nicht weiter ausmalen.

Der Alte behandelte mich, als wäre ich sein Sohn, Angelika, als wäre ich ihr naher Verwandter. Mit fester Zuversicht, mit unbegränztem Vertrauen stützten beide sich auf mich; daß ich eigentlich ihnen fremd sey, daß Zeit und Verhältnisse mich jemals von ihnen entfernen könnten, fiel ihnen nie ein, sie betrachteten mich als ganz zu ihnen gehörend. Und war ich es denn nicht auch? Hatte ich nicht den herbsten Schmerz ihres Lebens treulich mit ihnen getheilt?

Ich schrieb oben, Angelika betrachtete mich wie einen geliebten Verwandten? ich will ganz offen gegen dich seyn, selbst auf die Gefahr hin, daß du für eitel und eingebildet mich hältst. Ich war dem jungen Herzen mehr als dieses geworden, das sah ich deutlich, aber Angelika wußte es nicht, und es gab Augenblicke, in denen ich selbst mich darüber zu verblenden strebte.

Eines Tages war der Alte weit hinfälliger uns erschienen, als gewöhnlich. Abends begegnete ich Angelika, wie sie vom Grabe ihrer Mutter kam; sie hatte geweint, aber sie bemühte sich, es mir zu verbergen. Ich faßte ihre weiche Hand, ich bat sie, sich zu schonen, nicht zu sehr sich ihrem Schmerz hinzugeben. «Lieber Freund,» erwiederte sie gelassen und freundlich wie immer, «ich thue warlich, was ich kann. Hoffnungslos um seine Todten klagen, ist heidnisch, und ziemt Christen nicht, ich weiß es wohl. Auch bin ich darauf gefaßt, daß der Vater nun auch bald dort unter der großen Linde Ruhe finden wird. Die Mutter zieht ihn nach, ich weiß es wohl, und Sie werden sehen, daß ich auch dieses tragen werde, wie es der Tochter solcher Eltern zukommt. Gott läßt die Sonne warm

scheinen, wenn das Lamm geschoren ist, und deshalb hat er zur rechten Stunde sie zu uns gesandt, das fühle ich, und danke ihm täglich dafür in meinem Gebete. Sie bereiten meinem Vater ein ruhiges Sterbestündlein, und das ist mir ein großer Trost. Er wird ohne Zagen um sein Kind zur seligen Mutter hinüber gehen, denn Sie werden gewiß mich nicht verlassen, wenn ich nun bald ganz verwaiset bin. Ausser Ihnen habe ich denn ja Niemand auf der Welt.

O könnte ich dir den Ton, den Blick, das unbeschreibliche Zutrauen wiedergeben, mit dem sie diese Worte sprach!

Herrmann, schon seit mehreren Tagen hatte ich mit mir selbst gekämpft, um zu dem Entschluß zu gelangen, fortzugehen. Ich frage dich selbst, du strenger ernster Richter, konnte ich es, durfte ich es jetzt? Du hättest mit so wenigem die Zukunft der Kleinen sicher stellen können, wirst du mir vielleicht erwiedern. Das konnte ich allerdings, im Aeusseren, o ja. Aber konnte ich das geistige Band zerreissen, das an Vater und Tochter mich band, und nicht zugleich diese beiden Herzen, voll des innigsten Vertrauens zu mir?

Was ich dir ferner noch zu berichten habe, ist mit wenigen Worten abgethan. Der Gesundheits-Zustand des Vaters war noch nicht so dringend Gefahr drohend, daß ich es nicht hätte wagen dürfen, mich auf einige Wochen von hier zu entfernen. Als ich die Nothwendigkeit, auf kurze Zeit zu verreisen, ihnen kund that, sah ich erst, wie wenig beide es zu tragen fähig seyn würden, mich ganz aus ihrer Nähe zu verlieren, aber auch wie sehr sie mir vertrauen, denn kein Zweifel an meine baldige Wiederkehr regte sich in ihrem Gemüth.

Auch habe ich mein Wort nicht gebrochen, ich bin zu ihnen zurückgekehrt. Als ein, unter meinem angenommenen Namen, den ich nie abzulegen fest entschlossen bin, förmlich ordinirter Kandidat der Theologie bin ich wieder gekommen. Das schwere Geständniß ist heraus, und nun lache über meine Thorheit, oder zürne; wahrscheinlich wirst du beides, und ich kann es dir nicht verargen, und muß es deshalb geduldig leiden. Der Schritt, den ich gethan, kann dir nicht abentheuerlicher erscheinen, als mir selbst, aber er ist gethan, und wäre er es nicht, ich thäte

ihn noch heute; möge diese Versicherung dich einigermaßen über mich beruhigen.

Wie ich das zuwege gebracht? Wie ich über das Examen und hundert andere Schwierigkeiten mir hinausgeholfen habe? den ganzen Hergang dir zu erzählen, wäre für uns beide ermüdend und langweilig, auch kann es dir nicht schwer werden, manches davon zu errathen. Deine treue, mehr als brüderliche Vorsorge hat ja die Mittel mir erhalten, um wohl noch Größeres in dieser Welt, wie sie einmal ist, zu Wege bringen zu können, und hier, wo ich eines guten Zweckes mir bewußt war, durfte ich mir eben kein Gewissen daraus machen, sie zu benutzen.

Die Gemeine hat die hiesige Predigerstelle zu vergeben, und bedarf zur Bestätigung ihrer Wahl nur die Einwilligung einer entfernten Behörde, die sich nicht viel um die Angelegenheiten eines kleinen, mitten unter Katholiken, in einem Winkel des Gebirges liegenden protestantischen Dörfchens bekümmert. Die Gemeine hatte mich liebgewonnen, und Vertrauen zu mir gefaßt; schon oft hatte sie den Wunsch ausgesprochen, den einstweiligen Adjunkt ihres geliebten alten

Pfarrherrn, und später den Nachfolger desselben in mir zu finden, und dieser Wunsch ist mir jetzt in Erfüllung gegangen. Daß sie dieses nie bereuen soll, dafür stehe ich dir.

Ein nicht bedeutend großes, aber ganz nahe am Dorf, auf dem schönsten Punkt dieser herrlichen Gegend liegendes Gut, ist seit einigen Monaten mein Eigenthum. Der vorige Besitzer desselben wünschte schon seit mehreren Jahren es zu verkaufen; er hat es nie besucht, denn er bringt sein Leben in der ziemlich weit entfernten Residenz zu; du kannst daher leicht denken, daß ich Haus und Garten in einem sehr vernachläßigten Zustande fand. Ich baue und pflanze, und hoffe in weniger Zeit diese schöne Wüstenei mir in ein kleines Paradies umgewandelt zu haben.

Seit vier Tagen ruht nun auch der Vater unter der großen Kirchhofslinde neben der ihm vorangegangenen Gefährtin seines Lebens. Zum letztenmal übte er die Pflichten seines treugeführten Amtes aus, indem er im Angesicht seiner ihn wie einen Vater liebenden Gemeine über mich und Angelika den Segen der Kirche vor dem

Altar aussprach, der für das ganze Leben uns vereinigt.

Nun weißt du die ganze Geschichte meines Lebens, du treuster, geliebtester aller Freunde. Ich hoffe, meine Rechnung ist mit demselben geschlossen, die Schwüle des Mittags ist vorüber, und der genußreiche Abend zieht an meinem Horizonte schon herauf. Was auch ferner noch kommen mag, und sollte ich auch das längste Ziel des menschlichen Lebens erreichen, was sich auch noch mit mir und um mich ereignen kann, was ich auch noch zu erleben bestimmt bin, ich hoffe, es soll nicht hinreichen, um mit der Erzählung desselben nur ein Quartblatt auszufüllen. Das sturmbewegte Meer liegt weit hinter mir, und ich bin im Hafen des Friedens und der Ruhe sicher geborgen.

Wie ich lebe, kann ich dir nicht beschreiben, ein Tag reiht sich dem andern an, Liebe, innerer Friede, Thätigkeit, erfreuliches Gelingen, bezeichnen jeden derselben. In meinem Hause waltet Angelika, ein holder, Segen verbreitender Engel; vor den äussern Stürmen des Lebens sie zu sichern, wird, wenn mich nicht alles täuscht, mir gelingen; aber um den sie beglückenden See-

lenfrieden ihr zu erhalten, die stille kindliche Freude an der Natur, das reine Vertrauen auf Gott und Menschen, aus denen ihr eigentliches Wesen besteht, darf der Gesichtskreis, an den sie gewohnt ist, sich nie erweitern. Nie erfahre sie, wie es hinter ihren Bergen hergeht, die ihre kleine Welt umfrieden, nie wer und was ich einst war! strebe ich doch selbst mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft, es auf ewig zu vergessen. Von nun an sey meine ganze Vergangenheit, was ich verloren und besessen, die Vorzüge meines Standes, der alte ehrwürdige Name meines Hauses, Alles, Alles, wie nie gewesen!

Nur deine geliebte Gestalt, mein Herrmann, ragt wie ein Götterbild aus dem Chaos meines in Trümmer verfallenen ehemaligen Daseyns empor, ich halte mich daran, und werde nie davon lassen. Auch du wirst nie dich von mir wenden, du wirst, wenn dein erster Zorn verrauscht ist, mir vergeben, daß ich auf anderm Wege endlich zur Ruhe gekommen bin, als auf dem, welchen du für mich erwähltest.

Fortsetzung des Briefes des General S... an Ferdinand von Hochburg.

Ich will dir hier nicht auseinandersetzen, mein Ferdinand, wie dieses Schreiben deines Vaters mich durch und durch erschütterte, wie unbegreiflich sein ganzes Thun mir erschien, wie an Wahnsinn gränzend sein Entschluß, allen ihm angebornen Gaben des Glückes, sogar der Rechtfertigung seiner von Verläumdern und niedrigen Schmeichlern schwer beleidigten Ehre, zu entsagen, um im abgelegensten Winkel der Welt als Dorfprediger zu leben, und eine hübsche Pfarrerstochter zu heirathen. Gerade jetzt, da ich den Augenblick ganz nahe vor mir sah, der auf die glänzendste Weise in alle seine Rechte ihn wieder einsetzen würde, denn das Ableben des alten Königs wurde mit jedem Tage erwartet.

Ich fuhr fort, die Angelegenheiten meines Freundes mit gewohnter Treue zu besorgen, aber eine gewisse Spannung zwischen ihm und mir blieb fortwährend bestehen, bis du ihm geboren wurdest. Vaterliebe hellten seine Ansicht der Dinge jetzt auf; er begriff endlich, was ich lange mich bemüht

hatte, ihm deutlich zu machen, daß er, bis dahin der letzte Abkömmling eines alten edlen Stammes, vielleicht befugt gewesen sey, den Vortheilen, die seine Geburt ihm gewährt hatte, aus Eigensinn oder Grillenhaftigkeit für seine Person zu entsagen, aber keineswegs das Recht besitze, auch seinen Sohn derselben zu berauben. Auf mein dringendes Verlangen wurden jetzt die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wenn gleich ohne Vorwissen deiner Mutter, um dich dereinst als rechtmäßigen Sohn und Erben des Grafen Egon von Hochburg anerkennen zu lassen. Dein Taufschein und alle zu deiner Legitimation nothwendigen Dokumente wurden bis zu dem Augenblick, wo ich Gebrauch davon machen konnte, mir zur Bewahrung übergeben. Der König starb, und mir gelang es zur guten Stunde, in dem umdunkelten Gemüth seines Nachfolgers Erinnerungen an unsre Jugend zu erwecken, die ihn bewogen, meinen Bitten und Vorstellungen Gehör zu geben. Dein Vater gelangte wieder zu dem völligen Besitz seiner Güter und seines übrigen Eigenthums, freilich mit dem, von seinen noch immer regen Widersachern errungnen heimlichen

Vorbehalt, daß er nie auf zehn Meilen in die Runde dem Könige oder der Residenz sich zu nahen verspreche, eine Bedingung, auf die ich in seinem Namen mit gutem Gewissen eingehen konnte. Du wurdest als sein in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sohn und dereinstiger Erbe aller seiner Rechte öffentlich anerkannt, und sprangst, unbekannt mit dir selbst und allem, was dich betraf, noch manches Jahr als Pfarrers Nantchen mit deinen ländlichen Spielkamraden im Dorfe herum, als schon in der Residenz von dem jungen Grafen von Hochburg und dessen nahen Erscheinen recht viel gesprochen und gefabelt wurde.

Von nun an war das schöne Verhältniß unsrer Jugend zwischen mir und deinem Vater nicht nur völlig wieder hergestellt, es gestaltete sich noch inniger mit jedem Jahre. Oft zog mein Herz mich zu ihm hin, aber Geschäfte, meine eignen Verhältnisse, und ich gestehe es offen, eine gewisse Scheu, ihn unter so ganz veränderten Verhältnissen wieder zu sehen, bewogen mich, den ihm zugedachten Besuch zu verschieben, bis er selbst, von Todesahnung ergriffen, den Wunsch ausdrückte, mich vor seinem Ende noch einmal zu

sehen, und seinen Sohn meiner liebenden Vorsorge zu übergeben. Nun hielt mich nichts mehr, ich eilte zu ihm. Die feierliche Stunde, in der ich bei euch eintrat, bleibt mir wie dir unvergeßlich.

Herbstliebe.

(Fortsetzung.)

Sinnend legte die Fürstin diese Blätter neben sich hin, nachdem sie dieselben gelesen. Wie hohl und welk, wie kleinlich erschien ihr dagegen ihr eigenes Leben? Welche Menschen hatten an Ferdinands Wiege gestanden, seine ersten Schritte in der Welt geleitet, während sie der beinah unbeschränkten Führung einer sehr gewöhnlichen französischen Gouvernante hingegeben, nur durch die ihr inwohnende edlere Natur vor geistigem Untergehen bewahrt wurde. Erst als der Frühling ihrer Jugend bereits zu entschwinden begann, war sie dem weit älteren, ihr völlig unbekannten Gemahle zugeführt worden, dem sie auch späterhin nie näher kam, weil der Kreis seines Strebens mehr nach aussen ging, und ihn oft Jahre lang von ihr entfernt hielt. Er hatte ihr immer Achtung, und dadurch jene negative Art von Liebe

bewiesen, welche in der großen und vornehmen Welt die Ehen nach ihrer Weise beglückt, ohne das Herz zu erwärmen. Sie hatte ihren Gemahl bewundert und hochgeachtet, weil sie ihn von Andern bewundert und hochgeachtet sah; und so still und ruhig hingelebt, ihrer Pflichten stets eingedenk, von denen sie einen hohen Begriff hatte; ohne Wünsche, weil sie kein anderes Glück kannte, als das, was in ihrem Bereiche lag. Bis dahin hatte ihr ganzes Leben einem milden, nebelgrauen Tage geglichen, der jede Aussicht in die Ferne verhüllt, und unseren Blick auf die nächsten Umgebungen beschränkt, ohne uns eine Ahnung von dem zu gewähren, was darüber hinausliegt.

Jetzt erst, in Ferdinands Nähe, begann die Fürstin zu empfinden, was das Leben eigentlich sey, welche Freuden, welche Schmerzen es umfaßt, und diesen Freund sollte sie von sich weisen? ihn, den ihr Gemahl selbst ihr zugeführt hatte? Was sie für ihn empfand, schien ihr so natürlich, jede Möglichkeit eines strafbaren Gefühls lag ihren Gedanken so fern, und sie fühlte sich selbst in diesem Augenblick viel zu glücklich, als daß die Furcht, eben durch dieses Gefühl ihren

Gemahl zu beleidigen, in ihr hätte aufkommen können.

Während die Fürstin sich auf diese Weise den süßen Täuschungen ihres Herzens hingab, zog indessen schon der Sturm in ihrer Nähe sich zusammen, der sie unsanft daraus wecken sollte.

Alles in ihren Umgebungen war in den letzten Tagen in das gewohnte Gleis zurückgekehrt; die Villa hatte mit neuen Gästen sich angefüllt, welche die Marchesa erheiterten und Belleville in unablässiger Thätigkeit erhielten. Bianca erschien wieder in noch blendenderem Glanze als vorher, und war die Seele der Gesellschaft. Nur gegen Ferdinand benahm sie sich mit unverhehlter Feindseligkeit, und mied dessen Nähe auf nicht minder auffallende Weise, als sie solche früher gesucht hatte. Auch Olinda schwebte wieder unter den Gästen umher, ähnlicher einem verklärten Geiste, als einem sterblichen Wesen, denn der Wurm in ihrem Herzen zehrte sichtbar an der Blüthe ihrer Jugend. Mit rührender Innigkeit suchte sie mehr als jemals sich der Fürstin anzuschmiegen, und war bei ihren traulichen Gesprächen mit Ferdinanden zuweilen ein gern gedulde-

ter Zeuge. Sie war die Einzige, die das Geheimniß des sich selbst verhüllt gebliebenen Gemüthes ihrer geliebten Herrin klar durchschaute, sie liebte Ferdinanden in ihr, und hätte mit Freuden ihr schmerzerfülltes Daseyn geopfert, um nur ihn durch die ihr vorgezogene Geliebte beglückt zu wissen. Die arme Olinda war das rührendste Gegenstück zu Göthens Veilchen, das sich freut, wenigstens unter dem Fuße der Schäferin, wenn gleich unbeachtet, zu sterben.

Indessen hatte Bianca, ohne daß es bekannt worden war, Belleville's Bewerbungen mit unerhörtem Stolze abgewiesen, und ihn dadurch von neuem gegen Ferdinand auf das Höchste erbittert. Er mußte diesen noch immer als die Ursache davon betrachten, denn seine genauere Kenntniß der Frauen in der großen Welt hatte ihn überzeugt, daß verschmähte Liebe gar leicht in grimmigen Haß übergeht, und dennoch Liebe bleibt. All' sein Sinnen und Trachten ging deshalb darauf hinaus, den zwar spröden, aber dennoch gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, um dann allein im Felde zu bleiben, das er, wie seine

Eigenliebe ihm vorspiegelte, dann gewiß als Sieger behaupten würde.

Eifersucht macht blind, sagt man, aber in einigen Fällen macht sie auch scharfsichtig. Belleville fing an, jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung seines Feindes unablässig zu beobachten, hoffend, er werde vielleicht irgend etwas entdekken, das er benutzen könne, um diesen aus Bianca's Nähe zu verbannen. Ferdinand hingegen war viel zu sehr mit sich und dem steten Kampf in seinem Innern beschäftigt, um nur daran zu denken, daß er gegen Belleville auf seiner Huth seyn müsse. Mit diesem jemals in Streit gerathen zu seyn, hatte er beinahe völlig vergessen; er dachte ihn sich durch Bianca's Liebe beglückt, und bemerkte kaum dessen Gegenwart, während Belleville jeden seiner Blicke auffing, gerade in Augenblicken, wo sie denen der Fürstin auf halbem Wege begegneten; jedes seiner Worte maß und wog, halb ausgesprochene Gedanken schlau ergänzte, und jeden seiner Spaziergänge mit der Fürstin, jeden Besuch in ihrem Zimmer bewachte und zählte. Das Resultat von allem diesem war endlich, daß Belleville von der Existenz eines

zwischen der Fürstin und Ferdinand statthabenden Verhältnisses sich überzeugte. Er jubelte über diese Entdeckung laut auf, seine früh verdorbene Phantasie und seine unseligen Erfahrungen ließen keine Ahnung davon in seine Seele kommen, daß jenes Verhältniß ein anderes, als ein gemein-strafbares seyn könne, welches keine Schonung verdiene, und war endlich frech und unbesonnen genug, die Marchesa selbst zur Vertrauten seiner vermeinten Entdeckungen zu machen, in der festen Ueberzeugung, daß dieses der sicherste Weg sey, um den ihm verhaßten Nebenbuhler auf immer zu entfernen.

Mit unbeschreiblich wehmüthigem Erstaunen hörte die Marchesa anfangs ihre fürstliche Verwandtin eines Vergehens beschuldigen, an dessen Möglichkeit ihre stolze, edle Seele nie gedacht hatte. Doch dieses Erstaunen löste sehr bald in Zorn gegen den Ankläger sich auf. Es war ihr unmöglich, Worten Glauben zu schenken, durch deren bloßes Anhören sie schon ihrem Gefühle für Ehre und Tugend viel zu viel vergeben zu haben meinte; sie erhob sich daher in all' ihrer Würde und Hoheit, nannte, tief empört, Belle-

ville einen elenden Verläumder, hörte auf keine seiner Gegenreden, deutete ihm an, daß er sogleich, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, das Haus verlassen müsse, und fügte noch hinzu, daß sie alles anwenden würde, ihn zur strengsten Rechenschaft ziehen zu lassen, wenn es ihm je beikommen sollte, den guten Ruf der Fürstin mit giftigem Hauche beflecken zu wollen, oder auch sogar nur ihren Namen zu nennen.

Belleville ging, betäubt, beschämt, ausser sich vor Wuth, und die Marchesa blieb nun allein.

Belleville's Worte waren indessen doch nicht ganz spurlos an ihr vorüber gegangen; sie fing an, sobald sie von der ersten Aufwallung des Zorns sich erholt hatte, über dieselben nachzudenken. Sie konnte die Wahrheit manches Umstandes sich nicht ableugnen, den Belleville erwähnt hatte; die Fürstin für schuldig zu halten, war und blieb ihr unmöglich; aber sie kam auf den Gedanken, und endlich zu der Ueberzeugung, daß Ferdinand eine geheime Leidenschaft für die Fürstin im Herzen trage, wenn gleich diese solche nicht erwiedre. Und nun fiel Olinda's trauriges Geschick ihr plötzlich schwer auf das Herz.

Gleich vielen andern Frauen ihres Alters hatte die Marchesa allmählig eine große Neigung, Ehen zu stiften, sich angeeignet, besonders wenn sie, wie hier der Fall war, das Glück zweier Personen, die ihr beide werth waren, dadurch zu begründen vermeinte. Deshalb hatte sie gleich anfangs Olinden dem Grafen näher zu bringen gesucht, und nur Bianca schien ihr der Ausführung eines Planes hinderlich zu seyn, der sie sehr beschäftigte. Seit Ferdinand mit dieser Dame in offenbarem Zwiespalt lebte, und sie Olinden von ihm mit weit größerer Freundlichkeit ausgezeichnet sah, war ihre Hoffnung, endlich zum Ziele zu gelangen, sehr gewachsen; sie hatte sogar die junge Griechin in ihrer unverkennbaren Neigung zu Ferdinanden zu bestärken, und alle die Wünsche und Hoffnungen in ihr zu wecken gesucht, die sie selbst für diesen ihren Liebling im Herzen hegte, und die sie nun alle zertrümmert sah. Die vornehm bedenkliche, aber doch sehr mild gesinnte Frau war menschlich genug, sich hierüber mit innern Vorwürfen zu quälen, sie wußte nicht, wie so ganz hoffnungslos die arme Olinda schon längst den Schmerz verschmähter Liebe heimlich im Bu-

sen trug, und ihn an ihrem jungen Leben zehren ließ.

Olinda's schleunige Entfernung, nicht allein von dem Liebling ihrer Seele, sondern auch von allem, was sie an diesen erinnern konnte, schien der Marchesa jetzt das einzige Mittel, die Arme zu retten, und sie war sogleich bereit, weder Mühe noch Kosten zu sparen, um diese zu bewerkstelligen. Rasch wie immer, nach jedem ihr klar gewordenen Entschluß, warf sie sich sogleich an den Schreibtisch, um eine ihrer Freundinnen, die eben in Interlacken die Molkenkur brauchte, zu bitten, die beiden jungen Griechinnen einstweilen in ihren Schutz zu nehmen, sandte augenblicklich einen eigenen Kurier mit diesem Briefe ab, traf einige Vorkehrungen, um die jungen Mädchen, sicher und anständig begleitet, sogleich die Reise nach der Schweiz antreten zu lassen, und begab sich dann zur Fürstin, um sich mit dieser über alles, was geschehen und gethan war, zu besprechen.

Sie fand die Fürstin allein, Ferdinands wahrscheinlichen Besuch erwartend, und fing sogleich an, von Olinda's Liebe und der Nothwendigkeit, das

junge Mädchen zu entfernen, zu sprechen, weil der Graf nicht geneigt scheine, dieser Neigung mit Gegenliebe entgegen zu kommen. Innerlich, ohne daß sie sich dessen deutlich bewußt ward, regte sich doch ein Gedanke in ihr, daß sie aus der Art, wie die Fürstin Belleville's Anklage aufnehmen würde, sich am besten von der Unschuld derselben würde überzeugen können, denn das Gift der Verläumdung war doch nicht ganz wirkungslos geblieben, und mancher dunkle Argwohn wollte in ihr aufstehen, den ihr edler Stolz und ihr festes Vertrauen auf die Tugend einer Fürstin aus so hohem Geschlechte aber sogleich niederdrückte. Sie wollte also, nachdem Olinda's Angelegenheiten beseitigt waren, mit Belleville's Anklage anfangen, und erst später zu dem übergehen, was sie selbst von Ferdinanden dachte. Sie hatte sich dabei vorgenommen, Belleville's Beschuldigung der Fürstin so schonend als möglich vorzutragen; doch während sie davon sprach, erwachte ihr rechtlicher Zorn von neuem, und die sonst immer gelassene und gefaßte Frau konnte sich nicht enthalten, Belleville'n nicht nur für einen Verläumder, sondern auch für einen Wahn-

sinnigen zu erklären, denn nur ein solcher, meinte sie, könne es wagen, nur zu denken, geschweige auszusprechen, daß die Gemahlin eines so allgemein geachteten Fürsten sich jemals vor sich selbst so tief erniedrigen könne, um, Tugend und Pflicht vergessend, nur einen Augenblick einer fremden, verbotenen Liebe in ihrem Herzen Raum zu geben.

Staunend, innerlich weinend und erbebend, äusserlich mit möglichster Anstrengung sich ruhig verhaltend, hörte Angelina die ernste Frau anfangs an, die mit gewohntem Scharfsinne die Gründe, die sie bewogen, Olinden zu entfernen, ihr auseinander setzte, und während der Zeit sie forschend beobachtete. Doch als Belleville und dessen entehrende Beschuldigungen erwähnt wurden, und die Marchesa endlich gar zu Andeutungen von dem überging, was sie selbst von Ferdinands heimlicher Leidenschaft dachte, da vermochte Angelina es nicht länger zu tragen, sie stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, und sank, bleich wie eine Sterbende, von kalten Schaudern ergriffen, in ihren Armstuhl zusammen. Eine Ohnmacht, ja der Tod selbst, wäre in dieser bangen Stunde ihr eine Wohlthat gewesen, aber sie

verlor keinen Augenblick ihr Bewußtseyn, es war reger in ihr erwacht, als je zuvor, und drängte die Ueberzeugung innerer Schuld ihr auf. Sie fühlte jetzt deutlich und klar, daß sie sich gegen ein Gefühl absichtlich verblendet habe, das sie bis jetzt nur deshalb nicht für das, was es war, erkannte, weil sie es nicht erkennen wollte. Dunkle Gedanken brausten verwirrend und verworren ihr durch den Sinn, denn zum Erstenmal drang ein Gefühl von Schuld in aller seiner Furchtbarkeit auf sie ein; sie wußte nicht mehr, was sie sagte oder that, willigte in Olinda's Entfernung, ohne zu bedenken, was sie damit eingestand, willigte in alles, was die Marchesa vorschlug, ohne zu merken, daß es ewige Trennung von dem Manne sey, von dem sie sich jetzteingestehen mußte, ihn mit aller Gluth einer zum erstenmal erwachten Leidenschaft zu lieben.

Die Marchesa war indessen mit Angelina höchst zufrieden, weil diese scheinbar in alle ihre Ansichten einging; den Zustand von Verzweiflung, in welche sie dieselbe gerathen sah, nahm sie gutmüthigerweise für einen Beweis gerechter Empörung über eine so unerhört erniedrigende Ver-

leumdung. Sie redete tröstend ihr zu, bat sie, die Beschuldigungen eines unbedeutenden Menschen, wie Belleville, denen kein Vernünftiger Glauben schenken könne, sich nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen, und verließ sie endlich, als sie die Fürstin etwas ruhiger zu sehen glaubte, um für Olinda's Abreise zu sorgen, die in den nächsten Tagen vor sich gehen sollte.

Kaum war Angelina allein, kaum war sie ihrer Sinne einigermaßen wieder mächtig geworden, als Ferdinand zu ihr hereintrat; ein Klagelaut entschlüpfte ihr bei seinem Anblick, und sie verhüllte zitternd ihr Gesicht, während er starr vor Schrecken vor ihr stehen blieb. Ihm zu verheimlichen, was vorgegangen sey, war unmöglich. Worte reihten sich an Worte, wurden zu Klagen, zu Versicherungen, zu Thränen. Was sie zu einander sprachen, ging klanglos an beiden vorüber. Jedes fühlte im eignen Herzen den Schmerz des Andern, doch wie sie ihn ausdrückten, war ihnen unbewußt, bis endlich in diesem Zustande allgewaltiger Aufregung beide in diesem ein Geständniß gegen einander aussprachen, das nie ihre Lippen hätte berühren sollen; ein

Geständniß, das sie von diesem Augenblick an verdammte, ein schuldbewußtes Daseyn mit sich zu tragen, bis an die Gränze der Ewigkeit.

Die Fürstin sank in Ferdinands sie unterstützende Arme, einen einzigen kurzen Moment ruhte ihr lebensmüdes Haupt an seiner hochklopfenden Brust, sie hielten sich fest umschlungen, wie Liebende, die auf schwankendem Brette in den zu ihren Füßen tobenden Abgrund des Meeres hinabschauen, das im nächsten Momente sie dem Untergange zuschleudern wird. Ferdinand sank zu Angelina's Füßen hin, und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küssen und heißen Thränen.

Alles dieses währte nur wenige Sekunden, dann standen beide kalt und bleich wie Marmorbilder einander gegenüber. Trennung, Trennung, rief eine furchtbare Stimme in ihrem Herzen, Trennung, augenblickliche Trennung für immer und ewig! In keinen von Beiden regte sich nur der Schatten eines Zweifels darüber, daß es nicht so sey und seyn müsse.

Ferdinand ermannte sich zuerst. Mit bebender Lippe, nicht als ob er sich mit ihr darüber

berathen wolle, sondern als sey das längst schon unter ihnen ausgemacht, sprach er in wenigen Worten es aus, daß er der Marchesa kund thun wolle, wie ein wichtiges Geschäft ihn zurück in sein Vaterland rufe, und ihn zwinge, noch in dieser Nacht die Villa zu verlassen, wenn gleich er die Last der Wortbrüchigkeit gegen den Fürsten dadurch auf sich lade. Angelina zerfloß in Thränen, aber ihr entschlüpfte kein Wort, um ihn von diesem Vorsatz abzubringen. Daß es so seyn müsse, nicht anders seyn könne, stand unwidersprechlich klar in ihrem Gemüth; es konnte ihr eben so wenig in den Sinn kommen, es abändern zu wollen, als zu wünschen, daß die Sonne von ihrem ewig unabänderlichen Pfad abweichen und zurückgehen sollte. Sie bat ihn, nicht ihrer zu gedenken, beide standen still und lautlos einander gegenüber, wie an der Brücke der Ewigkeit, von der kein Rücktritt möglich ist.

Die Pendule verkündete mit hellem Schall in diesem Augenblick die Stunde, in welcher die Fürstin unten im Salon erwartet wurde, und diese streckte mechanisch ihre Hand nach der Klingelschnur aus, vielleicht um sich für den heutigen

Abend entschuldigen zu lassen, denn alle ihre Lebenskraft war nach innen gekehrt, und jede äussre Bewegung ihr völlig unbewußt. Sie dachte nicht daran, daß sie damit das Signal zur ewigen Trennung gebe, doch Ferdinand fühlte es; noch einmal ergriff er ihre Hand und drückte sie an sein Herz, an seine Augen. Zum letztenmal.

Plötzlich flog die Thür auf, die Marchesa wankte todtenbleich herein, versuchte vergebens zu reden, ihre zitternde Hand hielt ein schwarz umrändertes Papier. Von aller gewohnten Vorsicht und Fassung in dieser dunkeln Stunde gänzlich verlassen, reichte sie sprachlos es Ferdinanden entgegen, es war ein Brief vom Sekretär des Fürsten, vor vielen Wochen schon an sie geschrieben, doch jetzt erst in ihre Hände gekommen, weil die ringsum herrschenden Unruhen dieses bisher verhindert hatten. Der Fürst war todt, bald nach Ferdinands Abschied von ihm war er in jenem ärmlichen Dorfe am Fuße der Abruzzen an den Folgen seiner Wunden verschieden.

Ein großer Theil der Schuld, die auf Ferdinands und der Fürstin Gemüth lastete, schien durch dieses Ereigniß aus dem Buche ihres Le-

bens getilgt; Angelina war Wittwe, war frei, war es schon früher gewesen, ehe sie Ferdinanden erkannte. Doch dieser Gedanke stand beiden noch fern. Die Thränen, die sie dem Freunde weinten, flossen um so schmerzlicher, jemehr sie sich geneigt fühlten, ihn als ein ihnen gefallenes Opfer zu betrachten; und kein heiterer Blick in die Zukunft vermochte sie über ihre nächste Vergangenheit zu trösten.

Die Marchesa erholte sich indessen sehr bald von dem ersten überraschenden Schmerz über den Tod ihres Freundes und geliebtesten Verwandten; mit gewohnter Geisteskraft übernahm sie es, die Schritte der Fürstin in ihrer jetzigen Lage zu leiten, und vor allem dahin zu sehen, daß der Anstand nirgend verletzt werde. Angelina, von zwiefachem Schmerz an allen Kräften erschöpft, gab sich ihr willenlos hin. Wien wurde für den schicklichsten Aufenthalt erklärt, um dort, unter den Augen ihrer hohen Verwandten, das Trauerjahr in strenger Zurückgezogenheit zu verleben. Der Weg dorthin war völlig gefahrlos, die Marchesa übernahm es, die Fürstin selbst zu geleiten, und traf sogleich alle Anstalten, um in

Begleitung ihrer Dienerschaft die Reise in den nächsten Tagen antreten zu können, da jede andere, als unschicklich unter den obwaltenden Umständen, von ihr verworfen ward. Ferdinand mußte schon am nächsten Tage mit den übrigen Gästen die Villa verlassen. Die Fürstin sah er nach jener erschütternden Scene nicht wieder, ihr tiefer Schmerz, und die strengen Regeln der Etikette, welche die Marchesa auf alle Weise beachtet wissen wollte, erlaubten ihr nicht, jemanden ausser ihren nächsten Umgebungen vor sich zu lassen.

Planlos, absichtslos, im Sturm wechselnder, einander widerstreitenden Gefühle, trat jetzt Ferdinand die längst beabsichtigte Reise nach Südamerika fast mechanisch an, die jetzt jedes Interesse für ihn verloren hatte. Er schiffte in Marseille sich ein, und erreichte glücklich das Ziel seines ehemaligen Strebens.

Olinda begleitete ihre geliebte Fürstin in die stille, wohlthätige Einsamkeit, in der diese ihr Trauerjahr verleben sollte, doch Bianca konnte die Aussicht auf eine so eintönige, freudenlose Existenz nicht ertragen; sie äusserte dies unver-

hohlen, und die Marchesa wirkte ihr sehr gern die leicht zu erhaltende Erlaubniß der Fürstin aus, in Mailand bei Verwandten, die sie dort gefunden hatte, zurückzubleiben, wo sie denn doch nach einiger Zeit sich herabließ, dem oft verschmähten Belleville die Hand zu reichen, und ihm in sein Vaterland zu folgen.

Olinda umschwebte gleich einem guten, tröstenden Engel die Fürstin, und ward immer verklärter, immer heiterer in der Bemühung, ihren Blick auf eine glücklichere Zukunft zu lenken, bis sie im folgenden Frühlinge mit den Veilchen zugleich, lächelnd und ergeben, in das blumige, grünende Grab zur ewigen Ruhe hinsank.

Nach zwei Jahren, in deren Laufe die Ruhe Italiens wieder hergestellt ward, finden wir die Fürstin auf ihrem Wittwensitz, einer Villa an den lachenden Ufern des Arno, wieder. In blühender Jugendkraft eines zum Manne herangereiften Jünglings, in vollem Bewußtseyn freier, schöner Thätigkeit, und mit dem reinsten Ausdruck innern Glückes steht Ferdinand ihr dort zur Seite, doch die Marchesa hat zwar nicht unfreundlich, aber doch sehr kühl sich von ihr zurückgezo-

gen. Die Welt ahnet ein nicht ganz gewöhnliches Verhältniß zwischen jenen beiden, und nennt den Hofkavalier als den am Altar heimlich verbundenen Gemahl der hohen Frau, deren vornehme Geburt sie dem Throne näher brachte, als für ihr Glück vielleicht gut war, und die bei dem mächtigen Einfluß ihrer hohen Verwandten und ihrer übrigen Verhältnisse, ihre Hand nie öffentlich einem protestantischen deutschen Grafen hätte reichen dürfen, dessen Mutter eine Bürgerliche war. Doch keine Vernachlässigung im äussern Benehmen von Seiten der Fürstin, keine ein solches Verhältniß andeutende Vertraulichkeit von Seiten des Grafen läßt die Umgebungen des seltnen Paares darüber zur Gewißheit gelangen. Wer aber des Glücks theilhaftig ward, ihm näher treten zu dürfen, wär' es auch nur für wenige Tage, dem kann es nicht entgehen zu bemerken, wie die Fürstin und Ferdinand, im Gefühl der reinsten, edelsten Liebe, des vollkommensten, gegenseitigen Verstehens, zu immer höherer Vervollkommnung ihrer geistigen Existenz vereint sich erheben. Und jeder trägt die tröstende Ueberzeugung mit sich fort, daß wenigstens

zwei Menschen auf Erden zu einem von innen und aussen sie vollkommen beglückenden Daseyn gelangt sind.

Angelina's Villa ist ein kleines Ferrara geworden; kein bedeutender Künstler zieht so leicht daran vorüber, ohne die Bewohner derselben zu begrüßen; die Edelsten und Besten aus allen Ständen und von allen Nationen fühlen dort sich angezogen und festgehalten, und wenn die Zeit sie endlich zum Scheiden zwingt, so ziehen Träume und Gedanken sie in der Folge oft dorthin zurück.

Bei J. D. Sauerländer ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Irving's Columbus. Aus dem Englischen vom Legations-Rath von Meyer. Vollständige Ausgabe in 4 Bänden mit 4 meisterhaft ausgeführten Kupferstichen und 2 Karten. Auf ordin. Druckpapier Rthlr. 2. 10 Sgr. oder fl. 4. Auf weißem Druckpap. Rthlr. 3. oder fl. 5. Auf geglättetem Velinpap. Rthlr. 3. 20 Sgr. oder fl. 6.

Die Literary Gazette von London drückt sich bei dem Erscheinen dieses meisterhaften Produktes folgendermaßen über dasselbe aus:

«Dieses Werk wird Herrn Irving's Ruhm unglaublich vergrößern; die Neuheit der Erzählungen wird Verwunderung erwecken und ist nur aus der besondern Vergünstigung zu erklären, welche der Autor in Spanien fand, wo ihm die Regierung den Zutritt zu ihren Archiven erlaubte, und ihm außerdem viele Privatbibliotheken zu Gebote standen, welche früher «eine verschlossene Quelle und ein versiegeltes Buch» waren; — hierdurch ist er in den Stand gesetzt worden, manche höchst interessante, bis jetzt unbekannte Thatsachen über Columbus in sein Werk zu verweben. — Die reine und kräftige Eleganz seines Styls, der unbefangene und wahrhaft philosophische Blick seiner Gedanken und Empfindungen, sind Dinge, die Niemanden in Erstaunen setzen werden, der seine früheren Schriften kennt; aber dieses neue Produkt ist noch ausgearbeiteter und von ungleich höheren Ansprüchen. Mit ungemischter Freude betrachten wir daher die Früchte seiner langen und angestrengten Forschungen.

Lustfeld, der Kinder, oder erste belebende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen. Zugleich als erstes unterhaltendes Lesebuch für Kinder. Von dem Verfasser von „Der Knaben Lustwald,“ „Der Mägdlein Lustgarten“ u. s. w. Mit Kupfern und Vignetten. gr. 12. Geb. Rthlr. 1. 17½ Sgr. oder fl. 2. 42 kr.

Hiermit wollen wir in die Eltern= und Kinderwelt ein Büchlein einführen, welches nicht mit den gewöhnlichen alltäglichen Erscheinungen im Gebiete der Kinderschriften verwechselt werden darf. Denn es enthält mit das Bedeutendste, was ältere und neuere Zeit für die kleine Kinderwelt mittel= oder unmittelbar gedichtet und geschrieben hat. Der Kinder Lustfeld hat eine doppelte Bestimmung: einerseits gehört es in die Hand der Mutter, «daß sie daraus ihrem kleinen Kind vorsinge, vorspreche oder vorerzähle;» anderseits soll es, «wenn das Kind anfängt selbstständig zu lesen, sein erstes Unterhaltungsbuch» seyn. Man wird darin nicht leeres, kindlich seyn sollendes Geplauder, nicht bloße dürr=abstrakte Moral, nicht fieberhaftes Spukwesen, — wohl aber «schlichte Einfachheit, frische Naturanschauung, reine Lebenslust bei tief inwohnender Sittlichkeit und Sinnigkeit» finden und erkennen. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, daß es gewiß noch viele Eltern und Erzieher gebe, welche den Kindern ihren Kinderhimmel mit all den Sternen- und Wolkenschäfchen, die auf ihm als Erzählungen, Mährchen, Liedchen, Scherzreimen, Sprüchlein u. s. w. stehen oder dahinziehen, mit Recht nicht rauben lassen wollen. Diesen wird eine solche seltene Gabe, als Stoff zur schönen heitern Ausbauung des Kinderlebens, gewiß recht willkommen seyn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Sämmtliche Schriften

Bd.: 6

Leipzig [u.a.] 1834

Opp. 557 m-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604644-1